Geschichte
der
Deutschen Litteratur
von
Julian Schmidt

LG.H
S352ge

Geschichte

der

Deutschen Litteratur

von Leibniz bis auf unsere Zeit.

Von

Julian Schmidt.

328813
10.7.36

Erster Band.

1670–1763.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besser'sche Buchhandlung.)
1886.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vorbehalten.

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin N.

Meiner lieben Frau

mit herzlichem Gruß

zugeeignet.

Vorwort.

Die fünf Bände, „Deutsche Litteraturgeschichte von Leibniz bis auf unsre Zeit", von denen die beiden ersten sofort, der dritte in den nächsten Monaten, die beiden letzten im Lauf des Jahres erscheinen werden, treten an die Stelle zweier älteren Werke: „Geschichte des geistigen Lebens von Leibniz bis auf Lessing's Tod" 2 Bde. und „Geschichte der Deutschen Litteratur von Lessing's Tod bis auf unsre Zeit" 3 Bde. Ich habe sie nicht als sechste Auflage bezeichnet, weil die gegenwärtige Bearbeitung ein völlig neues Werk ist und als solches aufgefaßt zu werden wünscht.

Die erste Ausgabe, die 1853 erschien — es ist ein Menschenalter her! — ging hauptsächlich aus Essays über Deutsche Schriftsteller von 1805 bis zur Gegenwart hervor, die ich in den Jahren 1847—1853 veröffentlicht hatte, überwiegend kritischer Natur. Wenn ich bei jeder neuen Auflage mich rückwärts bewegend eine neue Periode der Litteratur in den alten Rahmen einwebte, und endlich bis zu Leibniz vordrang, so blieb immer etwas von der alten Fassung zurück. Die neue Ausgabe ist nun streng historisch entworfen: sie will weniger urtheilen, als erzählen und darstellen; sie beginnt mit Schilderung der Deutschen Zustände in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, und sucht in ihrem Fortgang Grund und Folge deutlich hervortreten zu lassen. Zwischen ihr und der nächst vorhergehenden liegen nun auch bereits zwanzig Jahre, in denen ich unablässig an dem Werk gearbeitet habe, um wenigstens mich selbst zu befriedigen.

In diesen Jahren hat sich die Fülle des Materials unglaublich erweitert, es sind Monographien von erstem Rang erschienen, und auch

gleichgültige Partieen sind sorgfältig durchstöbert. Ein wesentlicher Nutzen dieser letzteren Detailforschungen ist, die eigentliche Geschichtschreibung zu entlasten. Es giebt Perioden, die durch die Massenhaftigkeit ihrer Production Erstaunen erregen, und doch ohne bleibenden Gehalt sind; gegen diese ist ein summarisches Verfahren gerechtfertigt: der Geschichtschreiber soll soviel wegwischen als möglich, damit das Auge des Lesers sofort sinnlich den Gegensatz zwischen leeren und vollen Perioden wahrnehme. Die Hauptaufgabe der historischen Kritik ist, zu ermitteln, welche von den Erscheinungen, die ihr gegenübertreten, lebendig waren und wirkten; das Unlebendige und Wirkungslose hat sie wegzuräumen, um dem Lebendigen Licht und Luft zu schaffen; nur das Lebendige gehört der Geschichte an. Die wirksamste Kritik des Unlebendigen und Unechten ist das Echte und Lebendige hervorzuheben.

Zu den leersten Blättern der gewöhnlichen Lehrbücher rechne ich die umständlichen Berichte von den Zänkereien der Gelehrten: die Polemik gehört nur dann in die Geschichte, wenn sie productiv ist, wenn sie neue Grundsätze des Guten und Schönen an's Licht bringt, und damit das geniale Schaffen fördert.

Durch Ausmerzung dieser und ähnlicher Dinge habe ich, bei allem Neuen, das dazugekommen, soviel Raum gewonnen, daß die gegenwärtige Ausgabe erheblich geringern Umfang hat als die vorige.

Die Form, in der gegenwärtig das Buch erscheint, ist für mich die endgültige, die „Ausgabe letzter Hand": bei den manchen Wandlungen, die es vorher durchgemacht, halte ich für Pflicht, das auszusprechen. Freilich Niemand fühlt stärker, als wer selbst den Versuch unternimmt, wie wenig er hoffen darf, das Ideal, das ihm vorschwebt, auch nur annähernd zu erreichen.

Die Deutsche Litteratur von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur Gegenwart läßt sich in zwei verschiedenen Formen darstellen: entweder als Segment der Deutschen Nationallitteratur vom ersten historischen Auftreten unsers Volks an; oder als Segment der allgemeinen Europäischen Culturbewegung während jener Jahrhunderte.

Bei jener Form ist der Hauptzweck, die Einheit des Deutschen Volksgeistes von seiner ersten Erscheinung an nachzuweisen; in den dürftigen Denkmalen des Deutschen Alterthums die nämliche Art des Empfindens und Denkens aufzusuchen, die uns an unsrer classischen

Periode entzückt, und Ulfilas, den Heljand, Wolfram und die Minnelieder, die Nibelungen und Parcival, Hans Sachs und Opitz, Klopstock, Goethe und Schiller, in eine gegliederte Reihe zu verbinden, die an eine Familienchronik erinnert.

Mein Werk gehört der zweiten Form an. Die Deutsche Litteratur hatte einen Moment, in welchem der alte Geist ermattete und verkümmerte, die Zeit nach dem dreißigjährigen Krieg. Der wunderbare Aufschwung des 18. Jahrhunderts hängt nur in geringem Maaß mit den vergangenen Schöpfungen der deutschen Litteratur zusammen; die Erinnerung an sie wird erst ziemlich spät wieder wach, und tritt nur als einzelnes Motiv in das neue geistige Leben Deutschland's ein. Von weit größerem Belang ist die Einwirkung der früher gereiften Culturvölker, der Italiener, Spanier, Engländer und Franzosen. Von den geistigen Elementen unsers goldnen Zeitalters ist nur die Reformation echt Deutschen Ursprungs; selbst das mittelalterlich Nordische ist uns Modernen eher durch Shakespeare als durch unsre eignen Vorfahren aufgegangen, das Alterthum durch die Italienische Renaissance vermittelt; in der allgemeinen Weltbildung traten wir in die Fußtapfen der Franzosen.

Den Zusammenhang dieser verschiedenen Bildungsmotive — Renaissance, Reformation, Gothik und Classicismus — unter einander, und ihren Einfluß auf unsre Litteratur seit Leibniz in möglichst starken Strichen anzudeuten, ist der Zweck der Einleitung, die ich meinem Buch vorausgeschickt habe: sie sollte zeigen, daß die moderne Deutsche Culturbewegung ein integrirender Theil der allgemeinen Europäischen ist; daß die Bewegung der Ideen in unserm goldnen Zeitalter sich unmittelbar der europäischen Bewegung anschließt, die demselben vorausging.

Ich hätte für meine neue Bearbeitung den alten Titel „Geschichte des geistigen Lebens" beibehalten, wenn nicht der Titel „Litteraturgeschichte" kürzer und handlicher wäre. Doch muß ich daran erinnern, daß ich ihn etwas anders auffasse, als es gewöhnlich geschieht.

Was heißt eigentlich Litteratur? — Inbegriff dessen, was zu einer bestimmten Zeit geschrieben, respective gedruckt wurde? — Es wird doch manches geschrieben, was schlechterdings nicht zur Litteratur gehört: man darf nur dasjenige Geschriebene, Poesie oder Prosa, dazu rechnen, in dem sich geistiges Leben abspiegelt.

In der Regel beschäftigt sich die Litteraturgeschichte ausschließlich

mit der Dichtung, selbst in Zeiten, wo diese an Kraft und Reichthum von der Prosa weit überflügelt wurde. Das Bild solcher Perioden, wie die Leibnizische, wird dadurch ganz verschoben: die Dichtung selbst verliert ihren Boden und damit ihre Realität, wenn man sie auf den Isolirschemel stellt. Die echte Dichtung kommt in der Geschichte viel mehr zu ihrem Recht, wenn man in Zeiten, wo sie erlahmt, die andern geistigen Functionen zu Wort kommen läßt und ihr Muße verstattet, sich zu neuem Leben zu sammeln.

Wie lückenhaft das Bild unsers classischen Zeitalters ausfallen würde, wenn man es auf die Litteratur einschränkte, ergiebt sich sofort aus zwei wichtigen Thatsachen.

Die Litteratur jener Zeit ist, wenig Ausnahmen abgerechnet, ausschließlich von Protestanten besorgt, und in protestantischem Geist gehalten, obgleich die Hälfte Deutschlands katholisch geblieben ist. Zur Erklärung dieser auffallenden Thatsache reicht die blos litterarische Analyse nicht aus.

Sodann ist der wahrhaft emporstrebende Geist unsrer Dichtung zugleich ein Aufstreben aus dem Pfahlbürgerthum heraus: entweder von der Sehnsucht nach einem wirklichen Vaterland, oder von der Sehnsucht nach einem ästhetischen Ideal erfüllt. Dieser entscheidende Grundzug unsrer classischen Bildung wird nur verstanden, wenn man die politischen Zustände Deutschlands im Auge behält: mehr als bei irgend einem andern Volk geht bei uns das erwachende politische Leben mit der erwachenden Poesie Hand in Hand; deutlicher als irgendwo anders zeigt sich die Wechselwirkung zwischen beiden. Die großen Dichter der Engländer, Spanier und Franzosen, auf welchen die Blüthe der Litteratur beruht, fanden ein Vaterland vor; die schwere Aufgabe und das Verhängniß unsrer Dichter war, eines suchen zu müssen. Erst aus der Vergleichung des patriotischen Ideals mit der Wirklichkeit erkennt man die Berechtigung desselben, und wie weit es echt war.

Nicht minder aber als Politik und Religion, kommt bei dem Verständniß der Poesie Recht und Sitte in Betracht. Jede echte Poesie zählt unter ihre würdigsten Gegenstände die Verwickelungen des Ehrbegriffs, und das Verhältniß zwischen Mann und Weib. Das ewige Lied der Liebe von individuellen Dichtern gesungen, haucht doch nur wieder, was in der Volksseele athmet; auf diesen Athem zu lauschen,

ist eine würdige Aufgabe für die Geschichte des geistigen Lebens: sie hat auch die Frauen zu ihrem Gegenstand, nicht blos diejenigen, welche dichten.

Im innigsten Zusammenhang steht ferner die Geschichte der Litteratur mit der Geschichte der Wissenschaften: was hat nicht die Theologie, Jurisprudenz, die Naturwissenschaft, die classische und germanistische Philologie auf unsre schöne Litteratur für großartige Wirkungen ausgeübt!

Alle diese Disciplinen in der Litteraturgeschichte methodisch darzustellen, wäre unmöglich. Aber so ist es auch nicht gemeint. Jede derselben hat nur eine bestimmte Zeit, in der sie ihr volles Gewicht in die Wagschale wirft. Es treten Perioden ein, in denen die eine oder die andre jener Disciplinen mit jugendlicher Schöpferkraft die hellsten Köpfe und wärmsten Herzen der Nation ergreift, wo sie wie eine neue überraschende frohe Botschaft verkündet und begrüßt wird: solche Momente hat die Litteraturgeschichte zu ergreifen und darzustellen; die Zeiten dagegen, wo jene ihre dominirende Stellung aufgiebt und Gegenstand der schulmäßig fortschreitenden Fachgelehrsamkeit wird, hat sie der Geschichte der Wissenschaften zu überlassen. Die letztere hat ein Gebiet für sich, dem sich nur die Schule nahen darf; nur das beiden gemeinsame Gebiet darf die Litteraturgeschichte betreten.

Fortgang und Bewegung der Ideen in möglichst deutlichen Umrissen zu zeichnen, ist der Hauptzweck meiner Darstellung. Der glücklichste Leitfaden dafür ist die Philosophie, und ich habe es nicht für ausreichend gehalten, von Männern wie Leibniz, Locke, Spinoza, Kant, Herder u. A., nur im Allgemeinen rühmend anzuerkennen, daß sie Großes geleistet, sondern, soviel mir möglich war, auseinander zu setzen, worin ihre Größe bestand? worin sie das geistige Leben der Nation befruchtet haben? Wenn ich darin den Philosophen von Profession Concurrenz zu machen scheine, so geschieht das wenigstens mit aller Bescheidenheit. Diese haben in der Geschichte ihrer Wissenschaft festzustellen, wie weit jeder der bahnbrechenden Männer in der Erkenntniß der absoluten logischen und metaphysischen Wahrheit gekommen ist; meine Aufgabe beschränkt sich darauf, zu zeigen, was sie ihrem Volk und ihrer Zeit waren. Die Methode Jener muß analytisch sein, mir kommt es vielmehr darauf an, von ihrem Denken und Empfinden, von

ihrem Zusammenhang mit dem Volksgeist und ihrer Eigenart ein sprechendes Bild zu geben. Wenn es Jenen wichtiger ist, festzustellen, wie sich Kant zu Aristoteles verhält, so kommt es mir auf sein Verhältniß zu Schiller, Goethe und Herder an. Kant spielt in meinem Buch eine hervorragende Rolle, insofern er eine Wiedergeburt des Idealismus, nicht blos in der strebenden Jugend, sondern bei den maßgebenden Männern der Litteratur bewirkte. Wer über die Details seines Systems Auskunft wünscht, wendet sich an ein Fachbuch.

Auch die Philosophie ist in Deutschland nicht immer nationales Interesse gewesen: ich halte nur die Zeiten fest, in denen sie es war, in denen sie die Geheimnisse des Volksgemüths aus ihrem verborgensten Kern an's Tageslicht zog, und dem Glauben und Lieben des Volks Flügel lieh.

Fortgang und Zusammenhang der Ideen zu markiren, ist sachlich meine Hauptaufgabe; für die Form schwebt mir noch etwas Anderes vor. Ich möchte für jeden Abschnitt der Geschichte nicht blos den Gedanken, sondern die Farbe finden und wiedergeben, jede Stufe der Entwickelung zu einem Bild gestalten, das sich dem Gedächtniß einprägt. Die Litteratur in ihrem Zusammenhang macht erst dann Freude, wenn sie als farbiges Leben erscheint. Die rechte Farbe zu finden, ist freilich nicht leicht.

Ich habe es nicht blos mit Büchern, sondern mit Menschen zu thun. Die Ideen, wenn sie auch ihren Ursprung aus dem dunkeln Quell der Volksseele schöpfen, gewinnen wirkliche Gestalt erst in den Köpfen und Herzen lebendiger Menschen. Den großen Männern, die ihrem Volk und ihrer Zeit eine neue frohe Botschaft verkündet, näher zu treten, ist das reinste Glück des Geschichtschreibers; ihr Bild, wie es in seiner Seele lebt, den Lesern zu zeigen, und diese mit ihnen zu befreunden, seine fruchtbarste Aufgabe. Diese Gottbegnadeten zu ehren, ist gut, aber sie lieben zu lernen, bringt einen höhern Gewinn. Ich habe mich in ihr Schaffen und Treiben eingelebt, ich glaube sie zu hören, mit ihnen zu verkehren, ihre Gestalten sind mir näher, sinnlicher, als die vieler Mitlebenden. Nicht sie anzustaunen, will ich meine Leser anleiten, sondern den Pulsschlag ihres Herzens mitzuempfinden, sich zu wärmen an ihrer Glut, ja mitzulachen bei ihren Scherzen. Die Ueberzahl der Wohlmeinenden aber Gleichgültigen muß vor diesen echten Repräsentanten des geistigen Lebens in den Hintergrund treten.

Den innern Zusammenhang des Stoffs habe ich im Inhaltsverzeichniß möglichst genau angedeutet: ein Register zur Ergänzung desselben folgt im letzten Band. Hier im ersten habe ich ein chronologisches Verzeichniß der Geburtstage gegeben, um die Scheidung der verschiedenen Generationen, auf die viel ankommt, sinnlich vor die Augen zu stellen. Die Citate aus Briefen u. s. w. sollen nur dazu dienen, für die Stimmung das sprechendste Wort zu treffen; diplomatische Genauigkeit liegt nicht in meiner Absicht. Wo es darauf ankam, habe ich in poetischen Citaten die ältere Version vorgezogen.

Bei der Correctur hat mir mein Freund, Professor Bernhard Suphan, treulichst beigestanden; ich sage ihm dafür meinen herzlichsten Dank.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch.

Leibniz und seine Zeit.

1670—1720.

1.

Einleitung. Die Europäische Culturbewegung bis zum 17. Jahrhundert.

Seite

Das Mittelalter. — Stellung der Deutschen zu Rom — Kaiserthum und Kirche — Ritterliche Bildung und Scholastik — Hegemonie der Franzosen — Deutsche Volksdichtung: Die Nibelungen — Dante's Göttliche Komödie. . 1

Die Renaissance — Petrarca und der Humanismus — Hegemonie der Italiener — Durch die neuen Großmächte gestört — Machiavelli — Die ritterliche Bildung artet in Schein aus — Der hohe Stil der Kunst — Gegensatz der Italienischen und Deutschen Humanisten — Reineke. . . 7

Die Reformation — Die Dunkelmänner und der Ablaßstreit — Luthers Charakter und Schicksal — Die allgemeine Reformation der Kirche scheitert an der Politik. 14

Die Gegenreformation — Die Jesuiten — Hegemonie der Spanier — Don Quixote gegen die irrenden Ritter — Calderon als höchster Ausdruck der spanischen Gesittung — Die Poesie der Farbe; spanische Maler — Rembrandt. 24

Der protestantische Geist in England — Shakespeare — Die Puritaner. . . 34

2.

Einleitung. (Schluß) Deutschland und Frankreich im 17. Jahrhundert.

Deutsche Sitten zu Anfang des Jahrhunderts — „Deutsche Freiheit" — Grobianus und die Ausländerei — Complimentirbücher und Satiren — Aufstrebende Litteratur, durch den dreißigjährigen Krieg unterbrochen — Elend und Verwilderung — Zweite Schlesische Schule — Simplicissimus. . . . 45

Frankreich erstarkt im Gegensatz gegen die Spanische Hegemonie in Politik, Kunst und Litteratur — Die Academie und die Classiker — Die gebildete Prosa und die „gute" Gesellschaft, von Europa als Muster gefeiert — Königthum und Aristokratie — Die Franzosen eine Nation — Ludwig XIV. — Anfang der Raubkriege, die für Deutschland ein Verhängniß werden. . 53

3.

Leibniz als Begründer des Deutschen Idealismus.

1670—1685.

Seite

Leibniz führt die Deutschen in die Europäische Bildung ein — Die Naturwissenschaft (Bacon) und die neue Rechtslehre (Grotius) im Kampf gegen die Scholastik; Leibniz sucht zu vermitteln; seine Jugendbildung. 66
Leibniz in die Politik gezogen — Der neue Weltkampf zwischen Deutschland und Frankreich — Leibniz in Paris, 1672—1676. 73
Leibniz unter dem Einfluß französischer Bildung; die Cartesianer und Spinoza; System des Idealismus; das Weltbürgerthum. 74
Leibniz in Hannover; Spießbürgerei in Staat und Kirche; Unionsversuche, durch Aufhebung des Edicts von Nantes unterbrochen. 83

4.

Die Aufklärung und der Pietismus.

1687—1699.

In England das Puritanerthum und die Naturwissenschaft, Newton und Locke; Schule der Aufklärung; die Revolution und der Gesellschaftsvertrag. . 90
In den Niederlanden der skeptische Geist: Bekker und Bayle. 95
In Deutschland Pufendorf und Thomasius — Auflehnung der Frommen gegen das verknöcherte Lutherthum: Spener und Francke. 96
Der gemeinsame Streit gegen die Facultäten verbindet die Aufklärer mit den Pietisten; Berlin und Halle — Leidenschaftlicher Kampf der Pietisten gegen die Orthodoxie: Arnold, Dippel. 108

5.

Der Ausgang.

1696—1726.

Deutschland kaum noch eine Nation; Deutsche Hofsitten. 115
Vereinzelte Bildungsversuche. Berlin, Leibniz, Sophie Charlotte, Canitz, Besser, Schlüter. 119
Durch den Spanischen Erbfolgekrieg das Nationalgefühl ein wenig gehoben; mit dem Tode Ludwigs XIV. beginnt für Europa eine neue Zeit. . 128

Zweites Buch.

Die Zopfzeit.

1720—1748.

1.

Willkür und Zucht.

1720—1734.

Rococobildung in Frankreich und England: Gilblas und Robinson. . . . 132
Dichtung und Spießbürgerthum: Günther. 137
Philosophische Tendenzen der Dichtung: Brockes' Irdisches Vergnügen in Gott. 144
Wolff macht den Leibniz'schen Idealismus zur Deutschen Nationalphilosophie; sein Kampf gegen die Hallischen Pietisten und gegen Friedrich Wilhelm. 147

Seite

Gottsched reformirt die deutsche Sprache und Dichtung nach französischen Mustern; Kampf gegen den Hanswurst. 155
Der Preußische Staat; Gegensatz zwischen Vater und Sohn. 159

2.

Englisch-Französische Einwirkungen.

1732—1736.

Die Englische Philosophie (Locke) durch Voltaire nach Frankreich importirt; Bedeutung Voltaire's für die französische und europäische Gesellschaft; Anknüpfung mit Prinz Friedrich. 162
Die Schweiz als Vermittler zwischen der Englisch-Französischen und der Deutschen Bildung; Bodmer's neue Kunsttheorie; Milton. 172
Haller's „Schweizerische Gedichte" und Stellung zur Wissenschaft. 176
Der „gesunde Menschenverstand" (Liscow) gegen den Dogmatismus der Wolffianer. 183

3.

Nachsommer des Pietismus.

1733—1740.

Herrnhut; Zinzendorf im Gegensatz gegen den Hallischen Pietismus. . . . 186
Die Gelehrten unter pietistischen Einflüssen: Haller, J. J. Moser, Euler. . 193
Ausgang Friedrich Wilhelms; die Loge — erste Spinozistische Versuche (Edelmann). 205

4.

Friedrich's Anfänge.

1740—1748.

Die Aussichten auf ein Mediceisches Säculum durch den Krieg unterbrochen; Friedrich und seine Stellung zur Weltgeschichte; die schlesischen Kriege. 206
Realistisch-moralische Versuche in der englischen Litteratur: Richardson. . . 211
Krieg zwischen Gottsched und Bodmer. 212
Die Deutsche Dichtung findet ihren „gesunden Menschenverstand" wieder. Hagedorn. Bedeutung der Fabel. Die Bremer Beiträge. Die Satiriker, Rabener, Kästner. Gellert und sein Freundeskreis: Fabel, Lustspiel und Roman. 214
Hallische (Preußische) Schule. Gleim und sein Kreis; die Anakreonten, lateinische Maaße. Ramler, Uz. Kleist's „Frühling". 223
Sanssouci. 228

Drittes Buch.

Der Idealismus im Aufsteigen.

1748—1763.

1.

Die seraphische Dichtung.

1748—1755.

Klopstock. Plan zum Messias (Bach und Händel) — Der „Zögling der Griechen" — Leipziger Freundeskreis — Pietistische Nachwirkungen — Der Messias kein Epos — Musikalische Bedeutung. 229
Klopstock als Sänger der Liebe: Fanny. 237

Seite
Klopstock in Zürich. 243
Klopstock und Meta (Gleim) — In Dänemark; Ode und Kirchenlied: 1751—1755. 246
Die Klopstockianer: Wieland und Geßner in Zürich. 252

2.

Berlin.

1750—1755.

Friedrich und Voltaire; Uebergewicht der französischen Bildung. 258
Lessing's Jugend: Gedichte, Kritik, Studien, erste Dramen; Philosophische Versuche — Mendelssohn. 264

3.

Kant und Winckelmann.

1755—1756.

Die Naturwissenschaft und der Humanismus als die leitenden Richtungen der classischen Zeit.
Kant's „Naturgeschichte des Himmels nach den Grundsätzen Newton's" — Kant und das Erdbeben von Lissabon; bekennt sich zum Optimismus. . . . 278
Winckelmann's Jugend; Nöthenitz und Dresden; die Nachahmung der Griechen; Uebertritt; Rom: Beschreibung der Statuen — Kunstgeschichte — Sehnsüchtiges Bild von Rom und der Antike. 283

4.

Der siebenjährige Krieg.

1756—1763.

Friedrich wird der Held der Nation, über dessen Größe man das Elend vergißt — Lessing's Litteraturbriefe und Philotas — Kleist's Heldenlieder und Tod — Gleim's Grenadier — K. Fr. Moser über Friedrich — Gottsched und Gellert. 295
Voltaire, Rousseau und die Encyclopädisten: écrasez l'Infâme! 309

5.

Die deutsche Prosa während des Kriegs.

1760—1763.

Justus Möser. 315
Die Humanisten und Skeptiker: Sterne und Hume. 322
Kant unter Hume's Einfluß gegen den philosophischen Dogmatismus. . . . 324
Hamann's fragmentarische Winke über eine völlig neue Auffassung der Poesie. . . . . 327—336

Erstes Buch.

Leibniz und seine Zeit.

1670—1716.

1.

Einleitung.

Die Europäische Culturbewegung bis auf das 17. Jahrhundert.

Wenn wir unsre Litteratur seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit einigem Selbstgefühl „classisch" nennen, so scheint Europa dies Selbstgefühl als berechtigt gelten zu lassen. Zum ersten Mal, seitdem die Deutschen in die Arbeit der Europäischen Cultur eintraten, wurde ihr geistiges Leben für Europa Gegenstand nicht blos gespannter Aufmerksamkeit, sondern bald warmer Anerkennung. Die Nationen, welche bisher in der allgemeinen Europäischen Culturbewegung das große Wort geführt, schienen dunkel zu empfinden, daß der deutsche Idealismus für das Verständniß Gottes und der Natur gewisse Formeln, Typen und Symbole gefunden habe, welche sich den bisherigen Denkern und Dichtern entzogen hatten.

Diese Anerkennung war mit einigem Spott verknüpft. Wenn man uns Idealisten nannte, so wollte man damit zugleich sagen, daß wir uns in der Wirklichkeit nicht zurecht zu finden wüßten, und wir selbst waren nicht ohne Bedenken, ob wir nicht über dem Bestreben, das allgemein Menschliche zu fassen, zuviel von unsrer berechtigten Eigenart geopfert hätten. Jeder Idealismus setzt das Gefühl des Gegensatzes voraus, zwischen dem angestammten Instinct und den Bildern des Vollendeten, die von Außen kommen.

Dieser Gegensatz zieht sich in der That durch die gesammte deutsche Geschichte. Als die Deutschen ein historisches Volk wurden, fanden sie sich gegenüber ein gewaltiges Weltbürgerthum bereits vor, das Römische Reich, das neben den Resten classischer Bildung die christlichen Ideen in sich aufgenommen und beides in einander verarbeitet hatte. Gegen

diese Culturwelt haben sie zuerst lange mit tapfrer Ausdauer gekämpft, endlich aber wurden auch die Deutschen in der Heimath, die sich der Römischen Sprache erwehrt, durch eigne Stammverwandte der Kirche unterworfen. Dadurch trat in ihre ideale Welt ein innerer Widerspruch ein, den zu lösen die Aufgabe ihrer geistigen Entwickelung geblieben ist. Durch viele Jahrhunderte fühlten sie sich abgestoßen von der fremden Culturwelt, die ihrer innersten Art widersprach, und doch wieder angezogen, da sie den Zwiespalt in den Ideen nur durch völlige Aneignung der allgemeinen Bildung zu lösen hoffen durften.

Die deutschen Stämme, welche die Römischen Provinzen unterworfen hatten, Gallien, Spanien, Italien, wurden allmälig von der höhern Bildung der Unterworfenen bezwungen, ihre Sprache wurde romanisirt, und konnte sich daher auch die religiösen und juristischen Vorstellungen, die Rom ihnen brachte, leichter aneignen: Begriff und Ideal suchten und fanden den nämlichen Ausdruck. Die Deutschen in der Heimath, deren Sprache nie das Römische Joch getragen, und denen diese ganze Bildung innerlich fremd war, kamen nun in die seltsame Lage, mit dem Mutterland dieser Bildung staatlich verbunden zu werden: Otto der Große erneuerte das Römische Kaiserreich, das Reich Karls des Großen, und so schien nun Rom der Mittelpunkt der deutschen Welt. Die Deutschen hielten durch ihre Tapferkeit ihren König in Welschland aufrecht, aber sie galten demselben für halbe Barbaren. Ottonen und Salier walteten mächtig in Italien, die Kirche mußte sich ihnen fügen, und wurde von ihnen unterstützt, als Werkzeug gegen die Romanischen Nationen.

Erst Gregor VII. kehrte den Spieß um: er machte sich zum Herrn der Kirche, gebrauchte die Könige von Frankreich, die italienischen Städte und die deutschen Kleinfürsten als Werkzeuge gegen den Kaiser, und eröffnete so den welthistorischen Kampf, der zwei Jahrhunderte dauerte. Mit fester Hand band er die bisherige lose Praxis in ein unbedingt gebietendes System. Durch das Cälibat vom Volk geschieden, in strengem Gehorsam an Rom gebunden, wurde die Geistlichkeit auf das „heilige" Leben verpflichtet, das der Natur absagte. Nur ihr galten die drei Gelübde, Armuth, Keuschheit und Gehorsam; das Laienthum überließ man seinen natürlichen unheiligen Sitten, seiner Ehe, seinen weltlichen Lüsten, seinen Fehden; nur hatte es für seine Unheiligkeit der Kirche durch „gute Werke" Entschädigung zu leisten: Fasten, Geißelung, Almosen, Abbeten des Rosenkranzes, Schenkungen an die Kirche, Kampf gegen die Ungläubigen. Die Heiligen hatten mehr geleistet als Gott befohlen, diesen

Ueberschuß an guten Werken stellte die Kirche dem Sünder zur Verfügung, wenn er seine Schuld bekannte und die vorschriftmäßige Buße leistete. Das Gewissen war dem Beichtvater in die Hände gegeben: er stand dem Sünder wie der Arzt dem Kranken gegenüber, er belehrte ihn, was ihm fehle, und schrieb die Heilmittel vor. War die Arzenei vorschriftmäßig eingenommen, so war die Krankheit geheilt: die begangene Sünde war abgethan, weggewischt aus dem Buch seines Lebens, er konnte mit Sicherheit auf das Geschehene zurückblicken. Es blieb nur noch die allgemeine Krankheit der Erbsünde, für welche dann die Sacramente eintraten, bis durch das letzte Sacrament das gesammte Leben der Verdammniß entzogen wurde. Ja die Kirche setzte ihre Wirkung noch über das Leben hinaus fort: sie nahm einen Mittelzustand an zwischen Verdammniß und Seligkeit, und wenn in diesem die Action des Gestorbenen aufhörte, so hatten die „guten Werke" seiner Angehörigen noch die Gewalt, seinen Zustand zu lindern und abzukürzen. So griff die Kirche, rathend, fördernd, allseitig in das Leben des Laienthums ein, ohne es irgendwie zu vergeistigen und in sich aufzunehmen.

Gleichzeitig mit der Reform der Kirche durch Gregor VII beginnen die Kreuzzüge; sie dauern grade so lange wie der große Kampf zwischen Kaiser und Papst. Seit dem achten Jahrhundert war die wild andrängende Flut der Saracenen zum Stillstand gebracht, der Gegensatz zwischen der muhamedanischen und christlichen Welt hatte sich abgeschwächt; der Zug nach dem Morgenland, künstlich durch die Päpste hervorgerufen, hatte einen phantastischen Anstrich. Die Deutschen waren erst abgeneigt, nur langsam setzten sie sich in Bewegung, und sie hörten nicht auf, gegen die neue ritterliche Bildung zu protestiren, als deren Träger sich die Franzosen mit ihren Seitenverwandten, den Provençalen und Normannen, brüsteten: die neuen fränkischen Reiche im Morgenland wurden französisch eingerichtet, das ganze Ritterthum wie das Lehnswesen war französisch gedacht.

Kein Volk ist so empfänglich für den Enthusiasmus als die Franzosen, keines so leicht außer sich gesetzt, keines so behend, dieser Erregung eine gebildete Form zu geben, sie zum guten Ton, zur Mode zu machen. Ursprünglich durch den Enthusiasmus hervorgerufen, wurde das Ritterthum bald Satzung und Convenienz: es war vorgeschrieben, wie man fromm, treu, tapfer, ja wie man lüderlich sein müsse; in den fröhlichen Liebeshöfen der Provence wurde nicht blos die Liebe sondern der Ehebruch zur Kunst ausgebildet. Das Ritterthum schloß sich durch guten Ton hart gegen das gemeine Volk ab: wer den Ritterschlag empfing,

mußte sich zu gewissen idealistischen Zwecken verpflichten. Die Ueberlieferungen vom heiligen Graal, von der Tafelrunde des Königs Artus und von den Pairs Karl des Großen bildeten sich zu einer Art Mythologie aus.

Paris, der Brennpunkt der ritterlichen Bildung, war zugleich Brennpunkt der damaligen Philosophie, der scholastischen: erst in Paris bekamen die Doctoren dieser Schule den rechten Schliff. Sie stellten sich die Aufgabe, die Dogmen der christlichen Kirche in ein System zu bringen und der weltlichen Bildung verständlich zu machen: dazu bedienten sie sich der Aristotelischen Kategorien, wie sie im Lauf der Zeit von Griechen und Lateinern, von Juden und Arabern verarbeitet waren. Es schien in den Dogmen vieles der Vernunft zu widersprechen: Ein Wesen und drei Personen; ein von Ewigkeit gezeugter Sohn; die Fleischwerdung des Worts. Mit ungemeinem Scharfsinn und einer Fülle von Geist bemühten sich nun die Scholastiker, nachzuweisen, daß ein tieferes Denken alle diese scheinbar widersprechenden Begriffe nicht blos als glaubhaft sondern als nothwendig zeige, indem sie die Fragen untersuchten: was ist die Substanz und was sind die Accidenzen eines Dings? wie verhalten sich die Begriffe Einheit und Vielheit, Sein und Werden, Zeit und Ewigkeit?

Der strengern kirchlichen Partei kam die Forderung, daß der Glaube mit der Vernunft übereinstimmen solle, zuerst verdächtig vor, und nicht leicht gab sie sich gefangen. Aber in der Mitte des 13. Jahrhunderts kam es zur vollen Verständigung. Man einigte sich über die Formel: der Glaube müsse freilich vorangehn, aber dann sei es Pflicht, zum Wissen vorzudringen; alle Künste und Wissenschaften müssen vom Geist der Theologie durchdrungen werden, denn im Innersten aller Dinge lebe Gott. Die vollständige Herrschaft errang Thomas von Aquino, der Oct. 1257 in Paris promovirte, und dessen System von der völligen Uebereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft durch die Dominicaner über das ganze Abendland ausgebreitet wurde.

Die Scholastiker waren die ersten Träger der allgemeinen Europäischen Bildung; sie besorgten die Vermittelung des neuen Culturwesens mit der alten Welt, der Kirche mit dem Laienthum, der verschiedenen Völker unter einander. Ihre Sprache war die allgemeine Europäische, die Lateinische, die Sprache der Kirche.

Dagegen bedienten sich die Dichter in Frankreich, der Provence, Deutschland, Italien, Spanien, der immer mehr erstarkenden Landessprachen. Die Franzosen gingen an Reichthum der Erfindung weitaus

voran, die deutschen Hofdichter entlehnten ihnen meist ihre Stoffe und zum Theil auch ihre idealen Begriffe: nicht bloß „Tristan und Isolde", sondern auch „Parcival" stammt aus französischer Quelle. Wolfram, ein Dichter von ungeheurem Können, bearbeitete nach einem französischen Vorbild die Sage vom heiligen Graal, einem geheimen Orden nach der Analogie des Tempels, der im Stillen kräftiger als die erscheinende Kirche die Welt regieren sollte; Wolfram vertiefte, was er überkommen hatte, es gelang ihm aber nicht, sein Volk in dieser mystischen Welt heimisch zu machen; keine seiner Figuren lebte als typisch im Munde des Volks.

Wahrhaft zu Hause waren die Deutschen nur in dem Sagenkreis, der sich an ihre eigne Geschichte, an die Völkerwanderung knüpfte. Dieser von den Hofdichtern verschmähte Sagenkreis wurde von den Volksdichtern wiederholt bearbeitet, und gewann im Nibelungenlied eine Gestalt, in der es der spätesten Nachwelt die echt deutsche Art überliefern wird.

Es ist in der Durchführung ungleich, und die Vermuthung, daß verschiedene Hände dabei thätig waren, sehr berechtigt; gleichwohl geht durch das Ganze, wie es jetzt uns vorliegt, ein gewaltiger einheitlicher Zug, tragisch im erhabensten Sinn. Um es richtig zu fassen, muß man sich die mythologischen Schattengestalten, die vielleicht darin verwebt sind, den Sonnengott Siegfried, die Walkyre Brunhilde u. s. w. aus dem Sinn schlagen; es sind wirkliche Menschen, die uns gegenüber treten, gewaltige wilde Menschen, in denen das Blut schneller und stärker schlägt, Menschen deutscher Art, die aus voller Seele hassen und lieben können. Charaktere wie Kriemhild und der grimme Hagen gehören uns ganz eigen an, und finden in der gesammten Weltlitteratur wenig ihres Gleichen. Die Nibelungen sind nordische Gestalten im Gegensatz zu den homerischen Helden und den bunten Fabelwesen der romanischen Sage, die unter einem helleren Himmel aufgewachsen sind; finstere, harte, grausame Naturen — aber welch ein tiefer Brunnen an Liebe, Treue und Edelmuth quillt aus dem grimmigen Schmerz hervor, der diese Geschichte durchzieht! Welche Gemüthstiefe z. B. in Rüdiger! — Die Geschichte spielt in einem christlichen Lande, die Kirche zeigt sich mitunter an, aber wie blaß sehn diese christlichen Vorstellungen gegen die Vollkraft der germanischen Helden aus! Man sieht, wie trotz des christlichen Firnisses die alten Götter noch heimlich im Gemüth der Deutschen fortleben, nur durch die Kirche ins Dunkel verscheucht, wo sie ein spukhaftes Dasein führen.

Die Welt der Nibelungen ist eine wilde, zerklüftete Landschaft, mit trübem bewölkten Himmel und blutigen grausamen Figuren, aber wir sind unter freiem Himmel, in einer historisch lebendigen Welt; in Dante's

göttlicher Komödie ist, wie in den gothischen Domen, durch gemalte Fenster Licht und Luft ausgeschlossen: wir athmen eine mystische, unirdische Luft.

In der „Göttlichen Komödie" rafft sich noch einmal das echte Mittelalter zu einer großartigen Gestalt zusammen. Dante ist der größte Dichter seit dem Untergang des Alterthums, ein Muster der Sprache, als Denker auf der Höhe der Scholastik, ein tiefes mächtiges Gemüth, das uns fesselt, auch wo wir uns umsonst bemühen, ihm zu folgen. Aber er führt uns in eine untergegangene historische Welt ein. Die Schatten, die er heraufbeschwört, sehn uns fragwürdig an, aber sie werden bald, wie Francesca da Rimini, durch einen Wirbelwind entrückt. So realistisch er malt, wir finden uns in seiner unter- und überirdischen Welt weniger zurecht als auf dem Griechischen Olymp. Als Action geht das Weltgericht unserer Phantasie vollkommen auf, als bleibender Zustand der Strafe und Qual streift es an's Barocke, und in den mystischen Entzückungen des Himmels fängt uns an zu frieren. Die Göttliche Komödie ist ein kostbares Vermächtniß, ein uns fernliegendes Zeitalter zu versinnlichen: ihr Pulsschlag wie ihre Ideale sind uns fremd geworden wie das Lehrgebäude des heiligen Thomas.

Die Italiener stehn dem Gedicht ganz anders gegenüber; es war das Signal ihrer Wiedergeburt, sie studiren in ihm die Entwickelung ihrer Sprache, ihrer Geschichte. Geschont hat Dante seine Landsleute nicht; Italien kennt nach ihm nur Privat-Interessen, und hat sich so in spitzfindige Grübeleien vertieft, treibt so feine Politik, daß es heute einreißen muß, was es gestern gebaut. Das Heil hofft Dante einzig von der Herstellung des Römischen Kaiserthums. „O komm und siehe deine Roma weinen!" so ruft er dem Habsburger Albrecht zu. — „Verwittwet, einsam ruft sie Tag und Nacht: mein Cäsar, willst du nie dich mir vereinen?" — Wenn er nicht komme, droht er ihm mit dem Fluch der Nachwelt, und seine päpstlichen Widersacher nimmt der Ghibelline keinen Anstand, in die Hölle zu bannen.

Das Römische Kaiserthum war nur noch ein Mythus, eine bloße Idee ohne realen Boden; es war nur noch das Symbol für den Zusammenhang der neuen mit der alten Welt. Mit dem Untergang der Hohenstaufen hörte die reale Bedeutung desselben auf, das Welfenthum, d. h. die Opposition der Kleinfürsten und Städte gegen die Cäsaren, hatte das Uebergewicht gewonnen, in Deutschland wie in Italien. Die Habsburgischen Kaiser wurden Kleinfürsten wie ihre Vasallen; sie bedienten sich des Einflusses, welchen ihre Würde ihnen verschaffte, nur noch, um

ihre Hausmacht zu kräftigen und abzurunden. In Italien griffen verschiedene Dynastengeschlechter um sich, in stetem Wechsel von Erfolg und Niederlagen; der Besitz fluctuirte, eine sittliche Grundlage der Staaten war undenkbar. Die Städte — Venedig, Genua, Florenz u. a. kamen durch den Handel immer mehr in die Höhe, aber sie waren nicht im Stande, sich eine eigne Kriegsmacht zu schaffen, sie mußten mit fremden Söldnerheeren ihre Händel ausmachen, und die Führer der Söldnerbanden wurden bald gefährliche Nebenbuhler der fürstlichen Kaufleute, die Sforza der Medici. Ein italienisches Gesammtgefühl gegen diese Sonderinteressen regte sich nur in poetisch angehauchten Gemüthern.

Mit dem Ende der Kreuzzüge war der große Stil des Mittelalters vorüber. Philipp der Schöne zeigte dem Papst, der ihm im Gefühl der Allmacht entgegentrat, handgreiflich das Recht des Stärkern; die Kirche überlieferte ihm die letzten Erben des alten Ritterthums, die Templer, als Ketzer zum Feuertod, König und Papst theilten sich in ihre Güter, und die Päpste in Avignon wurden den französischen Interessen dienstbar. Avignon wurde eine Wechselbank, in welcher der schnödeste Schacher getrieben wurde, alles war käuflich. Die Päpste verfügten noch über eine große Macht, aber verwandten sie nur zu weltlichen Zwecken; sie traten in die Reihe der Italienischen Dynasten, deren Staatengerölle sich von Jahr zu Jahr wandelte.

Den Franzosen war es nicht gelungen, ihre reiche Bildung in einem großen Gedicht der Nachwelt zu überliefern; die „göttliche Komödie" übertrug vorläufig den Italienern die leitende Stimme im Wettstreit der Nationen. An die durch Dante geadelte Volkssprache knüpfte sich die Italienische Renaissance.

In der Mitte des 14. Jahrhunderts, machten zwei Dichtungen in der neu Italienischen Sprache die Runde durch den Welttheil: die Sonette an Laura, der überschwenglichste Ausdruck anbetender Liebe, und das „Decamerone", die geistvolle und anmuthige Sammlung aller denkbaren verliebten Abenteuer, Ehebrüche und Gaunereien, nach französischen, lateinischen, provençalischen, auch persischen und indischen Quellen, aber im übermüthigen Geist der Italienischen Renaissance umgedichtet. Petrarca und Boccaccio wollten auf diese Jugendwerke, die ihren Namen unsterblich gemacht haben, später nicht viel geben; sie hatten ein höheres Ziel vor Augen, die Wiedergeburt des Alterthums. Petrarca wußte

sich zum gefeierten Mann Italiens zu machen und seinen Enthusiasmus allen Gebildeten mitzutheilen. Dieser Enthusiasmus für die Herrlichkeit des alten Rom umfaßte mit gleicher Liebe die Republik wie die Cäsaren, die Götter Griechenlands wie die heilige Kirche. Er hatte den Päpsten in Avignon gedient, er war eng befreundet mit dem Römischen Tribunen Rienzi, er ließ sich in Rom zum Dichter krönen. Er verachtete die moderne Sprache und lernte von Cicero und Virgil classisch denken und empfinden.

Petrarca hat eine neue Schule der europäischen Bildung begründet, die humanistische, welche die scholastische zwar nicht ablöste, denn beide dauerten neben einander fort, aber ihr eine gefährliche Concurrenz machte. Als Virtuosen zogen die einen wie die andern von Hof zu Hof, von Universität zu Universität. Ganz hatte die Kenntniß der echten römischen Schriftsteller zwar nie aufgehört, aber die Massenhaftigkeit, in der man nun diese Schätze aus dem Schutt ausgrub, die Leidenschaft, mit der man sie als die einzigen Quellen echter Bildung und echten Wissens pries, machten Epoche. Die Scholastiker hatten philosophirt, als wäre die Europäische Bildung nie unterbrochen worden; den Humanisten lag daran, diesen Bruch recht scharf zu betonen und zur Rückkehr aufzufordern. Jene waren Dialektiker, diese Rhetoren; sie verkündeten enthusiastisch ein neues, den kirchlichen Begriffen widerstrebendes Ideal.

Die officielle Sprache der Kirche, die lateinische, fand ihre classischen Begriffe wieder, die wunderlich gegen die christlichen abstachen; die Cardinaltugenden Tapferkeit, Klugheit, Gerechtigkeit und Mäßigung wollten mit Glaube, Liebe, Hoffnung wenig stimmen, ebenso wenig die wieder auftauchende griechische Mythologie mit den Mönchslegenden. Indeß nahm es der Italiener mit dem Widerspruch zwischen heidnischen und christlichen Idealen leicht, in dem allgemeinen Gewirr suchte sich jeder Einzelne auf eigne Hand zurechtzufinden, das Leben hatte bei aller Tücke etwas ungemein Heiteres.

Auch mit den kirchlichen Ideen trieben die Italiener ein lustiges Spiel. Aber für das übrige Europa wurden die Zustände der Kirche nachgerade unerträglich, seitdem neben dem heiligen Vater in Avignon ein heiliger Vater in Rom, schließlich noch ein dritter sich einfand. Die Universität Paris stimmte zuerst den Ruf nach einem allgemeinen Concil an, der aller Orten wiederhallte. Der Papst zögerte, so lange es ging; endlich in Costnitz wurde zwar die Kirchentrennung aufgehoben, aber die Reform der Kirche vertagt. Dasselbe Spiel wiederholte sich in Basel. Die Eroberung Constantinopels bestimmte die Fürsten Europa's, sich

gegen den Papst nachgiebig zu zeigen, der in dem heiligen Krieg gegen die Türken die Führung zu übernehmen verhieß. Aber der Orient hatte seine Anziehungskraft verloren, nicht das kleinste Kreuzheer kam zu Stande. Die Concilien hatten sich als unfähig erwiesen, die Kirche zu reformiren, das Papstthum erwies sich als unfähig, Europa zu führen.

Längst allen Gebildeten verächtlich, ergaben sich die Päpste den niedrigsten Lüsten, und erregten — in der Zeit der Borgia — durch die Virtuosität in der Verworfenheit das Entsetzen der christlichen Welt.

Durch die Entdeckung der beiden Indien verschob sich die ganze Constellation der Welt, der Weltverkehr war nicht mehr auf das Becken des Mittelmeers angewiesen; damit sank die Bedeutung der Italienischen Städte. Das ungestüme Vordrängen der Türken nöthigte der Politik größere Dimensionen auf, die Nationen ballten sich fast gleichzeitig zu Großmächten zusammen. Die spanischen Königreiche wurden vereinigt, die Mauren aus Spanien vertrieben; in England wurde nach Beendigung der Fehde zwischen den beiden Rosen die monarchische Einheit hergestellt. Mehr als hundert Jahre hatten die französischen Könige gebraucht, die Engländer von dem Boden Frankreichs zu vertreiben; nun unterwarf Ludwig XI. einen Vasallen nach dem andern. Der Zug seines Sohnes Karl VIII. durch ganz Italien war der erste Stoß für die Italienische Renaissance. Die Begründer dieser Monarchien, energische, gewissenlose und heimtückische Menschen, verfügten über ein nationales Kriegsheer, über einen kriegslustigen und kriegsgewohnten Adel, der seiner Natur nach an die nationale Monarchie gebunden war.

Alles das fehlte dem Papst, dessen Politik nothwendig kleinere Dimensionen annahm. Selbst ein so energischer Mann wie Julius II. mußte seine Pläne einschränken; der von ihm begründete Kirchenstaat blieb gegen die Königthümer ein machtloser Kleinstaat. Zwei Jahre nach seinem Tode, 1515, schrieb Machiavelli das Buch „vom Fürsten", das so aussieht, als wäre das Christenthum nie in der Welt gewesen. Die Mittel, die Cesar Borgia anwandte, Untreue, Meineid, Gift, Dolch, wurden den modernen Fürsten empfohlen, und es ist keine Ironie, sondern bitterer Ernst. Machiavelli war kein Phantast, sondern ein geschulter Staatsmann, ein scharfer Denker, der an einem gründlichen Studium der Römischen und Florentinischen Geschichte seinen Geist genährt hatte; er glaubte, ein Naturgesetz entdeckt zu haben, das alle moralische Beurtheilung ausschloß. In der That haben die damaligen Fürsten von ihm nichts gelernt, sie hatten nach seinen Lehren gehandelt, ohne sie zu kennen. Aber der leidenschaftliche Patriot hatte einen Hintergedanken, er wollte

durch solche Mittel Italien von den Barbaren befreien, und darin verrechnete sich der welterfahrene Realist; er hatte keine Ahnung davon, daß mit den politisch constituirten Nationen elementare Mächte in die Weltgeschichte eingetreten waren, denen mit kleinen Ränken nicht mehr beizukommen war. Eben als sein Buch erschien, 12. Sept. 1515, schlug König Franz durch den Sieg bei Marignano alle Hoffnungen der Italienischen Patrioten nieder.

Franz wurde seiner adligen Allüren wegen, obgleich seine Regierung eine Reihe von Treulosigkeiten war, der „ritterliche" König genannt, und zeigte sich auch gern als Pfleger ritterlicher Bildung; einer von seinen Officieren, Bayard, hieß der „Ritter ohne Furcht und ohne Tadel". Der allmälige Verfall des Ritterthums spiegelt sich recht deutlich in den großen französischen Geschichtschreibern ab: Joinville, der Begleiter Ludwig des Heiligen, giebt noch die ideale Seite, Froissard, der anmuthige Chronist der englisch-französischen Kriege, schildert mit Behagen, wie die schwer bewaffnete Ritterschaft das unbewaffnete Volk niedermetzelt, damit der Arm nicht aus der Uebung komme; Comines, der Geheimrath Ludwigs XI., führt uns in die Tiefen eines seltsam gemischten Charakters ein, eines abergläubischen und doch kalt berechnenden Königs, der die Reste der Ritterwelt zu Boden tritt. Das Wesen des Ritterthums war verloren, nun wurde es von den Dichtern zu einem Spiel verwerhtet.

Ein Jahr nach Macchiavelli's „Fürsten", 1516, las Ariost am Hof von Ferrara seinen „rasenden Roland"; das Buch in seiner zierlich eleganten und kurzweiligen Form wurde eine Lieblingsunterhaltung der vornehm gebildeten Gesellschaft Europa's; sie ergötzte sich an bunten Abenteuern, an deren Wirklichkeit zu glauben sie lange aufgehört. Weit tiefer noch in's Publicum drang der Roman „Amadis" ein, der 1519 spanisch erschien, aber auf altfranzösische ritterliche Ueberlieferungen zurückführt. Das Modell eines irrenden Ritters, der in beständigem Kampf mit Ungeheuern, Riesen, Zauberern und Türken die Verpflichtung hat, jeder Unschuld aufzuhelfen und jeder Dame zu dienen, wird hier mit derselben Feierlichkeit behandelt wie in den höfischen Gedichten des 13. Jahrhunderts, aber weit populärer; er ist nicht auf das fechtende sondern auf das lesende Publikum berechnet, das sich für eine ihm eigentlich fremde Welt begeistern will. Der „Amadis" eröffnet eine neue Periode der europäischen Literatur, die Periode der Romane, die Periode romanhafter Vorstellungen.

Ihren reinsten Idealismus entwickelte die Renaissance in der bildenden Kunst. Der „ritterliche" König Franz war auch Beschützer der

Künste; zwei der größten Italienischen Künstler, Lionardo und Tizian; fanden vorübergehend eine glänzende Aufnahme an seinem Hof.

Diese hohen Künstler haben den würdigsten Idealen der Menschheit greifbare Gestalt gegeben. Sie waren allseitig, Architekten, Bildhauer, Maler; sie leiteten das Befestigungswerk, die Vertheidigung von Städten, sie dichteten. Sie waren voll von der Größe ihres Berufs, gehoben durch die Ideale des Alterthums. Lionardo, Michel Angelo, Rafael fanden begeisterte Verehrer in den mächtigen Freistädten wie an den Höfen der Fürsten, ja die Päpste nahmen leidenschaftlichen Antheil an ihren Entwürfen, das ganze Publicum Italiens lebte und webte in der Begeisterung für die neue Kunst. Die Gothik hatte sich in Italien am wenigsten eingebürgert, das die antiken Formen immer gegenwärtig hielt, dessen reiche Städte dem nordischen Geschmack widerstrebten; sie wurde nun völlig aufgegeben. Man hatte die Gesetze der Römischen Baukunst gründlich studirt, sie wird nun der herrschende Stil zu Kirchen und Palästen; die Kuppel verdrängt die aufstrebenden Gewölbe, die antike Säule die Pfeilerbündel. Ein neuer stattlicher Stil der weltlichen Baukunst, würdig, harmonisch, gemessen, hell, breitete sich von Italien nach dem Norden aus. So wurde die Renaissance eine neue Europäische Culturepoche.

Auch die Bildhauerei wendete sich den antiken Vorbildern zu: 1500 wurde der Vaticanische Apoll aus dem Schutt ausgegraben, 1506 der Laokoon; 1507 begann Michel Angelo seine gewaltigen Werke, 1508 arbeitete er mit Rafael gemeinsam an den großartigen Compositionen im Vatican. Dieser hohe Stil der Kunst hatte nur eine kurze Blüthe; Lionardo starb 1519, Rafael 1520, Michel Angelo vereinsamte; den jungen Meistern kam es nicht mehr darauf an, erhabene Empfindungen und Gedanken symbolisch wiederzugeben.

Die Kunst der Renaissance ist, wie alle Freude an der Sinnenwelt, ursprünglich heidnisch; die Venus, Leda, Jo, Danae und die andern mythologischen Bilder locken die Künstler, sie glauben nicht an die Wunder der Legenden, sondern an die Schönheit der menschlichen Gestalt, die ihnen der farbenvolle südliche Himmel in verklärtem Licht zeigte. Correggio's Madonnen haben etwas wunderbar Lustiges, der ganze Himmel scheint sie freudetrunken zu umtanzen. Aber im Ganzen suchten die Künstler in der Madonna das Ideal des ewig Weiblichen, das wie Dante's Beatrice der Seele den Weg zum Himmel weist. So denkt sich Rafael seine Sixtinische Madonna; sie ist sich ihrer Göttlichkeit nicht bewußt, sie weiß nicht, was ihr geschieht; und doch blicken uns

ihre wunderbaren Augen so seelenvoll an, daß wir ihre Sprache zu verstehn glauben. Die Maler der Renaissance bildeten die christlichen Symbole nach, aber sie übertrugen sie ins Menschliche, wie Tizian's Christo della moneta, der sich innerlich zur reinen Hoheit aufgeschwungen, und auch äußerlich vornehm genug ist, um gleich einem Venetianischen Nobile das Gemeine durch eine leichte Handbewegung abzuwehren.

Auch in der Deutschen Kunst schien die Renaissance eine schöne Blüthe hervorzurufen, Dürer und Holbein können sich neben die besten Italienischen Meister stellen. In Holbein's Madonna tritt uns ein edles Bild der Mütterlichkeit entgegen; an wen soll sich die bekümmerte Familie in der Krankheit des Kindes treuherziger wenden, als an die Mutter Gottes, die erfahren hat, was Leiden ist? Und wie ernst und gütig, wie mitleidsvoll blickt die Himmelskönigin auf diese Familie herab, für die sie ja auch Mutter ist! Aber im Ganzen protestirte die Deutsche Kunst gegen das Römische Unwesen, wie Albrecht Dürer 1495—8 in den „Apokalyptischen Bildern."

Es lag in der Deutschen Art etwas, das die Italiener abstieß. Die Deutsche Kunst blieb gothisch. Ihre Holzschnitte haben wie die Glasmalerei der Kirchenfenster etwas Herbes, Eckiges, sie vermeiden das Groteske nicht ganz. Den Deutschen Künstlern kommt es nicht darauf an, was ihnen im Sinn liegt, vollständig in Farbe und Gestalt zu übertragen, sie scheinen auf einen tiefen Sinn zu deuten, dem das Bild nicht gewachsen wäre; sie sind reich an Symbolen, ja sie geben mitunter Räthsel auf. Die Italiener verlangen volle und reiche Farbe. Ihre Städte hatten von der Römerzeit her einen Fonds Patricischer Bildung gerettet, der den Deutschen Städten abging; diese mußten sich aus dem Rohen herausarbeiten, gleichsam aus dem Handwerk.

Auf die Italienischen Humanisten, welche durch die Concilien nach Deutschland geführt waren, machten die Deutschen einen sehr ungünstigen Eindruck: „sind das Menschen! schlaftrunkene, schnarchende Geschöpfe, niemals nüchtern, Gott und Menschen verhaßt!" Sie erstaunten, wenn sie in diesem Barbarenland einmal eine reinliche Stadt antrafen. Diese Abneigung gaben die Deutschen redlich zurück, sie hielten die Wälschen entweder für Schelme oder für leere Schwätzer. Und Blößen genug boten diese Apostel der classischen Bildung. Sie waren meist eitel, ehrgeizig und habsüchtig; in ihren Gastrollen an den Höfen und Universitäten kam es ihnen nicht darauf an, wo es Vortheil brachte, auch dem verkehrtesten Aberglauben das Wort zu reden, ihnen war die Aufklärung

nicht sittliche Pflicht. Die classische Bildung war für sie nur eine formale, ein gutes Latein war ihnen die Hauptsache, von dem inneren Leben des Alterthums hatten sie keinen rechten Begriff, und ihre Moral war äußerst frivol. Das Deutsche Leben war durchaus nicht normal, aber im Ganzen gesund auch in der Ungebühr, man suchte sich keinen idealen Schein zu geben. Handel und Gewerbe blühten, die Bürger wurden reich und fühlten sich wohl in ihrer Haut. Alles Leben hatte einen bürgerlichen Zuschnitt, auch die Künste wurden von den Gilden betrieben, die Persönlichkeiten der Künstler versteckten sich eher als daß sie sich vordrängten. Die Baukunst wurde in den Bauhütten fortgepflanzt, die Poesie schwächte sich zum Meistergesang der Handwerker ab. Diese zünftige Dichtung des 15. Jahrhunderts ist doch bezeichnend für die Deutsche Art; jene humoristischen Fabeln und Sprüche, in denen sich gesunder Mutterwitz über das wälsche Formelwesen lustig macht.

Der Grundzug des Deutschen Charakters ist ein gewisser Realismus, eine derbe Ehrlichkeit, die sich vor der Lüge schämt. Die Deutschen haben oft gelogen, aber fast immer mit Ungeschick, so daß man es merkte; sie haben nur selten versucht, sich Dinge einzubilden, die nicht da waren. Der Deutsche Schelm versucht nicht, sich selber weiß zu machen, er sei eigentlich eine sittliche Creatur.

Dieser Realismus spricht sich recht deutlich in dem Bild des größten Lügners aus, den vielleicht überhaupt die Europäische Litteratur erfunden hat.

Der „Reineke Fuchs" wurde 1498 aus dem Niederländischen ins Plattdeutsche übertragen, in einem Stil von bezaubernder Anmuth; es ist neben dem Nibelungenlied mit Recht das populärste unsrer alten Gedichte, und war wohl werth, von dem Meister der classischen Periode ins Gedächtniß zurückgerufen zu werden. König Nobel ist eine der drolligsten Figuren, die je ein Dichter erfunden hat, und Hof und Reichstag sind seiner würdig; selbst die Schelmerei des Fuchses ruft ein unauslöschliches gesundes Lachen hervor. Aber auch der Ernst fehlt nicht, und grade der Zusatz von 1498, die zweite Beichte des Fuchses, giebt einen merkwürdigen Einblick in die Stimmung der Deutschen gegen die Kirche. Die Käuflichkeit der Curie, in der Moneta und Denarius Richter sind, wird derb gegeißelt, die Werkheiligkeit und der Ablaß mit bitterem Hohn dargestellt. Reineke legt ein härен Gewand an, Pilgerhut und Stab, redet von Wallfahrten nach Jerusalem, um die Leichtgläubigen bequemer zu betrügen; für seine zahllosen Verbrechen legt ihm der Priester, Grimbart der Dachs, die Buße auf, dreimal über ein Reis zu springen

und es zu küssen, dann absolvirt er ihn, empfiehlt ihm aber fleißigen Kirchenbesuch und Absingen der Horen. So faßte man in Deutschland allgemein die Ohrenbeichte, die Werkheiligkeit und den Ablaß auf: es mußte endlich zur Auseinandersetzung mit Rom kommen.

Der Papst betrachtete den barbarischen Norden als zinspflichtige Provinz. Noch immer hat die Kirche einen Vorrath von guten Werken, und die Nachfrage hat nicht abgenommen. Schon früher hatte man für den Preis des einzelnen guten Werks einen Messer, jetzt greift man zur bequemsten kaufmännischen Taxe, zum Geld; für jede Sünde, die man begangen hat oder begehen will, giebt es einen Preis. Die Deutschen, denen man die unverschämtesten Bettelmönche zuschickte, wurden es endlich müde, von römischer Frivolität zum Narren gehalten zu werden.

Langsam aber durchgreifend brach sich, von dem Buchdruck unterstützt, der Humanismus auch in Deutschland Bahn, und wurde hier gründlicher betrieben als in Italien: die deutschen Humanisten schrieben Schulbücher, Grammatiken, Lexica; neben dem Lateinischen wurde das Griechische und Hebräische Gegenstand ernsten Fleißes; Männer wie Agricola, Conrad Celtes, Reuchlin und Erasmus wetteiferten mit den besten italienischen Humanisten. Der deutsche Humanismus nahm die entschiedene Richtung gegen den Aberglauben und den Hauptsitz desselben in Rom.

In den „Briefen der Dunkelmänner" wurden die unwissenden Zeloten, die den großen Humanisten Reuchlin verfolgt hatten, mit köstlichem Humor verhöhnt: zu den Verfassern wurde der junge Ritter Ulrich von Hutten gerechnet, der während eines zweijährigen Aufenthalts in Italien den Papst und die ganze Klerisei in lateinischen Satiren verspottet hatte; er wurde nach seiner Rückkehr aus Italien in Augsburg 12. Juli 1517 von Kaiser Max zum Dichter gekrönt. Mehr als das verdroß den Papst der Lärm, welcher von den Bettelmönchen wegen des Ablasses erhoben wurde: ein Augustiner in Wittenberg, Dr. Martin Luther, schlug 31. Oct. 1517 gegen den Dominicaner Tetzel, der das Geschäft des Ablasses hauptsächlich betrieb, an die Schloßkirche 95 Theses an; die Frage wurde bald populär, und der Papst mußte fürchten, daß ihm diese reiche Einnahmequelle verstopft würde. Gütlich schien dem dreisten Mönch nicht beizukommen, man mußte zu Kirchenstrafen schreiten. Es kam darauf an, wie Kaiser und Reich sich dazu stellen würden.

Nach dem Tode des Kaisers Max hatten die deutschen Fürsten den jungen Karl V. gewählt, bereits Herrn der vereinigten spanischen Monarchie, der Niederlande, der österreichischen Erblande und reicher Besitzungen in Italien: eine Macht, von der die Hohenstaufen nie geträumt! Zum ersten Mal seit dreihundert Jahren drang die Idee des Römischen Kaiserthums wieder ins Volk ein. Die beiden Sendschreiben Luther's und Hutten's, mit denen Kaiser Karl begrüßt wurde, als er Mai 1520 zuerst nach Deutschland kam, waren entschieden ghibellinisch.

Hutten klagte die Tyrannei der römischen Pfaffen an: „doch wird sie, wenn mich nicht alles trügt, bald vernichtet werden. Bereits ist an der Bäume Wurzel die Art gelegt; das sollt ihr nicht mehr hoffen, sondern nächstens mit Augen sehn. Nicht schwach sind eure Führer zur Wiedergewinnung der Freiheit; beweist auch ihr euch unerschrocken, denn durchgebrochen muß endlich werden!" Mit Begeisterung feierte er Arminius, den Vorkämpfer Germaniens gegen Rom, der eben 1519 durch die erste Ausgabe des Tacitus bekannt wurde.

Luther dankte Gott, daß er Deutschland „ein junges edles Blut zum Haupt gegeben, und damit viel Herzen zu großer Hoffnung erweckt!" Die edelsten deutschen Kaiser seien durch römische List zu Grunde gerichtet, die Päpste hätten sich alle kaiserlichen Rechte angemaßt. „Also sind wir Deutschen hübsch Deutsch gelehrt: da wir vermeint, Herren zu werden, sind wir Knechte geworden, haben den Namen, Titel und Wappen des Kaiserthums, aber den Schatz und Gewalt desselben hat der Papst: so frißt er den Kern, wir spielen mit den ledigen Schalen!" Er fordert den Papst auf, den angemaßten weltlichen Besitz wieder herauszugeben.

Die Bannbulle, welche der Papst darauf gegen ihn schleuderte, warf Luther öffentlich ins Feuer. Ein allgemeiner Jubel erhob sich in Deutschland. Lucas Cranach in Wittenberg verhöhnte den Papst in einer Reihe satirischer Zeichnungen; Albrecht Dürer in Nürnberg bekannte sich rückhaltlos zur neuen Lehre; Hans Sachs, der letzte Meistersänger, zeugte froh von der „Wittenbergisch Nachtigal, die man hört singen überall!" Die Humanisten strömten dem Wittenberger zu. Er hatte ausgesprochen, was Fürsten, Städte und Ritter als geheimen Wunsch im Herzen trugen: los von Rom! Los von den Dunkelmännern, von wälschem Betrug! Die Nation, voran der Kaiser, sollte Deutschland wie in der Zeit der Hohenstaufen wieder zu Ehren bringen. Es war für Deutschland, in einer Zeit, wo der Trieb, sich staatlich zu gestalten, alle Nationen beherrschte, ein welthistorischer Moment. Was für eine

Macht hinter dem Reformator stand, zeigte sein Triumphzug, als er in Worms sich verantworten sollte.

Die Antwort des Kaisers war 26. Mai 1521 die Reichsacht über Luther. Damit war die nationale Richtung der Reformation aufgegeben, die kirchliche trat ausschließlich in den Vordergrund.

Luther war ein Sohn des Volks, aufgewachsen in bergmännischen Ueberlieferungen, die noch auf das alte Heidenthum zurückführten. Aber er war zugleich inbrünstiger Christ. Er entsetzte sich, als er in Rom die allgemeine Lüge mit Augen sah. Bald erkannte er den Krebsschaden, die Werkheiligkeit.

Die Rechtfertigung durch „gute Werke" setzt voraus, daß sich das Leben in Stücke theilen lasse. Für das Gefühl des Deutschen ist das Leben vielmehr eine Einheit. Er will sein Gewissen, das Zeugniß seiner freien Persönlichkeit, in sich selbst haben, wenn es ihm auch arge Qualen bereitet; er will sein eigner Richter sein. Für ihn ist nicht diese oder jene Handlung, sondern der innerste Kern der Persönlichkeit das Entscheidende, in dem die unsterbliche Seele begnadet oder verworfen ist; kein reinigendes Fegefeuer rettet ihn aus der Hölle des Selbstbewußtseins. Aus sich selbst heraus will die Seele ihr Göttliches, ihren Glauben sich schaffen, im harten Ringen mit Gott; sie ist etwas Ganzes, sie hat in sich einen idealen Gehalt.

Gute Werke haben nicht die Kraft, gethanes Böse aufzuheben. Die Person bleibt, was sie ist: ihre Thaten, wie sie aus dem innersten Kern des Lebens hervorgegangen sind, bleiben ewig wie dieser, sie sind nicht wegzuwischen aus dem Buch des Lebens und der Schuld.

Tief durchdrungen von der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur, war Luther ebenso tief durchdrungen von der Thatsache der Erlösung: aber diese sich anzueignen, bleibt die Aufgabe jedes Einzelnen, kein Andrer kann ihm dabei zu Hülfe kommen. Nur der Glaube macht selig, und der rechte Glaube will in schweren Kämpfen erworben sein. Das Leben jedes Christen, nicht blos des Geistlichen, sollte ein unausgesetztes Gebet sein, nicht ein Gebet wie das frühere „gute Werk", so und soviel Ave Maria, Paternoster u. s. w., sondern ein aus dem innersten Kern der Seele hervorquellendes, gewaltiges Gebet, ein Ringen mit dem Herrn, in Furcht und Zittern, aber doch mit dem vollen Gefühl der Willenskraft. Der Glaube ist die höchste Action des Gemüths, die volle Ent-

faltung der Seele zu einem gewaltigen Willensact, dessen einziger Inhalt das Ergreifen der Erlösung ist. Nur ein solcher Glaube thut Wunder.

Es war hart für die Menschen des 16. Jahrhunderts, die Glaubens- und Gewissenspflichten, die sie bisher äußerlich überkommen, nun aus der Tiefe der Seele zu schöpfen. Was war da alles zu erwägen, und wie wenig wurde man fertig! Der fröhliche Leichtsinn im Thun und Genießen hörte auf. Grade weil der Glaube eine Erhebung des Gemüths sein soll, tritt dann immer wieder eine Abspannung ein, die als Unglaube, als Zweifel, als Versuchung des Teufels empfunden wird. Der Zweifel richtet sich nicht nur nach vorwärts, sondern auch nach rückwärts: die Integrität der Person in allem früheren und späteren Thun, Denken und Empfinden bleibt immer gegenwärtig, das Gewissen kommt bei dem gläubigen Protestanten nie zur Ruhe.

Erst nach schweren innern Kämpfen klärte sich in Luther der Instinct der deutschen Natur zu einem neuen freudigen Glauben. Das Heilige darf dem Natürlichen nicht widersprechen, es muß wirklich sein, es muß sich zur Sittlichkeit gestalten. Haus und Familie, Weib und Kind müssen geheiligt werden; das Gelübde, das sie ausschließt, ist ungültig, die Lehre, die das Theuerste des Menschen verdammt, ist falsch. Eine echte Pflicht muß Pflicht für alle, die Pflicht des Cälibats kann also kein Gebot Gottes sein. Grade weil sein Glaube mit dem Gewissen eng verschmolzen war, weil es Luther ernst nahm mit der Regel seines Lebens, fühlte er die Pflicht, dem in die Irre geführten Volk ein Beispiel zu geben, und der ehmalige Mönch nahm trotz seines alten Gelübdes ein Weib.

Freilich scheint es ein Widerspruch, wenn Luther einmal die Natur als verderbt ansah und ihre Stimme als die des Teufels scheute, und dann den Inhalt der Natur in die Pflichtenlehre aufnahm: aber solche Widersprüche bezeichnen das Leben jedes großen und vollen Menschen. Bei Luther ist das eine nie vom andern gesondert: wenn er seinen Kindern heitre Mährchen erzählt oder mit seiner Käthe scherzt, ja selbst beim Glase Wein verschwindet nie der Hintergrund der Frömmigkeit, und wenn er grimmig gegen den Fürsten dieser Welt zu Felde zieht, kann er nicht ganz den Schalk unterdrücken, der allenfalls auch spotten möchte.

Es ist das Bild eines vollen deutschen Mannes, wie es die Geschichte kaum wieder bietet. Diese Freigebigkeit eines reichen Herzens, diese herzliche Fröhlichkeit, welche die Welt durchleuchtet, und dahinter

der tiefdunkle Grund der Trauer, die mitunter vor dem Leben schaudert! Diese Glut des Gebets, und abwechselnd der freie, lustige, mitunter tolle Humor! Die dämonische Natur, von innerer Nothwendigkeit getrieben, und das unbefangene kindliche Spiel des Gemüths! Der klare unerschütterliche Wille und das wiederholte qualvolle Ringen mit sich selbst! Die überströmende Liebe und die wilde Nibelungenhärte! In seinen Briefen und Tischgesprächen sieht man, was dem Deutschen das Theuerste ist, Haus, Weib und Kind, Wald und Flur, wie in Sonnenglanz gebadet; man empfindet, wie in Dürer's „heiligem Hieronymus", den Gottesfrieden, der über dem engen deutschen Bürgerhause schwebt.

Luther ist eine Figur, an der man sich nicht satt sieht. Aber eine historische Figur: in seinem Gemüth erkennen wir unsern eignen Pulsschlag, seine Bildung ist uns fremd geworden. Wo er reflectirt, gelingt es ihm selten, sich seine eignen Gedanken klar zu machen; das heimliche Gefühl davon erklärt den übermäßigen Werth, den er auf den Buchstaben der Schrift legte.

Schon in seiner Jugend war er bei aller Lebensfreude eine tragisch angelegte Natur; der Gedanke an den Untergang der Welt trübte seine letzten Jahre: eigentlich meinte er den Untergang der edelsten Hoffnungen und Ideale, die er im Herzen getragen. In Albrecht Dürer's „Melancholie" starrt ein gewaltiges Weib, geflügelt, alle Glieder angespannt, finster in die Nacht, die nur durch einen Kometen beschienen wird: gewiß hat der Künstler etwas andres gemeint, uns aber scheint aus diesem trotzigen Antlitz der Geist der Reformation entgegen, als sie erkannte, das Reich Gottes sei hier nicht aufzurichten.

Es kam die Zeit, wo die aufstrebenden Kräfte, die ihm zuerst zugejauchzt, eine Entfremdung fühlten. Der angesehenste unter den deutschen Humanisten, Erasmus, dessen weltlicher Sinn dem gläubigen Reformator nie recht gewesen war, hatte im Anfang die Bewegung begünstigt, aber bald wurde sie ihm zu tumultuarisch, sie schien ihm den ruhigen Fortgang der Bildung zu bedrohn; er sagte sich von Luther los, und machte ihn für den Aufstand der Bauern nnd der Wiedertäufer verantwortlich. Allein ohne Luthers dämonische Leidenschaft, die freilich auch viel Unheil stiftete, hätte der Humanismus mit seiner gebildeten Reflexion das Joch des Papstes nie abgeschüttelt: das Volk verlangte nicht einen Gebildeten, sondern einen Gläubigen, der ihm mit unbedingter Zuversicht das Rechte wies. In schweren Kämpfen, in Gebeten und schreckenden Erscheinungen hatte sich Luther allmälig von den Heiligthümern seiner Kindheit losgerissen, mit Zweifel und Herzensangst. „Gott hat

mich hinausgeführt wie einen Gaul, dem die Augen geblendet sind. Selten wird ein Werk mit Weisheit und Vorsichtigkeit unternommen, es muß alles in Unwissenheit geschehn!"

Seit seiner Rückkehr von der Wartburg verfügte Luther wie ein Herrscher über alle Gesinnungsgenossen in Deutschland. Die öffentliche Meinung stellte sich immer entschiedner auf seine Seite. Sept. 1522 wurde der Reichstag zu Nürnberg durch eine Botschaft des neuen Papst Adrian überrascht, die zwar Unterdrückung der Lutherischen Ketzerei verlangte, aber die Sünden der Curie offen bekannte und Besserung gelobte. „Vom Haupt hat sich das Verderben über die Glieder, vom Papst über die Prälaten ausgebreitet, wir sind alle abgewichen; da ist keiner, der Gutes gethan, auch nicht Einer!" Der Reichstag ließ dies Bekenntniß drucken, nahm Act von den Verheißungen, und lehnte die Forderungen ab. In Rom war der fromme und wohlmeinende Papst nicht im Stande, auch nur die kleinste Verbesserung durchzusetzen: konnte man eine schlagendere Rechtfertigung der Reformation denken?

Mehr und mehr leuchtete den deutschen Kleinfürsten der Vortheil ein, der ihnen aus der Einziehung der geistlichen Güter und Orden erwachsen müsse. Der Kaiser konnte das im großen Stil durchführen und dadurch eine gewaltige Macht gründen; statt dessen überließ er die Bewegung sich selbst, und trieb sie damit in den Dienst seiner natürlichen Gegner.

Von fern gesehn, macht das Reich Karl's V. einen stattlichen Eindruck: eine Macht, wie sie seit dem altrömischen Reich kaum wieder dagewesen war; ein politisches System, das sich von Amerika nach Constantinopel, von Preußen bis nach Tunis hin ausdehnte; ein gewaltiges unausgesetztes Handeln. Der Kaiser selbst eine vornehme Natur, tapfer, von großem Blick, geistvoll und nicht ohne Wohlwollen. Aber ihm fehlte die richtige Schätzung der lebendigen Kräfte, und bei dem umfassenden Horizont der sichere Blick, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden. Er konnte gegen Rom und Frankreich einen starken Halt gewinnen, wenn er das erwachende deutsche Nationalgefühl in seinen Dienst zog; statt dessen wetteiferte er mit Papst Clemens VII. und Franz I. in Ränken, die seiner Politik den Schein des Unsteten gaben, und in denen er zuletzt immer den kürzern zog; er glaubte Alle zu übersehn, und wurde im Grund von Allen hintergangen: das absolut Gemeine verstand er ebensowenig als das ideal Tüchtige. Kein Wunder, daß seine Haare früh ergrauten.

Auf dem Reichstag zu Augsburg reichten die Lutherischen ihr Glau-

bensbekenntniß ein, das sich der alten Kirche gegenüber viel gemäßigter hielt als die früheren Forderungen der Protestanten: gleichwohl kam bei dem Abschied nichts heraus, als daß sie sich mit dem Gedanken des bewaffneten Widerstands vertraut machten.

Vielmehr: sie spielten mit diesem Gedanken, denn rechter Ernst wurde er ihnen nicht. Sie gingen weit genug in der Opposition, aber die Hauptsache überließen sie Gott, d. h. sie gingen nicht mit vollem Herzen darin auf. Im lutherischen Deutschland flammte der Protestantismus nicht zur Leidenschaft auf, wie in den Niederlanden. Jeder von den protestantischen Fürsten hatte irgend etwas für sich im Auge: was Vortheil brachte, mußte hin und wieder erwogen werden; dazu kamen schwächliche Bedenken des Gewissens. Die Geistlichen, bei denen sie Hülfe suchten, litten an dem deutschen Erblaster der Rechthaberei, wenn sie einen theologischen Gegner mündlich oder schriftlich abgeführt, glaubten sie ihre Aufgabe gelöst zu haben. Und viel willkommener für solche Disputationen waren ihnen die Calviniſten als die Katholiken: jene standen mit ihnen auf gleichem Boden; dem Non possumus! Rom's ließ sich durch Syllogismen nicht beikommen.

Es war auf beiden Seiten Zerfahrenheit, denn auch Karl und Franz waren keine leidenschaftlichen Katholiken: sie hatten politische Motive, bald mit dem Papst, bald mit den Reformirten, bald mit den Türken Fühlung zu suchen. Dabei gingen sie doch nicht rein in die Politik auf. Ihre Religion war ihnen nicht Leidenschaft, wohl aber Vorurtheil, das ihre Hände band. Die ersten Jahre der Reformation mit ihren stark ausgeprägten Charakterköpfen sind wie eine vorübergehende leuchtende Episode mitten in einer im Ganzen physiognomielosen Geschichte, und die Idee des neuen Römischen Kaiserreichs erwies sich, wie zu den Zeiten Barbarossa's, zuletzt als ein Phantom, als eine Kyffhäusersage.

Es geht in Luther's letzten Jahren ein tiefer Zug der Trauer durch die deutsche Nation; alles klagt über die steigende Verderbniß, alles weissagt den bevorstehenden Weltuntergang. Von großen Idealen waren die Herzen angeschwellt, Nichts wollte Wahrheit werden, keine fröhliche Gemeinschaft kam auf, überall kleinliches Gezänk, Mißtrauen und heimliche Verschwörung. Die protestantischen Fürsten fanden keinen rechten Entschluß, sie wollten und wollten auch nicht. Endlich, ein Jahr nach Luthers Tod, kam es zum Ausbruch, die Verbündeten wurden bei Mühlberg niedergeschlagen; aber schließlich erlag der kluge Herrscher plumper List. Müde der Welt, gab der Kaiser, dessen sämmtliche Entwürfe ge-

scheitert waren, den Kampf auf, und zog sich in ein Kloster zurück, nachdem er 26. Sept. 1555 zu Augsburg den Religionsfrieden hatte unterzeichnen lassen. Durch diesen Frieden wurde der Sieg des Kleinfürstenthums über das Reich besiegelt.

Die Kirchenspaltung war ein nationales Unglück, aber es ist ungerecht, deshalb die Reformation anzuklagen. Da Kaiser und Reich sich weigerten, die Reform der Kirche zu vollziehn, gab sie Luther in die Hände, die allein die Macht hatten, mit Ordnung zu Werk zu gehn, den Landesherrn und den Magistraten. Die Reformation wurde in den engen Bezirk der deutschen Kleinstaaterei gebannt und dadurch lahm gelegt. Die neuen Prediger schrieben ihren Beschützern das Recht zu, die Kirche ihres Landes zu „reformiren"; dies Recht wurde dann von der Gegenseite mit Wucherzinsen ausgebeutet. Die „deutsche Freiheit" bestand darin, daß jeder Kleinfürst in seinem Lande thun konnte was er Lust hatte.

Die Trennung der beiden protestantischen Kirchen lähmte nicht nur das gemeinsame Handeln, sie machte die Aufstellung eines gegen jedes Mißverständniß verclausulirten Bekenntnisses nöthig: der lebendige Glaube, das Verhalten der Seele zu Gott, verknöcherte zu einer Formel dessen, was man zu glauben verpflichtet war. Diese Formel war nun der Rechtsboden der neuen Kirche. Der unglückselige Abendmahlstreit verführte zu einer neuen schlimmen Scholastik: denn es mußte nun erörtert werden, in welchem Stadium der Reception die Verwandlung des Brods in Fleisch vor sich gehe? Und das sollte nicht mehr durch Distinction der Begriffe, sondern durch Auslegung von Schriftstellen entschieden werden! Die jüngeren Eiferer quälten sich zwei Jahrhunderte lang in unersprießlichen Zänkereien ab, vorschriftsmäßig festzustellen, was für Dogmen man bekennen müsse, um selig zu werden. Im Verdammen derer, die dieser Vorschrift nicht genügten, waren sie ebenso rührig als die Päpste, und sie kamen nie zu Ende. Hatte Rom gesprochen, so wußte der Katholik, woran er war; der Protestant war unsicher, ob nicht irgend ein Doctor der Theologie die Augsburger Confession noch correcter auslegen würde als sein bisheriger Seelsorger. Der lutherische Theolog hatte die Pflicht, seine Zuhörer auf ketzerische Auslegungen aufmerksam zu machen und dieselben zu widerlegen: ein Wittenberger schrieb eine Dogmatik in zwölf Quartanten.

Gleichviel! Trotz alles Sträubens der Facultäten gegen die freie Forschung nöthigte der Bruch mit der Autorität des Papstes und der Tradition Geistliche und Laien, die Bibel als die Norm des christlichen

Glaubens gründlicher zu durchdenken, sich die dazu nöthigen philologischen Kenntnisse anzueignen, die Gründe, die man bekämpfen wollte, zu erwägen, und so endlich zu selbständigem Denken sich aufzuschwingen. Da aber alle Laien an diesem erbaulichen Werk sich betheiligen sollten, so wurden die Schulen auf philologischer Grundlage errichtet, wie sie heute noch zum Segen des protestantischen Deutschland bestehn. Die protestantische Kirchenordnung war mit soviel Umsicht eingerichtet, als man von Theologen nur erwarten konnte. Darum war die deutsche Reformation in stetigem Fortschritt: ein Venetianischer Gesandter wollte um diese Zeit berechnen, daß nur ein Zehntel Deutschlands der alten Kirche treu geblieben war. Es kam wiederholt vor, daß die katholischen Universitäten keine Lehrkräfte fanden; oft ließ der österreichische Adel die Söhne in Wittenberg studiren.

Der Protestantismus hat ein neues Princip der Sittlichkeit aufgerichtet, das, im Gegensatz zur Renaissance, wesentlich dem deutschen Geist entspricht: es beruht auf dem Hause und der Familie. Luther ließ zwar die Ehe als Sacrament nicht gelten, aber er erklärte sie nicht blos für erlaubt, sondern für sittlich und religiös geboten; Mann und Weib sollen nicht isolirt leben, sie gehören zusammen. Der Mann soll Herr des Hauses sein, aber die Frau die Herrin; halb im Scherz, halb im Ernst nannte Luther seine Käthe wiederholt „dominus meus“. Außerhalb des Hauses aber hat das Weib nichts zu schaffen, und über die Galanterie, wie sie ehmals in den fröhlichen Liebeshöfen der Provence und den Liedern der Troubadours gepredigt, dann in den Sonetten an Laura der ganzen gebildeten Welt mitgetheilt, endlich in den italienischen und spanischen Schäferromanen auch der Masse zugänglich gemacht wurde, wo die Anbeter ihren tyrannischen Schäferinnen beständig zu Füßen liegen: über dies phantastische Gebahren, dessen träumerische Sophistik zugleich ein Protest gegen die Ehe ist, haben die deutsch-protestantischen Satiriker unermüdlich ihren Spott ergossen. Es war zum Theil der Abscheu vor diesem überspannten und hohlen Frauendienst, was bei den Protestanten den Bildersturm gegen die Madonna hervorrief. Mit ihr wurde die ganze Mythologie des Himmelreichs verbannt, nur der Gekreuzigte blieb übrig. Die Künstler wurden auf das Portrait verwiesen, das Göttliche blieb ihnen versagt. Das Bedürfniß, Kirchen in großem Stil aufzurichten, hörte auf, seitdem die Procession nicht mehr zum Cultus gehörte, seitdem der Gottesdienst sich auf die Predigt und den Kirchengesang einschränkte.

Der Protestantismus greift nicht zum Bild, sondern zum Wort.

Im Wort war Luther's Macht, er war der Sprachgewaltigste unter den Deutschen. Seine geistlichen Lieder schallen wie Posaunenklang; sie mußten wohl vernommen werden, wenn nicht im Himmel, so auf Erden. Und sie fanden auch den angemessenen Ton: während die katholische Musik sich mit Palestrina ins Formlose und Weltscheue verlor, gewann die protestantische Musik durch das Kirchenlied die Fähigkeit, sich zu articuliren. Das Kirchenlied war die einzige Form, in welcher die Masse zum Herrn schreien durfte, lobsingend und wehklagend, im Gegensatz zur lateinischen Liturgie, die bei den Katholiken von einem geschulten Chor außerhalb der Gemeinde von Oben gesungen wurde; und die Dichter wurden nicht müde, im Kirchenlied das Elend ihrer persönlichen Erfahrungen Gott gegenüber geltend zu machen.

Die größte Wirkung übte Luther durch seine Uebersetzung der Bibel aus. Er legte, wie schon seine nächsten Vorgänger gethan, die Sprache der Reichskanzlei zu Grunde, die für das ganze Reich berechnet im Wesentlichen mit der kursächsischen Kanzlei übereinstimmte; aber diese dürftige und einförmige Ausdrucksweise bereicherte er durch Aufnahme der Worte, die er aus den Ueberlieferungen des Volks schöpfte, der Bauern und Handwerker, natürlich aus dem Kreise seiner nächsten Umgebung, der Thüringer. So brachte er den ganzen Wortschatz der Sprache ans Tageslicht, indem er sie aus dem Volksmund in die Schrift übertrug; und da seine Streitschriften, namentlich aber seine Bibel sich mehr als früher irgend ein Buch im ganzen Volk verbreiteten, ging seine Ausdrucksweise mehr und mehr in die allgemeine Schriftsprache über.

Von einer höheren Warte aus betrachtet, sieht der Kampf des Protestantismus gegen Rom so aus wie ein Kampf des Germanenthums gegen die Romanen: in allen germanischen Ländern hat er sich durchgesetzt, in allen romanischen ist er unterlegen; in jenen erwies sich die alte Kirche als unproductiv, in diesen hat sie sich zu einer glänzenden Bildung entwickelt, weil hier der Cultus sich auf die nationale Art und Sitte stützte, während er ihr bei den Germanen widersprach. In den Niederlanden fällt die religiöse Grenze fast mit der Sprachgrenze zusammen. Daraus erklärt sich die höchst merkwürdige Thatsache, daß in unsrer classischen Periode die Führung des geistigen Lebens ausschließlich den Protestanten zufiel, obgleich beinahe die Hälfte des Landes katholisch war: wie die neuhochdeutsche Sprache auf Luther's Bibel steht, so ist das deutsche Denken und Empfinden tief mit protestantischen Elementen durchflochten.

Die allgemeine Reformation der Kirche war gescheitert, die Christenheit hatte sich gespalten. Und nun beginnt eine sehr starke innere Bewegung in der bisher so ganz verweltlichten Römischen Kirche: der alte Glaube flammt zur Leidenschaft auf und wird dadurch productiv. Schon 1545 wagte Papst Paul III., das Concil, gegen das er sich so lange gesträubt, nach Trient wirklich einzuberufen, da er der Mehrheit sicher war: die gemäßigte Partei erlag sofort, die protestantische Idee einer unsichtbaren Kirche wurde als ketzerisch gebrandmarkt, und für die Reinheit der erscheinenden Kirche die Inquisition in Thätigkeit gesetzt; Philipp II. führt sie in den Niederlanden ein und der greise Fanatiker, Papst Paul IV. Caraffa wüthet seit 1555 gegen die Andersgläubigen. Die Italienische Renaissance hatte durch den Sturm auf Rom 1527 und auf Florenz 1530 durch die Deutschen und Spanier einen furchtbaren Stoß erlitten. Die Blüthe der Freistädte war geknickt, die fremden Söldner im Dienst Roms oder Spaniens führten ein wildes Regiment. Im Schreck über den Abfall des Nordens wird Rom fromm, ja bigott und blutdürstig; den Antiken wird ein Feigenblatt vorgehängt, dem heidnischen Frevelmuth werden die Klauen beschnitten. Ein finstrer Schatten breitet sich über die romanischen Lande. Das Gewissen, durch die Reformation geängstigt, wird nun unbedingt dem Beichtvater in die Hände gegeben; es wird nicht vertieft, sondern durch Schrecken oder Verzückung der Natur völlig entfremdet. In der Schlußsitzung des Concils von Trient, Dec. 1563 wird die altkatholische Kirche in ihrer einseitigsten Form als die allein seligmachende verkündet, über alle Andersgläubigen der Bannfluch ausgesprochen, und wo man die Macht in Händen hat, blutig ausgeführt.

Das Tridentiner Concil war von den Jesuiten geleitet. Dieser Orden, der mehr und mehr in den Vordergrund des Religionskampfs tritt, ist eine der räthselhaftesten Erscheinungen der neuen Geschichte. — Aufgewachsen in der Lectüre des Amadis, hatte Loyola, nachdem eine entstellende Verwundung ihm die ritterlichen Uebungen unmöglich gemacht, sich auf die Legenden der Heiligen gelegt, und schwärmerische Begeisterung für die heilige Jungfrau eingesogen, welche die Protestanten vom Himmelsthron herabreißen wollten. In Extase und Verzückung führte er ein Phantasieleben im Reich des Wunders, alle Geheimnisse des göttlichen Wesens, die Dreieinigkeit, die ewige Zeugung des Sohns, die unbefleckte Empfängniß, gingen ihm als Visionen auf. Den Werth solcher Visionen hatte er auch später fest behauptet: er gab Anweisung, wie man sich dergleichen verschaffen könne. Voll von dieser Wunderwelt, faßte er den

Entschluß, einen Orden zu gründen, der für die ganze Welt diese Herrlichkeiten des Himmels wieder zurückführen sollte.

Dazu war aber nöthig, sich das Kampfmittel geschulter Bildung anzueignen. Fünf Jahre lang studirte er in Paris mit Fleiß und Geduld die scholastische Philosophie, und eignete sich und seinen Schülern eine Virtuosität in den Controversen an, daß der Orden gar wohl als Fortsetzer dieser Schule gelten konnte, wenn er auch keinen eigentlich speculativen Kopf hervorgebracht hat. Die „Compagnie", die Loyola gegen die Ketzer ins Feld führen wollte, wurde militärisch nach dem Princip des unbedingten Gehorsams organisirt. Loyola gehörte zu den dämonischen Naturen, die Gehorsam zu erzwingen wissen; seine Einrichtungen aber waren mit Scharfsinn und Consequenz darauf berechnet, auch bei schwächeren Nachfolgern diesen Gehorsam zu erhalten. Der Zweck des Ordens, die Mission gegen Ketzer und Heiden, sollte ganz praktisch gefaßt werden; zwecklose Andachtsübungen wurden untersagt. Die Mittel zur Propaganda waren zunächst die Erziehung und der Beichtstuhl: die katholische Welt sollte zum absoluten Gehorsam gegen Rom zurückgeführt werden, ehe sie zur Ausbreitung vorging. Seit dem Augsburger Religionsfrieden war die Erziehung der katholischen Jugend in Deutschland den Jesuiten übergeben; ihr pädagogisches System leuchtete dem deutschen Adel bald ein; die Kinder kamen schneller vorwärts und konnten sich sehn lassen. Alles war auf den Schein gerichtet, auf Disputationen, Redeübungen und Aufführungen; der Jesuit stand seinen Mann, er war fertig im Lateinischen und gewandt im Spalten der Begriffe. Jedes Talent wurde ausgebildet, freilich nur durch Abrichtung, denn das selbständige Denken wurde streng unterdrückt; was Deutsch war im Empfinden und Vorstellen der Jugend, wurde durch diese Fremden ausgereutet. Noch wichtiger war ihnen der Beichtstuhl; sie waren die eigentlichen Erfinder der Casuistik, die eine möglichst fertige Tafel aller erdenklichen Sünden und deren Abbüßung durch gute Werke aufstellte, um zu schrecken, und wo es darauf ankam, wo einflußreiche Leute beichteten, zu lösen, das Gefühl der Sünde zu beschwichtigen. In diesem Spiel des vom Gemüth gelösten Scharfsinns brachten sie es zu einer solchen Virtuosität, daß sie die absurdeste Consequenz nicht scheuten. Ihr Zweck war ein idealer, ihre Praxis aber zog die gemeinsten Motive der menschlichen Natur in Rechnung. Wer ihnen nutzbar war, hatte von ihren Bußen nichts zu befürchten; wo sie aber die Gewalt hatten, verlangten sie blinde Folge: die persönliche Freiheit und Würde wurde

mit Füßen getreten, der Mensch sollte ein willenloses Werkzeug in der Hand des Priesters sein.

Der Orden war in Spanien entstanden, wo er sich auch am schnellsten ausbreitete. Isolirt von den Strömungen des übrigen Europa, wenig in die allgemeinen Geschicke verflochten, hatte sich der spanische Geist mit großer intensiver Macht einseitig national entwickelt; sieben Jahrhunderte eines unabläßigen Kriegs gegen die Saracenen hatten den Adel tapfer, aber auch grausam und bigott gemacht, und die wilden Abenteuer in Mexico und Peru hatten diese Härte noch verstärkt. Da die Spanier beständig auf der Mensur lagen, hatten sie sich zudem eine stolze adlige Haltung, einen gemessenen Comment angeeignet: das Gesetz der Ehre verlangte unbedingte Unterwerfung des individuellen sittlichen Gefühls unter die Gesetze des Standes. Handel und Gewerbe standen nicht in Achtung; Viejo Christiano zu sein, kein Juden- oder Maurenblut in den Adern zu haben, war der Stolz des Castilianers, und Ketzer, Juden und Mauren galten als synonym. Die Inquisition war eine volksthümliche Einrichtung; ihre Hauptträger, die Dominicaner, echt spanische Characterköpfe. Nirgend hatte die Kirche eine so unbegrenzte Macht, nirgend das Klosterwesen eine so übermäßige Ausdehnung gehabt.

Indem Philipp II. sich die sittlich religiösen Formen der Spanier völlig aneignete, ihrem Ehrgeiz einen glänzenden Spielraum schaffte und ihrem Hochmuth mit dem Gefühl schmeichelte, die dominirende Macht Europa's zu sein, gelang es ihm, einen Cultus der Monarchie herzustellen, wie er im Abendland noch nicht vorgekommen war. Karl V. hatte ihm bei der Theilung des Reichs die Vorposten des großen Kampfs übergeben, der nun entbrannte; in allen Händeln setzte er den Hebel der strengsten Rechtgläubigkeit an. Ohne Zweifel war seine Bigoterie aufrichtig: er war fest überzeugt, eine Todsünde zu begehn, wenn er einen Ketzer unverbrannt ließ. Aber die Hitze seines Fanatismus — und das ist ein echt spanischer Zug — war mit kalter Berechnung verknüpft: bei seinen Entschlüssen suchte er, mit Unterdrückung der Leidenschaft, das Für und Wider scharfsinnig abzuwägen. Seine gewaltigen Kriege führte er vom Cabinet aus. Den Mangel an ritterlichen Eigenschaften, die sonst das Herz der Völker erobern, ersetzte er durch eine Würde, die alle Unterthanen in scheuer Ehrerbietung fern hielt. In Rom war sein Botschafter allmächtig, in Frankreich leitete er die Partei der Guisen und hatte seine Hände bei der Bartholomäusnacht im Spiel. 50,000 Menschen in Einem Streich gemordet! und dazu die Scheiterhaufen und Bluturtheile in den Niederlanden, Spanien und Italien! Auch der Protestan-

tismus hat die Hände nicht ganz rein von Blut gehalten, aber was will das sagen gegen diese ungeheuren Frevel, denen der Papst zujauchzte, die der italienische Humanist Muret in einer Festrede feierte!

25. Mai 1584 sprach Papst Gregor XIII. den Bannfluch gegen alle Ketzer aus, und schürte zum Glaubenskrieg; gleichzeitig rechtfertigten die Jesuiten den Königsmord, wo es sich um ein Interesse der Kirche handelte; der Prinz von Oranien und Heinrich III. von Frankreich fielen unter den Händen jesuitischer Meuchelmörder, Elisabeth wurde wiederholt bedroht. Zuletzt scheiterte Philipp doch; seine Armada erlag dem Sturm, Heinrich von Navarra trieb die katholische Liga zu Paaren, und nöthigte den Papst, nachdem er seinen reformirten, der Mehrzahl der Franzosen verhaßten Glauben abgeschworen, ihn vom Bann loszusprechen, worauf er durch das Edict von Nantes 1598 die Glaubensfreiheit der Protestanten sicherte. In demselben Jahr starb Philipp II.: er hinterließ, trotz der ungeheuren Goldzuflüsse aus Amerika, ein banqueroutes Staatswesen, in dem Lande, wo, wie man sagte, die Sonne nicht unterging, allgemeine Zerrüttung, und in den Niederlanden, Deutschland und Frankreich eine bis an die Zähne bewaffnete protestantische Partei.

Philipp war eine böse Existenz, aber eine Existenz; die Spuren seines Geistes wirkten noch ein volles Jahrhundert nach; die Hegemonie, welche die Spanier in der Politik verloren, fiel ihnen in Kunst und Litteratur zu. Die bildende Kunst ist seit dem Ende des 16. Jahrhunderts dem Adel und der Kirche gewidmet. Die jüngeren Italiener gehn voraus, Paul Veronese verherrlicht das vornehme Wesen, die Naturalisten aus der Schule der Caracci kreuzigen das Fleisch zu Gunsten des Geistes, sie malen die Martyrien mit grausamem Naturalismus aus. Bald aber schreiten ihnen die Spanier voran: die Velasquez, Zurbaran, Ribera, Murillo beherrschen das 17. Jahrhundert. Von der hohen Symbolik der Rafaelischen Zeit keine Spur mehr, aber welche Gewalt in der Farbe!

Auch die Dichtung entzieht sich mehr und mehr dem Geist der Renaissance. Camoens' „Lusiaden" 1572 und Tasso's „befreites Jerusalem" 1574 suchen dem Ritterthum wieder die historische, nationale und religiöse Seite abzugewinnen, obgleich der gläubige Portugiese sich nicht erwehren kann, in der Fahrt nach Indien, die Vasco de Gama zu Ehren des Kreuzes unternommen, die Göttin Venus als Führerin zu benutzen. So stehn auch in den spanischen Schäferromanen, Montemayer's „Diana", Cervantes' „Galatea", Lope's „Arcadia" u. s. w. Göttertempel und Klöster hart neben einander.

Mit Cavalieren, wie sie aus der Schule Philipps II. hervorgingen, und Modeschönheiten im Schäfercostum, hat es die spanische Litteratur, die nun in üppiger Blüthe aufschießt, zumeist zu thun, aber nicht ausschließlich. Im Landvolk und den niederen Ständen, vom Adel durch eine tiefe Kluft geschieden, waltet ein Naturwuchs, dessen realistische Darstellung den Humor herausfordert: Murillo malt seine Straßenjungen mit derselben Farbenkraft wie seine verhimmelnden Madonnen. Eine der ersten Leistungen der neuen spanischen Litteratur war ein Schelmenroman, „Lazarillo de Tormes" 1533, dem unzählige andere folgten: mit äußerstem Behagen werden nicht saubere aber lustige Abenteuer dieser Spitzbuben erzählt und mit kräftiger heller Farbe ausgemalt; die Maulthiertreiber, Schäfer, Banditen, kleine Pfaffen — das alles lebt wirklich und steht auf festen Füßen.

Die Krone dieser realistischen Figuren ist Sancho Pansa in dem unsterblichen „Don Quixote", dessen erster Theil 1605 erschien und bald die Rundreise durch Europa machte. Die Satire dieses Buchs gegen den Ritterroman war ernst gemeint: in der angeblich ritterlichen Bildung des Amadis concentrirte sich das ganze Schein- und Lügenwesen des Zeitalters. Aber der Roman enthält noch eine neue Seite dieses Wesens: nur um eine kleine Nuance anders gefärbt, hätte aus dem gutmüthigen Phantasten Don Quixote ein Fanatiker, ein grausamer Verfolger der Andersgläubigen werden können. Dieser „Ritter von der traurigen Gestalt", der Windmühlen für Riesen ansieht, jeder vermeintlichen Prinzessin seinen Heldenarm leiht; der, da er nicht Riesen vorfindet, in Schafheerden einbricht und wie toll um sich schlägt; der ein Barbierbecken aufsetzt und für eine fingirte Geliebte sich in der Weise des rasenden Roland kasteit; der sich dann wieder der feinsten adligen Sitte, und garnicht ohne Erfolg, befleißigt, die edelsten Gesinnungen ausspricht, und widerstandslos gegen jede Extase dennoch nicht verrückt ist: — dieser Ritter war garnicht ohne Gegenbild in der wirklichen Welt. — Da war jener Loyola, der, in der Lecture des Amadis aufgewachsen, seine Lanze der heiligen Jungfrau weihte, die ihm persönlich erschien wie Dulcinea dem Don Quixote; der seine ritterliche Nachtwache hielt wie Don Quixote: als nun dieser Ritter kampfunfähig wurde, legte er sich auf Bußübungen, etwas ernsthafter gemeint wie die in der Sierra Morena; und dieser Mann, dessen halbes Leben in Extase verfloß wie bei einem Halbtollen, gründete den Jesuitenorden! — Da war Don Juan d'Austria, der Sieger von Lepanto: Niederwerfung der Türkei, ein eignes Königreich in Tripoli, Heirath der Maria Stuart, Eroberung Englands nebenbei — es gab

kein Phantom, das ihm nicht durch den Kopf flog! — Die wunderbaren Thaten in Mexico und Peru steigerten die Abenteurerlust der Spanier. — Nicht jeder ist frei, der seiner Fesseln spottet! Cervantes selbst war aufgewachsen in der Lectüre der Ritterromane, auch ihm hatte der Traum einer irrenden Ritterschaft vorgeschwebt; er hatte unter Don Juan bei Lepanto gefochten, in Algier und anderwärts war ihm das Leben nicht selten wie ein Traum vorgekommen. Die Entwürfe seines literarischen Ehrgeizes waren gescheitert, er sah weniger Würdige glänzend anerkannt, während er selbst einsam und in Dürftigkeit lebte. Da, 58 Jahre alt, schrieb er den Don Quixote. Es ist die Stimmung der Resignation, einer heitern ja lustigen Resignation; aber durch die lächerlichen Abenteuer klingt eine geheime achtungsvolle Theilnahme durch, und gerade diese giebt dem Buch den Bitterreiz.

Die Weltanschauung der Gegenreformation kommt erst in Calderon, ein Menschenalter nach Cervantes zu ihrem vollen Recht. Seine Blüthe fällt in die Zeit, wo die Kraft des spanischen Reichs im Absteigen war. Im Dienst des Hofs versanken die Granden allmälig in das schlaffe Genußleben, das wir aus dem zweiten Theil des Don Quixote kennen, und das bei aller Feinheit der Form innerlich gemein war: die vornehme Herzogin läßt sich herab, eigenhändig die Duenna zu prügeln, die ihre Fontanelle ausplaudert.

Calderon hat niemals die Geheimnisse des Lebens in ihrer Tiefe belauscht: er kennt nur empirische Menschen und fest überlieferte Regeln, mit denen sie in Conflict kommen. Aber er hat ein so gutes Auge für alle Schattirungen der Gesellschaft, einen so fruchtbaren Scharfblick in Erfindung von Beispielen für die Regel, daß er für diese Periode der Sittlichkeit ein classischer Zeuge bleiben wird: welche seltsame Formen die Frömmigkeit, das Rechtsgefühl und die Liebe in diesem Zeitalter der Gegenreformation annahmen, wird aus ihm in fast unbegrenzter Vollständigkeit die Nachwelt mit immer neuem Staunen erfahren. Kennt man ihn gründlich, so kann man sich das Studium seiner Vorgänger und Altersgenossen ersparen, die an Fruchtbarkeit die Dichter aller Völker übertreffen: Lope de Vega z. B. hat zweitausend Schauspiele geschrieben, dazu verschiedene endlose Romane und Dichtungen, sämmtlich aus dem Handgelenk gearbeitet, aber überreich an Erfindung.

Calderon bekennt rückhaltlos die Glaubensartikel seiner Kirche und weiß sie geschickt zu verwerthen; aber es ist nicht alle Tage das Fest eines Heiligen, und der Dichter verschmäht auch die heidnische Mythologie nicht. Eine ganze Reihe seiner Stücke behandelt Themata

aus dem Ovid, in denen vom Kreuz garnicht, desto mehr von Bacchus, Venus, Meergöttern und Dreaden die Rede ist; ja in diesen heitern Bildern bewegt er sich mit mehr Behagen als in den christlichen Legenden.

Calderon's sämmtliche Trauer- und Lustspiele athmen Hofluft: nur in einem, dem „Schulzen von Zalamea" spielt ein Bauer die Hauptrolle, und hält sich dem übermüthigen Adel gegenüber trotzig genug. Sonst treten nur Cavaliere und Bediente auf. Sie kreisen um die Sonne, den König, der innerlich wie äußerlich über dem Gesetz steht. Zwar sind die Begriffe der Gerechtigkeit ihm nicht fremd, in seiner Eigenschaft als höchster Richter, der die Urtheilsprüche der Gerichtshöfe nach Belieben ändert, läßt er sich nicht selten durch Motive der Billigkeit oder des Rechts bestimmen. Aber ihm gegenüber giebt es kein Recht. Von Launen und Leidenschaften der verschiedensten Art bestimmt, greift er in die Schicksale seiner Unterthanen ein, sein Wille ist letzte Instanz. Der Mörder, den das Gericht zum Tode verurtheilt, wird freigesprochen, sobald der König erklärt, er habe den Mord befohlen. Auch daß er diese Erklärung abgiebt, ist nur Großmuth: nöthig hätte er es nicht, auch vor seinem Gewissen nicht. Großmuth ist die einzige menschliche Eigenschaft, durch die er mit den übrigen Sterblichen in Beziehung steht; wenn er eine Leidenschaft durch den Verstand, d. h. durch die Sitte meistert, so wird das als leuchtendes Tugendbeispiel im Staube verehrt. Wenn er einem Cavalier befiehlt, ihm seine Braut auszuliefern, so taucht nicht der entfernteste Gedanke an die Möglichkeit auf, diesem Gebot ungehorsam zu sein: es zu umgehn, und den König durch List und Ränke zu betrügen, das freilich ist nicht nur erlaubt, sondern gerathen, und an spitzbübischer Erfindung sind diese Cavaliere grade so reich wie die Sclaven bei Plautus. Einmal schlägt der König einem Edelmann ins Gesicht: sofort zieht dieser den Degen und stößt ihn, da die Person des Königs heilig ist, einem beliebigen Andern in den Leib. Nicht als ob er durch die Ehrenkränkung seiner Sinne beraubt und in eine Art Berserkerwuth versetzt wäre, es ist nur Berechnung: die verletzte Ehre zu sühnen, muß Blut fließen, gleichviel wessen, und damit ist der Meinung genug gethan.

Die Ehre wird bei diesen Cavalieren nicht gewogen, sondern als geprägte Münze ausgegeben und angenommen. Alle denkbaren Fälle sind vorgesehn: Shakespeare glaubt mit den „sieben Ehrenpunkten" des Narren Probstein komisch zu wirken; was Calderon in vollem Ernst vorschreibt, geht weit darüber hinaus. Da die Ehre ein todtes Gesetz ist, handeln sämmtliche Cavaliere wie Automaten; von Fortbildung des sittlichen Be-

griffs durch das individuelle Leben ist keine Rede, alles wird durch einen äußerlichen Calcul abgemacht. Man will nicht sein, sondern nur gelten.

Ganz eigen gestaltet sich dadurch das Verhältniß zwischen Mann und Weib. Bei Calderon sind alle Frauenzimmer geneigt, über die Schnur zu hauen, d. h. unsittlich zu werden; in jedem Lustspiel ziehn sie frisch weg auf Abenteuer aus, um Anbeter anzulocken; jeder Cavalier ist durch seinen Stand verpflichtet, ihnen seine Dienste zu weihen. Mit orientalischer Galanterie wird, sobald sie auftreten, ihre Schönheit besungen. Aber wenn Vater oder Bruder sie auf solchen Irrgängen antreffen, greifen sie sofort nach dem Degen, es müßte denn sein, daß der betreffende Cavalier oder irgend ein Andrer erklärt: ich will sie heirathen! Damit ist alles in Ordnung, das Frauenzimmer ist unter die Haube gebracht, und der Gatte mag nun sehn, wie er fertig wird. Ein innerliches Verhältniß in der Ehe wird nicht für nöthig gehalten. Aber Vater und Bruder haben ihre Aufsicht über das gefährliche Frauenzimmer dem Ehemann übertragen, und seine Ehre ist verletzt, sobald er sie über die Schnur hauen läßt. Auch hier kommt es nur auf den Schein an. Cäsar sagte, seine Gattin dürfe nicht einmal beargwohnt werden, aber er beschränkte sich darauf, der beargwohnten Gattin den Scheidebrief zu schicken. Für den Spanier wäre das eine doppelte Kränkung, denn nun würde ja die ganze Welt seine Schande erfahren. So bringt er denn die beargwohnte Frau auf irgend eine raffinirte Weise um, und je verschmitzter er dabei verfährt, desto lauter wird er als Muster aller Ehemänner bewundert!

Eine eigentliche Achtung vor den Frauen fehlt bei den spanischen Dichtern, desto ausschweifender sind die Huldigungen, die man ihnen darbringt. Ist die Dame nur einigermaßen von hohem Stand, so wirft sich alles vor ihr in den Staub, und selbst Fürsten flehn um die Gnade, die Erde zu ihren Füßen zu küssen, da die Füße selbst huldigend zu berühren, ihre Lippen durchaus unwürdig wären! Am lebhaftesten tritt dieser orientalische Frauendienst in einem Stück hervor, dessen Heldin Christine ist, die Tochter Gustav Adolfs, Königin von Schweden, die 1654 zur katholischen Kirche übertrat: sie tritt als Vorfechterin für die Freiheit des Weibes auf.

Erst aus Calderon begreift man völlig den Haß der Reformation gegen die Werkheiligkeit. Wo Calderon sich dem Uebersinnlichen nähert — in der „Sibylle des Morgens", in der „Morgenröthe von Copacavana", im „Fegefeuer des heiligen Patrick" — haben wir den gemeinsten Götzen-

dienst, die Anbetung von Stein und Holz. — In der „Andacht zum Kreuz" wird uns anschaulich gemacht, daß kein Verbrechen, keine innere Verworfenheit stark genug sei, die Gnadenwirkung aufzuheben, welche vom Kreuz ausgeht. Eusebio, Mörder und Räuberhauptmann, hat von frühster Jugend unter dem Schutz des Kreuzes gestanden; dafür hat er nie unterlassen, wo er es sah, das Knie zu beugen. Er unterläßt's auch mitten in seinen Frevelthaten nicht. Wenn er einen Mord begehn will, und man hält ihm das Zeichen des Kreuzes vor, tritt er sofort zurück. Dieser Kreuzesdienst (devocion de la cruz) trägt seine Früchte. Eusebio fällt im Gefecht, ohne Beichte, er würde der Hölle verfallen sein, wenn das Kreuz nicht ein Wunder thäte. Aus dem Grabe heraus ruft er einen Priester, dem er früher aus Rücksicht auf das Kreuz das Leben geschenkt und der ihm versprochen hatte, ihn nicht ohne Beichte sterben zu lassen. Dieser, hunderte von Meilen entfernt, hört gleichwohl die Stimme des Erschlagenen und wird durch ein Wunder zu ihm geführt: Eusebio steigt aus dem Grabe, beichtet, empfängt die Absolution, und ist nun in die Gnade wieder aufgenommen. — Bei der Durchführung dieses Problems hat der Dichter die äußerste Consequenz nicht gescheut: kein Gegner könnte, um ihn zu widerlegen, eine absurde Consequenz ersinnen, die hier nicht im besten Glauben gezogen wäre. Und um dieser Lehre von der Sühne der Sünde durch äußerliche Glaubensacte die rechte Farbe zu geben, leuchteten im Hintergrund die Flammen der Scheiterhaufen, auf denen unter dem Jubel der Menge die Ketzer zu Ehren des Kreuzes verbrannt wurden!

Gleichwohl übt auf uns Nachgeborene diese wunderbar phantastische Welt einen eignen Reiz; sie hat uns Deutschen einmal wirklich den Kopf verdreht, und wir vergaßen, daß die Traumwelt, die Calderon zeigt, einmal bittrer Ernst gewesen ist: seine Poesie mit ihrer seltnen Farbenschönheit und ihrem Glanz ist nur das Phosphoresciren der Fäulniß.

Historisch kommen die spanischen Dichter des vorigen Jahrhunderts erst dann zu ihrem Recht, wenn man sie neben die gleichzeitigen Maler stellt, die Ribera, Zurbaran, Velasquez, Murillo: die nämliche Glaubensrichtung und der nämliche Geschmack liegen zu Grunde, ja auch die Talente sind verwandt. In den Kirchenbildern zeigt sich nicht mehr der große Stil der Renaissance, der aus der überlieferten Mythologie das menschlich Edle herauszuschälen strebt, sondern der finstere Geist der Gegen-

reformation und des Jesuitismus. Mit Vorliebe sucht man die blutigsten Legenden auf und malt sie mit grausamem Realismus. Die Verzückung und Extase, welche die Menschen außer sich und in ein Jenseits versetzt, findet ihren sprechenden Ausdruck. Und das Alles ausgeführt mit einem Glanz und Pracht der Farbe, welche die Sinne blendet. Selbst an Fruchtbarkeit kommen die Maler den Dichtern nahe, namentlich Murillo läßt sich neben Calderon sehr wohl sehn.

Ein ähnlicher Geist spricht sich in den italienischen Malern jener Periode aus, obgleich er weniger hervorleuchtet; auch die katholischen Niederländer nehmen den Wettstreit auf, freilich mit einer starken Modification: Rubens malt wohl die Martyrien, aber ohne das Fleisch zu kreuzigen; einmal stemmt bei ihm eine wohl beleibte heilige Catharina den Fuß auf das Rad, auf welches sie geflochten wurde, und scheint sich nicht viel daraus zu machen. Die Spanier verweilen gern bei dem Leiden, der kräftige derbe Rubens verlangt auch in den Heiligengeschichten ebenso die Action und Leidenschaft wie in seinen Thiergefechten, und denkt nicht daran, sein gesundes Fleisch der Ascese und dem Spiritualismus zu opfern. Daß weitaus die katholischen Maler überwogen, hatte seinen Grund theils darin, daß nur die katholische Kirche Bilder duldete und bestellte, theils darin, daß die katholische Mythologie eine reichere Farbe und Gruppirung verstattete. Da indeß alle diese Maler ihre Hauptabnehmer unter den Monarchen fanden, machte allmälig das fürstliche Portrait den Altarbildern Concurrenz; Rubens und sein Nachfolger Van Dyk wetteiferten mit den Spaniern, den Großen, die sie malten, jene stilvolle Hoheit zu leihen, die auch bei den Idealbildern der christlichen Legende unumgänglich gefordert wurde.

Gegen diese katholische Kunstrichtung sticht sehr merklich der einzige Protestant ab, der in jener Periode zu den Malern des großen Stils gerechnet wurde, Rembrandt. Er wählt unter den christlichen Stoffen nur diejenigen aus, in denen das einfache, schlicht-Menschliche hervortritt; er verläßt das hergebrachte stilvolle Costum, die vornehme der gewöhnlichen entgegengesetze Haltung, und zeigt seinen Christus und seine Apostel grade wie die Menschen seiner nächsten Umgebung: in seinen Bildern wandelt Christus unter uns, und wir merken es kaum. Der Maler verschmäht es selbst nicht, der Treuherzigkeit seiner Physiognomien mitunter etwas Schalkhaftes beizumischen: der Zuschauer soll den Vorgang grade so sehn, wie er in Wirklichkeit hätte sein können, und den nämlichen Eindruck davon empfangen.

Rembrandt's Entwickelung führt auf deutsche Vorgänger zurück,

zuletzt bis auf Dürer; aber er gehört doch einer wesentlich andern Richtung an als die großen Maler der Reformation: von der hohen Symbolik der letzteren ist bei ihm kaum eine Spur. Dagegen steht er mit seinen katholischen Zeitgenossen unter dem Bann der Farbe; ja er hat die Poesie der Farbe fast tiefer ergründet als jene. Nur geht bei ihm die Farbe nicht aus den Gegenständen hervor, sie kommt zu denselben hinzu, und in der idealen, phantastischen, mährchenhaften Beleuchtung entgeht dem Zuschauer zuweilen der starke ja frappirende Realismus der Zeichnung. Es ist als ob zwei Welten, eine ideale und eine reale, in einander spielten.

So weit Rembrandt von den katholischen Malern seiner Zeit absteht, als einen Apostel der protestantischen Weltanschauung darf man ihn nicht bezeichnen. Der Protestantismus kommt nicht in der Farbe, sondern erst im Wort zu seinem vollen Ausdruck, und dieses Wort war, ehe Rembrandt auftrat, bereits gesprochen worden.

Der germanisch-protestantische Geist war im Lutherthum nicht zu seinem Recht gekommen; Deutschland trat seine welthistorische Mission zunächst an das stammverwandte Volk der Engländer ab. Sie waren das einzige unter den Mischvölkern, in welchen das deutsche Element das romanische überwand und absorbirte; ihre Sprache hatte schon im 14. Jahrhundert Wycliffe, den Vorläufer der Reformation, und Chaucer zu würdigen Vertretern. In den gewaltigen Kriegen mit Frankreich — die Erinnerung an Cressy und Azincourt lebte tief im Volk — hatte das angelsächsische Fußvolk den Sieg über die romanische Ritterschaft davongetragen, in dem schrecklichen Bürgerkrieg der beiden Rosen war der Normännische Adel beinahe ausgerottet, ein kräftiges Bürgerthum hatte sich im Kampf erhoben. Das Gothische dauerte in England fort, die Renaissance berührte das Land nur auf der Oberfläche. Die Losreißung von Rom wurde Heinrich VIII. nicht schwer, die von ihm begründete Hochkirche hatte einen nationalen aristokratischen Character, der finstre Puritanische Geist protestirte vorläufig nur im Verborgenen.

Nun stand aus dem alten England der Dichter auf, der das moderne Leben gegen das antike, den Norden gegen den romanischen Süden, die gothische gegen die griechische Welt, den Geist der Nibelungen gegen den Geist der Ilias mit einer Gewalt vertreten sollte, von der die neuere Geschichte kein andres Beispiel kennt.

Shakespeare war Cervantes' Zeitgenoß; von seinen Beziehungen zur Cultur der Zeit ist nur das Studium des Montaigne bekannt, des geistvollen Skeptikers, dessen Essays mit den tief eindringenden Beobachtungen der menschlichen Natur 1580 erschienen. Shakespeare's Technik unterscheidet sich, namentlich in seinen ersten Stücken, wenig von der der gleichzeitigen englischen Dramatiker, die zum Theil von großem Talent waren; und doch, wie himmelweit ist er von ihnen verschieden! Der echte Genius, aus was für Elementen er auch hervorvorgehn möge, tritt immer wie ein Wunder in die Welt der Erscheinung. Den Zeitgenossen stand er zu nahe, sie hatten keine Ahnung von seiner Größe. Es kam eine Zeit, wo man ihn fast vergaß, dann tauchte er wieder auf; seitdem ist er in beständigem Wachsen, und wir Deutsche können stolz darauf sein, für sein Bild die rechte Perspective gefunden zu haben, wie er unser geistiges Leben mehr als ein andrer Mensch befruchtet hat.

Die Atmosphäre, in die uns Shakespeare einführt, ist eine brittische. Die Stücke, welche sich mit der vaterländischen Geschichte beschäftigen, gehören zu seinen schwächsten, aber sie zeigen, wie das Leben, dessen Gesetz er enthüllte, beschaffen war. Wir verfolgen ein ganzes Geschlecht, welches sich wüthend selbst zerfleischt; einen Bürgerkrieg, begonnen mit Verrath und durch eine Reihe von Verbrechen fortgeführt: ein Frevel ruft immer den andern hervor, das Herz der Menschen, von Furcht und Haß gleichmäßig gedrängt, verwildert und verlernt das Rechtsgefühl wie das Mitleid. In „Richard III" sieht man, wie der Erbe dieser schlimmen Zeit, der Schlimmste von Allen, geworden ist. Die wilde Tragödie findet, wie die Nibelungen, ihr Ende erst, als alle Helden todt geschlagen sind; was übrig bleibt, sucht sich einzurichten, so gut es geht.

Als Shakespeare schrieb, lebten die Bürgerkriege in der Ueberlieferung noch fort: die alte Welt selbst war zu Grabe getragen und Gras darüber gewachsen, aber mit Schaudern erzählte der Großvater den Enkeln, was er über jenes furchtbare Geschlecht gehört, und die Tudors sorgten dafür, daß der Schreck nicht in Vergessenheit gerieth: der Henker gehörte zu den wichtigsten Personen Englands, und stolze Beute wurde ihm zugeworfen. Noch immer ging man leichtsinnig und frevelhaft mit Menschenblut um; kolossale Verbrechen auf der einen, barbarische Strafen auf der andern Seite: der Richter oft moralisch nicht besser als der gefolterte Missethäter. Dazu das krankhafte Grauen vor einer unheimlichen unterirdischen Welt der Hexen und Gespenster. So sah das Leben in England aus, als durch den eindringenden Protestantismus das Gewissen in seinen Höhen und Tiefen aufgeregt wurde.

Aber das Zeitalter hatte auch seine Lichtseite. Trotz jener Verbrechen und Verfolgungen regte sich im Volk eine ausgelassene Lebenslust; es war ein Farbenreichthum, von dem die spätere abgeblaßte Sitte keine Vorstellung mehr besaß. Die Sprache hatte noch nicht verlernt, die Dinge mit den rechten Namen zu nennen; sie zog die derbsten vor. Die Menschen waren eines lauten herzlichen Lachens fähig, man schämte sich der natürlichsten Regung nicht.

Dazu war sich England einer aufsteigenden Kraft bewußt. Als Vorkämpfer des Protestantismus gegen Spanien wurde es eine europäische Macht; alles was nach Freiheit strebte in Europa, ehrte in Elisabeth die Siegerin über die Armada. Große Denker wie Lord Bacon befruchteten die allgemeine Bildung, und im innersten Gemüth lebte der bewußte Gegensatz gegen die katholische Werkheiligkeit. Luther's Wort drang auch nach England: nicht umsonst läßt Shakespeare seinen Hamlet in Wittenberg studiren. Die Beziehungen zwischen den beiden Ländern waren nicht gering: bald nach dem Erscheinen des deutschen Faustbuchs verarbeitete es Marlowe zu einer Tragödie, die diesen Typus der spätern Dichtung eigentlich erst zurechtmachte, und die englischen Wandertruppen, die ganz Deutschland durchstreiften, führten neben andern Stücken, obwohl äußerst vergröbert, auch Shakespeare'sche auf.

Die Engländer gingen zu allen Zeiten den übrigen modernen Nationen in der Lust und Fähigkeit voran, das wirkliche Leben photographisch getreu nachzubilden; schon Chaucer in den „Canterbury-tales" leistet darin Erstaunliches: sein Vorbild Boccaccio sieht gegen ihn fleischlos aus, so wenig er sich vor dem derben Wort scheut. Auch in diesem Realismus ist Shakespeare der Größte: Falstaff und Shylock sind Typen, denen keine Literatur etwas an die Seite zu stellen hätte. Die „lustigen Weiber von Windsor" enthalten eine Reihe wunderlicher aber absolut glaubhafter und lebenswürdiger Figuren, deren jede fest auf ihren Füßen steht, jede ihre eigne Physignomie hat: und dies Lustspiel-Element zieht sich auch durch seine ernsten Stücke. Diese Figuren hat er ohne Zweifel gesehn, mit ihnen verkehrt, grade wie Prinz Heinrich, der das Schlechte freilich nicht lobt, aber das Behagen an der Tollheit nur mühsam verleugnet. Diese humoristische Beobachtung des Lebens ist Shakespeare's ursprüngliche; humoristische Helden und Heldinnen, wie der Bastard Faulconbridge, Mercutio, Rosalinde, Viola, Beatrice u. s. w. sind seine Lieblingsgestalten. Das Element der Trauer stellt sich erst nach ernstern Lebenserfahrungen ein, da auch sein Hanswurst allmälig

tief ernste Falten zeigt, wie der Narr im König Lear: dies Geschlecht gehört Shakespeare ganz eigen an.

Aber der Realismus ist bei Shakespeare nur Mittel; sein Zweck ist, das Naturgesetz der Seele an Typen zu zeigen. Er legt eine überlieferte Geschichte zu Grunde, und sucht für sie in seiner eignen Seele den angemessenen Charaktertypus; hat er ihn gefunden, so entspinnt sich in seinem Innern wie im Traum die Geschichte von Neuem. Der Dichter ist um so größer, je reicher die Zahl der Typen in seiner Seele ist: darin läßt sich mit Shakespeare kein andrer Dichter der Welt vergleichen, ihm scheint gar kein Typus zu fehlen, die fremdsten, ja die ungeheuerlichsten steigen wunderbar und überzeugend aus seinem Innern auf.

Bei den Griechen war der tragische Held Substrat für die Macht der Götter oder des Schicksals; für Shakespeare ist seine Schuld sein Schicksal und sein Charakter seine Schuld; seine schuldige Leidenschaft ist zugleich sein Ich. Die Motive seiner That liegen stets in den tiefsten Gründen der Seele, die sich als etwas Lebendiges und folglich als etwas Freies empfindet, und in ihrem Schuldbewußtsein dadurch nicht im mindesten erleichtert wird, daß in der Welt der Erscheinung das Causalgesetz waltet. Darin, daß er unter dem Zwang seiner Natur handelt und sich doch frei fühlt, daß sein Thun sein Leiden ist und sein Leiden ihm als That erscheint, liegt der eigentliche Grund des Tragischen. Der Dichter zeigt eine mächtige Natur, die ganz in ihre Leidenschaft aufgeht, bei der wir jeden Zug als einen nothwendigen empfinden, bei der wir die Schuld innerlich keimen und werden sehn; eine mächtige Natur, die nicht feige die Schuld einem andern aufbürdet, sondern sie ganz und voll auf sich nimmt, und, indem sie unter ihr zusammenbricht, die volle Persönlichkeit wahrt. Wer vergäße jenen furchtbaren Monolog Richard's III.! Er ist Kläger, Angeklagter und Richter in Einer Person; keine Nebenumstände können ihm seine Schuld verdunkeln: er richtet nicht blos über die einzelnen Thaten, er richtet über den Charakter selbst, aus dem sie entsprungen, über den er selbst erstaunt, den er aber mit Schreck als den seinigen bekennt.

Am greifbarsten stellt sich die Tragödie des Gewissens in Shakespeare's römischen Stücken heraus. Der Einfluß des Livius, Plutarch und ihrer Nachahmer ist gering; die Cäsar, Coriolan, Antonius sind Engländer, Shakespeare hat die sittlichen Eindrücke aus dem Krieg der beiden Rosen ins Römische projicirt: die Helden gehn unter an der Vermessenheit eines Wollens, dem ihre Natur widerspricht. Brutus wird durch seine subjective Auffassung der Pflicht zu einer Verschwörung ver-

leitet, deren Durchführung eine gewissenlose Natur verlangt; eben sein zartes Gewissen macht ihn zur Leitung des Unternehmens untauglich. Coriolan läßt sich aus gerechtem Groll über die Plebejer zu einem Bündniß mit dem Landesfeind verführen; er will die Tüchtigen aller Nationen gegen die Gemeinen verbinden, und vergißt, daß in ihm der Römer, in seinem neuen Waffenbruder der Volsker unauslöschlich ist. Antonius will in seinem Ringen um die Weltherrschaft, das kaltes Blut verlangt, zugleich in seiner leidenschaftlichen Art seinen Lüsten leben. So gehn alle drei zu Grunde.

Shakespeare's Bühne schließt sich an die des Mittelalters an, aber er benutzte sie zu einer neuen Kunstform. Das mittelalterliche Drama sucht den Schein der Continuität, und malt alles gleich ausführlich aus: Shakespeare giebt einzelne große Scenen, die fast wie unverbundene Massen neben einander liegen, aber jede einzelne bis ins kleinste ausgeführt; andre Theile der Handlung läßt er weg, und deutet, was vorgegangen ist, nur durch kleine Zwischengespräche an. Die Form seiner Bühne erlaubte das, indem sie in ihrer reichen Gruppirung den raschen Eintritt verschiedener Actionen ermöglichte, und wegen des Orts der Phantasie keine Gewalt anthat. Er machte es wie die gothischen Baumeister, die, weil das Gesetz der Schwere eine verhältnißmäßig nicht breite Stütze verlangt, die Wände halb hinauswarfen, und den übrig bleibenden Raum durch gemalte Fenster füllten, dann aber freilich, um die Stütze zu verstärken, Strebepfeiler hinzufügten, wodurch das Ganze architektonisch und malerisch reicheres Leben gewann.

Wenn Shakespeare der Phantasie harte Sprünge von einer Situation zur andern zumuthet, so kommt er ihr dadurch zu Hülfe, daß er in den großen Scenen den Schein des Lebens in einer Macht hervorruft wie kein andrer Dichter. Er zeichnet nicht blos die Handlung, sondern die ganzen concreten Menschen, wie sie innerhalb dieses Theils der Handlung empfinden, denken und sich bewegen; er läßt nicht nur die Motive, die sich unmittelbar aus der Situation ergeben, sondern auch diejenigen hervortreten, die durch Association in der Seele anklingen. Dieser Realismus jeder einzelnen Scene verleiht der Phantasie die Schwungkraft, das zu erwartende vorauszunehmen, und es, wenn es kommt, mit einem Sprung zu treffen.

Wodurch prägen sich „Hamlet", „Lear", „Othello" so gewaltig und unauslöschbar unsrer Einbildung ein? Grade durch das, was nüchterne Berichterstatter als unnützes Beiwerk beseitigen würden: im „Hamlet" die Terrasse, der Kirchhof, Ophelia, die mit wilden Rosen im Haar über

ein Wasser gebückt phantastische Lieder singt; im „Lear" die Haide mit dem Gewittersturm, im „Macbeth" der Hexenkessel, Banquo's leerer Stuhl; überall wird die Physiognomie der Handlung durch stark sinnlich hervortretende einzelne Momente fixirt. Shakespeare verfährt wie die unbewußt wirkende Natur im menschlichen Gemüth: so und nicht anders würden wir den Hamlet, den Lear, den Macbeth träumen. Im Traum wie in der Erinnerung fügen sich die Ereignisse nie in der Art zusammen, wie nachträglich ein gewitzter Criminalist seinen Fall vorstellt: vielmehr treten einzelne Momente, Physiognomien, Gebärden, Landschaften u. s. w. mit blendender Deutlichkeit hervor, Momente, die der Verstand nicht aufsuchen würde; auffallende Ausdrücke und Einfälle haften vereinzelt im Gedächtniß, der Zusammenhang findet sich erst bei reiferer Ueberlegung.

Im Traum wie in der Erinnerung denkt man nicht an Zeitrechnung: die Zeit, in der wir viel erlebt haben, so kurz sie sein mag, kommt uns sehr lang vor, dagegen schrumpfen ganze Jahre, in denen nichts vorgefallen, in einen winzigen Raum zusammen. Nicht der Stundenzeiger, sondern die Summe der Vorfälle, die nachhaltig in unser Leben eingreifen, giebt das Maß unsrer idealen Zeit. So verfügt Shakespeare stets souverän über die Zeitbestimmungen; zuweilen, z. B. im „Othello", erlaubt er sich eine doppelte Zeitrechnung: wenn wir jede einzelne Scene mit der nächstfolgenden verknüpfen, scheint vollständige Continuität zu bestehn, von der Hochzeit bis zum Mord der Desdemona etwa zwei Tage. Treten wir weiter zurück, so nehmen wir einen weit längern Zeitraum wahr. In dieser frei poetischen Weise träumt Shakespeare das Geschehene um. Am augenscheinlichsten tritt das in seiner Umdichtung nordischer Sagen hervor, die der Structur seines Geistes viel verwandter waren als die römischen: in Macbeth, Lear, Hamlet.

Wie im Traum das Grauen uns lange unbestimmt vorschwebt, ehe es in bestimmter Gestalt erscheint, und das Geschehene noch lange nachzittert, so beschäftigt in „Macbeth" uns wie den Helden der Mord lange in der Phantasie, ehe er geschieht: nachdem er geschah, zeigt er sich wiederholt als Vision an. Um sich aus dem Nachtwandeln zu erwecken, greift Macbeth wiederholt krampfhaft und ängstlich nach der zufälligsten Vorstellung, wie es im Traum geschieht, wenn man aufwachen möchte.

Die Sage aus der heidnischen Nibelungenzeit malt sich in einem Gemüth, das vom protestantischen Christenthum geweckt war. Viel stärker als bei Dante empfinden wir die Hölle, wie sie den Helden lockt, wie sie ihn faßt und vernichtet. Sie liegt eigentlich im Uebermaß des

Wollens, aber sie gestaltet sich auch sinnlich: wilde schauerliche Wolken drängen sich durcheinander, von Sturmwinden gefegt, von Blitzen durchzuckt; sie lassen soviel Licht ein, greifbar die Schrecken zu zeigen, die auf der Erde walten.

Noch wilder rast im „Lear" die Natur mit den wilden Menschen; Lear's Wahnsinn zieht alle Andern, zieht die Welt in Mitleidenschaft. Der Grund seines Wahnsinns, die Empörung eines sittlichen Gemüths über himmelschreienden Undank wird dadurch verdunkelt, daß dies Gemüth selbst nicht rein ist.

Auch „Hamlet" ist eine echte Charaktertragödie, aber umsonst hat man versucht, das Schema dieses Charakters unter eine einfache Formel zu bringen. An Bildung und Geist allen andern überlegen, fühlt Hamlet sich angeekelt von den Allerweltsgesichtern; sein Geist wird gleichsam sein Verhängniß, er sieht zu scharf, er sieht überall Fratzen, und daher nicht richtig; er fühlt heimlich, daß manche von diesen Alltagsgesichtern an festem Willen und raschem Entschluß ihm überlegen sind; er wendet seinen Geist auf Beschäftigungen, die eigentlich unter ihm stehn, auf Ränkespiel und Satire. Einem zart moralischen Gemüth wird ein Blick in die geheimen Abgründe des Verbrechens geöffnet; er verliert darüber nicht blos die Lust am Leben, sondern den Glauben an's Leben. Er wird irre an sich, irre an der Welt, ja sein nervöser Idealismus schlägt in's Grausame um. Er verabscheut die Gewissenlosigkeit der Welt, und doch scheint ihm, daß uns das Gewissen feige mache: „der angebornen Farbe der Entschließung wird des Gedankens Bläße angekränkelt!" So gestimmt, wird er unter eine Aufgabe gestellt, der er nicht gewachsen ist, er verliert seinen Halt, und handelt in der Meinung, durchaus das Zweckmäßige zu ergreifen, in jeder Weise zweckwidrig, bis endlich aus dem Ineinanderspielen wechselnder Irrungen, ohne Zuthun seines Willens, das Schicksal gewebt wird, welches von vornherein durch höhere Mächte in Aussicht genommen war. Die Willenstendenz des Helden und seine Anlage widersprechen einander; die große That, die er als Pflicht sich auferlegt, wird durch Gewissens- und andre Bedenken gehemmt, daraus entsteht ein Conflict, bei dem sich zwar sein geistiger Gehalt im vollsten Lichte zeigt, der aber mit seinem Untergang endet. Seine Seele geht auseinander, er fühlt sich gleich seinem Geistesverwandten, dem entthronten Richard II., wie ein Doppelwesen. Daß solches die Absicht des Dichters war, zeigen die Abweichungen desselben von seiner Quelle, die Hamlet zwar anscheinend närrisch, in der That aber zweckvoll handeln läßt, wie der ältere Brutus sich blödsinnig stellte, um den Tyrannen

sicher zu machen. Daß bei Hamlet der fingirte Wahnsinn zeitweise in wirklichen, wenn auch nur partiellen Wahnsinn umschlägt — und grade das giebt dem Stück den tragischen Charakter — ist ein Zusatz Shakespeare's. Daß der Dichter aus diesem Stoff, wo alles auseinander zu fallen scheint, jede Scene der andern widerspricht; wo man kaum berechnen kann: wieweit geht der Wahnsinn, wieweit die Verstellung? aus einem Stoff, der auf ein Lustspiel angelegt schien, eine Tragödie gemacht hat, die seit drei Jahrhunderten auf die edelsten Geister aller Nationen gewaltiger gewirkt als irgend eine andre, und voraussichtlich noch viele Jahrhunderte so wirken wird: — das ist ein überwältigendes Zeugniß für seine über das gemeine Maß der Sterblichen hinausgehende Größe! Der kritische Verstand tastet an Hamlet herum, weist alle vermeintlichen und wirklichen Widersprüche, alle anscheinenden Unmöglichkeiten auf: umsonst! Hamlet steht da wie ein wirklicher lebendiger Mensch, dessen Handlungsweise räthselhaft bleibt, so daß Jeder sie anders auslegt, der aber den Glauben an seine Wirklichkeit erzwingt. Und mehr als das: er wird ein Typus, dessen Züge wir in den bedeutendsten wirklichen und erdichteten Figuren wieder entdecken.

Es scheint seltsam, bei einem dramatischen Dichter von Farbe zu reden, namentlich wo sich das Farbige auch in der Sprache nicht so sinnlich aufdrängt wie bei Calderon; aber auch darin ist Shakespeare ein weit größerer Künstler. Nur erfordert das Verständniß seiner Farbe eine gespanntere Aufmerksamkeit.

Lassen wir schnell die Scenen des Hamlet an uns vorüberfliegen. — Eine kalte graue Gespensternacht; keine Spur von Grün, keine Farbe, die auf Leben deutet. Der Ort ist für Gespenster gemacht. Kein Wunder, daß wir so lange auf dem Kirchhof verweilen; die ganze Erde ist ein Kirchhof: die Schädel, die der Todtengräber aufwirft, sind die einzige Realität, die von den lebendigen Wesen übrig blieb. Und bei denen, die noch leben: — was ist echt? was ist wirklich? — Geht es nicht mit allen Gefühlen, wie mit Hamlets Liebe zu Ophelia, die wie weggewischt ist? — Selbst der Tod — ist er eine Realität? wird er nicht etwa durch Träume heimgesucht, die auch jenseits zum Wahnsinn führen? — Was ist das irdische Glück? die Liebe? was ist selbst die Gewissenspflicht in dieser Welt des leeren Scheins und der Gemeinheit? Ist es der Mühe werth, nach dem Willen zu greifen, der doch immer entflieht? — Solche Abgründe des Gedankens liegen unter der grünen Oberfläche des Lebens verborgen, und den Blick in diese zu leiten, schuf der Dichter die Fabel des Hamlet um.

Es ist ein quälender, entsetzlicher Traum! — Ein Fanfarenklang weckt uns auf: Fortinbras erscheint an der Spitze seines Heers, der Mann einer neuen Welt, jugendlich kräftig und entschlossen, unzugänglich jedem Spuk. Der Hahn kräht wirklich, die Todten werden begraben, die Erde hört auf ein Tummelplatz für Larven zu sein. —

Rembrandt, ein Menschenalter nach Shakespeare, hat manches mit ihm gemein: die realistisch ausgeführten Charakterköpfe, das Helldunkel, die kühnen Contraste seiner Lichtwirkungen, durch die er oft das Gewöhnlichste wie Prospero in eine geheimnißvolle Märchenwelt taucht: er hätte für Hamlet oder Macbeth gewiß kühne Bilder gefunden, wie für Faust, aber seine Farbe, obgleich oft überwältigend, ist einförmiger.

Bei Shakespeare hat jedes Stück seinen eignen Lufton, seine Farbe, nach der alle Lichtreflexe gestimmt werden. Diese Gesammtfarbe des Stücks ergießt sich auch über sämmtliche Figuren.

In Romeo ist alles in die rosige Glut freudiger Liebe und Sinnlichkeit getaucht; das Stück schildert die Seligkeit und das Leiden glücklicher Liebe; jedes Wort athmet heiße, frohe Daseinslust, den Glauben an das schöne und reiche Leben und seine Mächte. Auch wo die Leidenschaft sich unbändig regt, bricht aus dem zornigen, ja verzweifelten Auge noch die Seele hervor, die zum Glück bestimmt ist. Wohl trinkt Romeo den Giftbecher und Julia stößt sich den Dolch in die Brust, aber sie sterben mit dem Gefühl, voll gelebt zu haben und des Lebens fähig und werth gewesen zu sein. Auch das Grabgewölbe hat nichts Unheimliches: Julia's Herz ist so voll von ihrer Liebe und der Macht ihres Entschlusses, daß sie kein Auge hat für Leichen und Gespenster. Es überkommt uns ein tiefes und schmerzliches Mitleid, aber dieser Schmerz hat nichts Unheimliches: wir sehn das Leben leiden, aber wir sehn zugleich die Kraft des Lebens zum Leiden wie zur Lust.

Weit vielseitiger und tiefer als Petrarca hat Shakespeare das Spiel der Liebe gestaltet: was sind Desdemona, Viola, Imogen für wunderbare Typen von den Irrgängen der Liebe! Aber auch die Nachtseite der Liebe entgeht dem Dichter nicht. So lautet der Fluch der Venus bei Adonis' Tod: „falsch soll die Liebe sein, bösartig und trügerisch, aufgeschossen und verwittert in einem Augenblick! im Innersten Gift, aber überstreut mit Schönheiten, die auch das schärfste Auge blenden. Den Nacken des Stärksten soll sie beugen, dem Weisesten den Verstand rauben!" Die Liebe beseligt nicht blos, sie kann auch den Menschen elend machen, ja erniedrigen. Kein moderner Pessimist hat dies bittre Gefühl so naturgetreu in Handlung gesetzt, als Shakespeare in „An-

tonius und Kleopatra": man schaudert vor diesem dämonischen Zauber, der den Helden willenlos in den Staub streckt, aber man begreift ihn, ja man begreift selbst die innere Natur des seltsamen Wesens, das ihn ausübt.

Auch als phantastischer Traum geht dem Dichter die Liebe auf. Eine mondgrüne Zaubernacht: die Sterblichen sind unter dem Bann der Elfen, des Mondscheins, der Waldeinsamkeit; sie träumen oder werden geträumt, gleichviel! Eine unbändige Leidenschaft hat sie in den verzauberten Wald getrieben, sie haben sie vergessen, eine andre ist an ihre Stelle getreten, um ebenso wieder zu verschwinden; es ist eine tolle Jagd nach dem Unmöglichen, und je verrückter sich die Leute gebärden, desto sicherer haben sie das Gefühl tiefster Weisheit. Die Elfen belustigen sich über die Gefühle, welche diesen närrischen Sterblichen heilig sind, aber sie selbst leiden unter der Macht der Venus; ihre Königin glaubt einen Eselskopf zu lieben, und ihre geträumte Liebe äußert sich ebenso zart und ungestüm als wenn sie wirklich wäre. Was wäre überhaupt in diesen Dingen wirklich! Benedict und Beatrice lassen sich einreden, sie wären in einander verliebt, und sie sind es in der That; der Maskenscherz in dem romantischen Waldstück „as you like it" wirft Rausch und wahre Empfindung ebenso bunt durch einander wie der „Sommernachtstraum". Und diese phantastischen Wesen, Puck und Titania, Ariel und Caliban, erscheinen grade so greifbar wie die Spießbürger in Windsor; in der Gestaltung des Unmöglichen giebt Shakespeare dem Dichter der Göttlichen Komödie nichts nach. —

Für uns Kinder des neunzehnten Jahrhunderts, an ein persönliches Verhältniß zu unsern Dichtern gewöhnt, liegt in Shakespeare's Dichtung ein großes Räthsel: er zeigt uns alle Höhen und Abgründe des Lebens, aber wo bleibt der Dichter selbst, der diese Welt angeschaut, empfunden und wiedergegeben hat? — Er hat im 18. Jahr geheirathet, ist im 22. auf die Bühne gegangen, und hat sie im 40. als leidlich gutgestellter Mann verlassen; das ist ungefähr alles, was wir von dem größten Dichter der Welt mit Bestimmtheit aussagen können. — Wo hat er diese tiefen Blicke in's Leben her? — Wir wissen es nicht. — Seine Sonette verwirren uns mehr als sie uns aufklären: sie deuten auf ein krankhaft erregtes Gemüth, auf eine Leidenschaft in der Freundschaft, die an Unnatur streift, überhaupt auf Empfindungen, die auch in den Dramen vorkommen, aber dort durch stärkere Mächte eingeschränkt und gleichsam erzogen werden. — Eine einfach robuste Natur war Shakespeare nicht, er sah das Leben mitunter schwarz an wie Hamlet:

voller als er hat kein Dichter die Macht des Lebens empfunden, aber härter als er hat auch kein Dichter das Leben angeklagt.

Bei einem weltschmerzlichen Ausruf Hamlets bemerkt einmal ein Hofmann, nur gekränkter Ehrgeiz lasse ihn so reden. — Vielleicht wurde die große Seele des Dichters durch einen innern Widerspruch gedrückt: er hatte den gewaltigen Trieb nach Wahrheit, und die Hauptbeschäftigung seines Lebens war der Schein! „Was ist das Leben!" ruft einmal Macbeth in der tiefsten Erschöpfung: „ein armer Komödiant, der sich ein Stündchen auf den Brettern ereifert und abmüht, und von dem man dann nichts weiter hört! ein albernes Mährchen von leidenschaftlichem Klang, das nichts bedeutet!"

Ein moderner Dichter sah einmal in der Unterwelt Shakespeare's Schatten: „schauerlich stand das Ungethüm da! gespannt war der Bogen, und mit dem Pfeil auf der Senn' traf er beständig das Herz." — — Noch heute trifft er sicher das Herz! unter den Schützen hat er nicht Seinesgleichen.

Im Fortgang von Shakespeare's Werken nimmt man eine Steigerung der Misanthropie wahr; die Zeiten hatten sich geändert. Der Protestantismus war zu Elisabeth's Zeit eine Fahne gewesen zum nationalen Heldenkampf gegen die Feinde Englands; er wurde seit der Herrschaft der Stuarts eine Sammlung zur Opposition gegen das Königthum und die Sitten des alten England. Die Puritaner, streng moralisch und religiös, bibelgläubig, thätig für das Gemeinwesen, aber engherzig im Urtheil, brachten es endlich zum offnen Kampf gegen Karl I. Dieser Fürst, durch Van Dyk's Portraits gewissermaßen poetisch verklärt, zeigt eine seltsame Mischung von Heimtücke und Schwäche; er erlag, als die mehr bürgerlichen Puritaner einen leidenschaftlichen militärischen Führer gefunden hatten. In England war die Hinrichtung von Königen nichts Neues, Anna Boleyn und Maria Stuart waren noch in gutem Andenken, aber daß sich die Unterthanen so etwas annaßten, entsetzte die Welt, und der Protestantismus, da nun bereits die zweite protestantische Republik aufkam, gerieth in Verdacht, überall der Republik nachzustreben. Man erwartete von dem Fanatiker Cromwell das Aergste: die Welt hatte sich getäuscht, er erhob England wieder zu einer Weltmacht. Aber er hatte den Bogen zu straff gespannt, nach seinem Tode empörte sich die Nation gegen das Gängelband biblisch engherziger Sittlichkeit, und mit der Monarchie wurde das alte lockere Leben, nur in stärkerem Grad

wiederhergestellt. Wie ein Trauergesang der verlorenen Freiheit klingt nun Milton's „verlornes Paradies": ein edles Gedicht, an poetischer Kraft mit der „Göttlichen Komödie" freilich nicht zu vergleichen; ein Symbol der harten puritanischen Gesinnung, die im Gegensatz gegen die katholische Weltanschauung in der Stammmutter des Geschlechts die sündlichen Regungen des Weibes geißelt: aber voll mächtiger Wirkung in seinem Ernst und seiner tiefen Trauer über die Widersprüche eines Lebens, das den edelsten aller Engel fallen und die gut geschaffenen Menschen zur Sünde verführen läßt.

2.

Deutschland und Frankreich im 17. Jahrhundert.

1600—1670.

Die Ueberschau über die Europäische Litteratur bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts gehört nothwendig zum Verständniß der Deutschen Litteratur: Cervantes und Calderon, Shakespeare und Milton leuchten auch uns Deutschen als Sterne vollen Glanzes vor, sie sind uns bekannter als unsre Landsleute, die in derselben Zeit mit ehrlichem Streben aber mit geringer Kraft versuchten, ihre Stimme in Europa geltend zu machen. Es würde ein schielendes Bild von der Deutschen Entwicklung geben, wenn man seinen Blick für diese Periode auf den Deutschen Horizont einschränken wollte: erst an den Fremden hat sich der Deutsche Geist geschult.

Seit dem Augsburger Religionsfrieden hatte sich Deutschland an den großen Welthändeln wenig betheiligt, es fehlte dem Leben jeder Schwung, man beschäftigte sich mit kleinlichen theologischen Zänkereien, Die Sitten waren roh, noch roher die Belustigungen des Volks; „Grobianus" und „Eulenspiegel" sind die Lieblingsfiguren. Neben den „Englischen Komödianten" streiften Banden verlaufener Studenten durch Deutschand, welche ihre unflätigen Manieren auf das Theater übertrugen. Mordthaten und Hinrichtungen wurden so naturgetreu als möglich nachgebildet, und dazwischen trat Hanswurst auf, und verzerrte das Geschehene und Gesprochene in's Fratzenhafte. Hanswurst theilte sich in die Herrschaft mit dem Teufel: derselbe Pöbel, der den Zoten Hanswursts zujauchzte, ergötzte sich an den Hinrichtungen der Hexen.

So wenig erfreulich das lutherische Leben aussah, war es dennoch in beständigem Vorschreiten. Für den Schaden, den sie angerichtet, gab die Reformation sittlich einen großen Ersatz. Die Aufhebung des Cälibats begründete kräftiger als alle Compendien eine neue Sittlichkeit: die Kirche erkannte die bürgerliche Gesellschaft als vollberechtigt an. Indem der Geistliche ein Weib nahm, trat er damit in den Lebenskreis des Volks, er betheiligte sich an seinen Freuden und Sorgen, an seinen Rechten und Pflichten. Gewöhnlich hatte jeder Pastor eine zahlreiche Familie, und so sauer ihm bei seinem spärlichen Einkommen wurde, die Kinder durchzubringen, so galt es doch für unehrbar, wenn nicht alle Knaben studirten. Auf der Schule fristeten sie als Currentschüler, durch Freitische ihr Leben, auf der Universität suchten sie ihr Brod durch Privatunterricht zu verdienen, dann lebten sie einige Zeit als Hofmeister, bis sie die väterliche oder eine ähnliche Pfarre erhielten, während die höher Begabten in der Universitätstadt blieben und endlich in die theologische Fakultät einrückten. So waren sie durch das Bewußtsein einer gelehrten lateinischen Bildung über das Volk erhaben und angehörig einer Zunft, die ihre Ehre so gut hatte als die Adelsgeschlechter. An diesem litterarischen Adel, nicht an der alten hanseatischen Kaufmannschaft richtete sich das verkommene Bürgerthum wieder auf: von den großen Erneuerern unsrer Litteratur ging vielleicht die Hälfte aus Predigerfamilien hervor.

Unverkennbar zeigt im Uebergang des Jahrhunderts auch die Litteratur, welche ganz protestantisch ist, ein Streben nach dem Höheren. Keppler, der größte Denker, den Deutschland seit längerer Zeit besessen, fand 1596 für die Bewegung des Weltgebäudes die ewigen Gesetze. Der fromme Arnd ließ seit 1605 sein Buch „vom wahren Christenthum" erscheinen; der harmlose Jacob Böhme, Schuster in Görlitz, veröffentlichte 1612 die „Morgenröthe im Aufgang", der eine Reihe verwandter Schriften folgte. Gebildetes enthalten sie nicht viel, aber eine sinnige halbpoetische Mystik, in deren phantastische Bilder sich später gebildete Träumer gern vertieften. Der geistvolle Valentin Andreä, dessen Spottschrift vom Ritter Rosenkreuz 1615 Veranlassung gab, eine geheime Gesellschaft zu begründen, wirkte in übermüthigen satirischen Ausfällen für Aufklärung des Verstandes und Herzens. 1617 thaten sich in Weimar eine Anzahl Fürsten und Herrn zusammen, die deutsche Sprache rein zu halten und nach lateinischen und französischen Mustern zu veredeln; sie gründeten die „fruchtbringende Gesellschaft oder den gekrönten Palmenorden", in welchen die besten unter den ausübenden Poeten aufgenommen werden sollten. Gleichzeitig begann der Schlesier Opitz seine Versuche,

nach dem Vorbild der Franzosen dem deutschen Vers ein strengeres Maß zu geben; er führte den Alexandriner ein, der anderthalb Jahrhunderte herrschend geblieben ist, und stattete seine Gedichte mit classischen Anspielungen aus. Eine Reihe wackerer Dichter, nach ihm die erste Schlesische Schule genannt, schlossen sich ihm an. Diese Dichter — Simon Dach, Paul Flemming, Paul Gerhard, Friedrich Spee u. A. leiden an dem Grundgebrechen der Periode, sie neigen zur Weitschweifigkeit. und wo sie etwas Größeres unternehmen, reicht ihre Kraft nicht aus. Aber aus ihren lyrischen Gedichten könnte man eine Auswahl veranstalten, die sich noch heute sehn ließe; wo sie sich nicht absichtlich zieren, ist in ihnen einen treuherziges echt deutsches Leben, ein tüchtiges Gemüth und eine gesunde Weltanschauung.

Diese aufstrebende Litteratur hört mit der Mitte der dreißiger Jahre auf, der entsetzliche Krieg trat alles blühende Leben zu Boden. Lange hatte man ihn geahnt. Schon 1597 begann Erzherzog Ferdinand von Oestreich, in Ingolstadt von den Jesuiten erzogen, in seinem Lande mit dem Protestantismus aufzuräumen; es war nicht Angriffslust, sondern Instinct der Nothwehr, wenn die Protestanten im Reich sich gegen die Uebergriffe des künftigen Kaisers rüsteten und schließlich den Krieg begannen. Er wurde mit zerstreuten Kräften und ohne allen Zusammenhang geführt, der Kaiser blieb Sieger, und war nun 1629 mächtig in Deutschland wie keiner seiner Vorgänger. Die Möglichkeit war vorhanden, das Reich wieder herzustellen, wenn er nachsichtig gegen die bestehenden kirchlichen Einrichtungen war, übrigens die Gewalt in Händen behielt: so machte es damals Richelieu in Frankreich), so schlug es Wallenstein für Deutschland vor. Richelieu befolgte die altfranzösische Politik, die Sonderstellung der französischen Protestanten herabzudrücken, die Sonderstellung der deutschen Protestanten zu unterstützen, um den Kaiser zu schwächen. Kaiser Ferdinand wurde lediglich von Bigoterie geleitet: er nahm den protestantischen Fürsten, was sie schon im sichern Besitz glaubten, und entließ seinen den Jesuiten verhaßten Feldherrn, d. h. er entwaffnete. Die Folge war die Einmischung Gustav Adolfs: nach dem Fall dieser Heldengestalt, auf der man in dieser schlechten Umgebung mit Entzücken verweilt, artete der Krieg in ein sinn- und zweckloses Raubwesen, in ein unaussprechliches Elend aus. Er veranlaßte die Einmischung der Fremden, die Verwüstung Deutschlands durch Spanier und Kroaten, durch Franzosen und Schweden. Als Religionskrieg angefangen, endete er in einem unsinnigen Gemetzel, in welchem die Heere nicht gegen einander, sondern gegen die friedlichen Bürger und Bauern wütheten;

eine fortgesetzte Orgie der Bestialität! Die Cultur wird mit Füßen getreten, zerstampft, auf viele Menschenalter vernichtet. Der volle Fluch dieses Elends lastet auf dem bigotten Kaiser.

Wenn Jahr ein Jahr aus das Elend wiederkehrt und kein Ende abzusehn ist, dann sinkt der Mensch zuletzt in Muthlosigkeit und Stumpfsinn, und die Macht der Gewohnheit lehrt ihn, sich in das Unerträgliche finden. Allmälig blieben die Felder unangebaut, man ließ die Trümmer im alten Stand, die Schwächern erwarteten gelassen die einmal unvermeidliche Wiederkehr der Raubbanden, die Unternehmenden schlossen sich diesen an. Auf beiden Seiten gewöhnte man sich an ein abenteuerliches Leben des Zufalls. Mit folgerichtiger Anstrengung für einen Zweck zu wirken, fiel keinem mehr ein; entweder wetteiferte man an Frechheit mit den Frechen, oder man warf sich vor den Mächtigen in den Staub, um nur für den Augenblick das kahle Leben zu retten. Man griff nach jeder Hiobspost, um sich zu zerstreuen. Das Mitleid hörte ebenso auf wie der Mannesmuth.

Lange ersehnt, kam endlich der Friede, und mit ihm erst recht das Gefühl der allgemeinen Erschöpfung. Die katholische Kirche hatte sich in Deutschland erweitert, aber um welchen Preis! In allen übrigen Staaten hat Reformation wie Gegenreformation die Macht des Königthums verstärkt, in Deutschland ist seit dem Frieden das Reich völlig lahm gelegt; Franzosen und Schweden sind Garanten der „deutschen Freiheit", nach welcher jedem Kleinfürsten verstattet war, in seinem Lande zu thun was ihm beliebte.

Was sollten die Fürsten mit ihrer „Freiheit" anfangen? Ihr Gesichtskreis reichte nicht über die nächste Nachbarschaft, überall fanden sie die eigne Spießbürgerei wieder; sie hatten aufgehört, Glieder eines Ganzen zu sein, und für selbständige Bewegung waren sie zu eingeschnürt. Um nun der Langenweile zu entgehn, verfielen sie auf das Tollste: das Geld, das sie ihren Unterthanen abgepreßt, vergeudeten sie in Italien und in Paris. Dort lernten sie, was Souveränetät heißt: ein zahlreiches und glänzendes Dienstpersonal von edlem Geblüt, Aussaugung des Landes durch den Hof, Maitressen, die unbedingte Huldigung verlangten u. s. w. Das machten sie in Deutschland in kleinen Dimensionen, in subalternen Verhältnissen nach. In Frankreich und Spanien war doch nur Ein Hof, in Deutschland gab es unzählige, in deren jedem Adel und Bürgerthum durch die Livree aufgesogen wurde. Die Stände hatten ihre Selbstachtung verloren, und glaubten nur insofern auf Respect rechnen zu dürfen, als sie mit einer Livree begnadet wurden. Kriecherei neben unermeß-

lichem Dünkel! Der Knechtsinn drängt sich auch der Sprache auf: der Unterthan wühlt sich in den Staub ein, um nur in seinem Nichts so wenig als möglich bemerkt zu werden; das Ich wird gänzlich vertilgt, jede Andeutung der eignen Persönlichkeit ängstlich umschrieben. Dagegen bemüht sich der Kanzleistil, gegen den Unterthan auch in den Formen wegwerfende Verachtung auszudrücken. Die Unterthanen „ersterben" als Sr. Hoheit „allerunterthänigste Knechte"; man unterscheidet nicht blos zwischen „Hochedel=", „Wohl=", „Hochwohl=" und „Hochgeboren", sondern, indem man dem Weltrichter in den Arm greift, zwischen selig, hochselig, und höchstselig! Hyperbeln spanischer Devotion, auf krähwinkelige Verhältnisse übertragen!

In Deutschland erscheint ein Complimentirbuch nach dem andern, meist nach spanischen, französischen und italienischen Modellen; die Deutschen betrachten sich selbst als hoffnungslose Grobiane, sie suchen dem Ausländer die feine Manier abzulauschen, und äffen sie tölpisch nach. Umsonst sträuben sich sämmtliche Satiriker gegen das „alamodische" Unwesen, am kräftigsten der wackere Moscherosch in den „Gesichten Philanders von Sittewald" seit 1642, die seltsamer Weise einem spanischen Buch nachgebildet waren. Eben weil in Spanien zwar der Mittelpunkt der Verkehrtheit, aber auch die rückhaltloseste Gegenwirkung sich bemerklich machte, werden in den deutschen Satiren fast niemals die Spanier, sondern immer nur die Franzosen angeklagt. Moscherosch traf den rechten Kern des faulen Wesens, die unechte Bildung, die alle sittlichen Begriffe der hohlen „Reputation" opferte, einem Gesetz der vermeintlichen Ehre, das mit dem Gewissen nichts mehr zu thun hatte.

Der dreißigjährige Krieg gab der damaligen deutschen Litteratur die Farbe: was nicht Noth und Elend, Armuth und Verwilderung athmete, war erkünsteltes Flitterwesen. Das zeigt sich auch im geistlichen Lied. Man hatte sich gewöhnt, Gottes Größe durch seinen Contrast gegen die menschliche Armseligkeit anschaulich zu machen, und weil man nicht Farbe genug fand, in Bildern der göttlichen Herrlichkeit mit den Psalmen zu wetteifern, beeiferte man sich, die menschliche Natur recht erbärmlich und nichtswürdig zu beschreiben, und scheute die gemeinsten Ausdrücke nicht, den Ekel auszumalen, den man gegen sich selbst und das menschliche Leben empfand. Dazu bot der dreißigjährige Krieg reichlichen Stoff: ein armer Landpfarrer, der ein Paarmal den Schwedentrunk eingenommen, mochte wohl mit Fug die Erde ein Jammerthal schelten.

Deutschland hatte von der Vergangenheit nur noch eine wüste Erinnerung, an die Gegenwart keinen Glauben, auf die Zukunft keine Hoff=

nung. Diese Trostlosigkeit spricht sich auch in den bessern Dichtern der Zeit aus. Die Dramen des Breslauer Andreas Gryphius (1616 bis 1664) zeigen eine düstre Lebensanschauung, sind übrigens fast ganz rhetorisch; am vollsten giebt er sich aus, wo er schelten kann, wie in der Tragödie vom Tode Karls I. Von tieferer poetischer Empfindung ist wenig bei ihm die Rede, noch weniger von Menschenkenntniß, und der Bau seiner Stücke von der unschuldigsten Art. — Dreister wagte sich sein jüngerer Landsmann Lohenstein (1635—1683) in die Welt der Leidenschaften: seine Kleopatra, Agrippina, Epicharis (1661—1665), und später die türkischen Stücke suchen Seneca zu überbieten. Es kommen bei ihm Greuel auf der Bühne vor, ärger als bei den herumziehenden Komödianten; eine nüchterne Natur sucht sich künstlich zu erhitzen. Die Prosa Lohensteins und seiner gleich geschätzten Freunde aus der zweiten schlesischen Schule ist noch schlimmer: sie ist unfähig, einen Gedanken rein auszudenken, ohne durch Klangverwandtschaft und andre Armseligkeiten abgelenkt zu werden; unfähig, einem Gefühl einen warmen Ausdruck zu geben: ihre prunkende Gelehrsamkeit ist nichts weiter als unverarbeiteter Notizenkram. — In den „Heroiden" des gefeiertsten Dichters jener Schule, Hoffmannswaldau, (1618—1679) begegnet man keiner Zeile, auf der man mit Behagen verweilen könnte; keine Spur von Herzenswärme, von eignem Gemüthsleben, desto mehr verkappte Lüsternheit.

Gegen diese, den Italienern nachgemachte gezierte Poesie eiferte mit entschiednem Erfolg der ehrliche Christian Weise (1642—1708), erst Professor in Weißenfels, dann Rector in Zittau, ein Mann von derbem, gesundem Menschenverstand. Er verlangte „man müsse die Sachen also vorbringen, wie sie naturell und ungezwungen seien;" er selber dichtete nicht ohne Glück im Stil des Volkslieds; meist fügte er die Melodie hinzu: „die Lieder verlieren ihr halbes Leben, wenn sie den rechten Ton verlieren." In seinen zahlreichen satirischen Romanen verhöhnte er alle Modenarrheiten der Zeit; in seinen Jugenddramen griff er in das lustige Volksleben: was in der Welt vorgeht, das müsse man auch auf der Bühne vorstellen, und nur das. 1679 begann er eine unermüdliche dramatische Production, die er fast ein Menschenalter hindurch fortsetzte. „In Zittau hatte man seit hundert Jahren die Jugend mit Komödien aufgemuntert: also habe ich der Gewohnheit nachgelebt, und die unvergleichliche Geduld über mich genommen, alle Jahre drei Spiele meinem Amanuensi in die Feder zu dictiren." „Ich mußte einige hundert Personen accommodiren, welche mehrentheils was Rechts wollten zu agiren haben; ja es mußten kleine Knaben mit guter Manier einge-

mischt werden, daß sie bei rechter Zeit sich zu einer anständigen Hardiesse bequemen lernten. — Es war immer Mode bei uns, daß die Zuschauer gern fünf Stunden aufgehalten wurden; wenn meine Spiele darüber hinauswährten, durfte ich mir keine Sorge machen, es werde den Zuschauern verdrießlich sein: weil man auf einen Sohn oder sonst einen Freund wartete, der endlich zu guter Vergnügung herauskam." — „Ich mache nicht viel Wesens, wie das Artificium beschaffen ist: wer das Ingenium dazu hat, der wird sich selber finden. Man bemühe sich, daß viele Inexpectata herauskommen; in allen Scenen lasse man einen penetranten Affect hervorspielen, und allemal darauf den conträren folgen, daß die Zuschauer in immerwährender Veränderung erhalten werden, so wird das andre schon beliebt sein." — Störend war ihm oft die gezierte Aussprache seiner jungen Schauspieler: „die Niedersachsen präsentiren sich besser, sie bleiben bei ihrer familiären Pronunciation, hingegen die Hochdeutschen reden oft, als wenn sie Worte aus der Postille lesen sollten." Etwas, was man Kunst nennen möchte, konnte aus diesem Naturalismus freilich nicht hervorgehn.

Der einzige Roman, der wirklich deutsches Leben zeigt — der „Abenteuerliche Simplicissimus" weist auf spanische Vorbilder zurück: auf die Novellen von den Erzschelmen, die in dieser argen Welt nicht grade musterhaft, nicht anständig, auch nicht glücklich, aber mit einer Art lustigen Behagens sich durchschwindeln. Das Buch erschien 1669, erlebte zahlreiche Auflagen und wurde mehrfach fortgesetzt. Vom Verfasser Grimmelshausen weiß man nichts mehr als daß er ein obrigkeitliches Amt in der kleinen rheinischen Stadt Renchen bekleidete, zur katholischen Kirche übertrat und August 1676 starb.

Der „Simplicissimus" erzählt die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, wie er auf das Schicksal des Helden einwirkt, etwa von 1626 bis 1636. — Aus den entsetzlichen Greueln des Kriegs flieht der Held noch als Knabe zu einem Einsiedler, der ihn erzieht. Nach dem Tode desselben, der, wie sich später ergiebt, sein Vater ist, kehrt er in die Welt zurück, wird erst greulich mißhandelt, macht dann Glück als Soldat, gewinnt durch Freibeuterei ein bedeutendes Vermögen, heirathet, verläßt seine Frau, lernt die Pariser Liederlichkeit im vollsten Umfang kennen, kehrt krank und verarmt zurück, und läßt sich in allerlei abenteuerliche Unternehmungen ein, bis er endlich, müde der Welt, in die Einsiedelei zurückkehrt, in der er aufgewachsen war. Vorher war er zur katholischen Kirche übergetreten: er ist nicht etwa ein gläubiger Sohn der Kirche geworden; er ist skeptisch gegen Alles. Einmal beschreibt er

ausführlich einen Hexenritt, den er selber mitgemacht, setzt aber ganz gemüthlich hinzu: ob man das für Wahrheit oder Lüge nehmen will, mag der Leser mit sich selbst ausmachen!

Was den Roman hauptsächlich charakterisirt, ist das wiederholte plötzliche Ueberspringen aus der derbsten Realität in eine träumerische Welt des Scheins, aus echt deutschem Leben in eine phantastische Mystik. Figuren wie die Landstörzerin Courage, Oliver oder Springinsfeld sind lebendig aus den wilden Sitten der Zeit gegriffen; ebenso lebendig ist aber die Sagenwelt ausgemalt: vom todten Bärenhäuter, vom unsichtbar machenden Vogelnest u. s. w.

In sittlichen Dingen weiß Simplicissimus von keiner Regel und keinem Gesetz. Seine Ehestandsgeschichte ist von einer Frivolität ohne Gleichen, und er hat kein Arg daran, es kommt ihm ganz natürlich vor. Das Gesetz kennt er nicht, wohl aber das Gefühl der Treue: im Verhältniß zu Herzbruder taucht zuweilen die ganze Tiefe des deutschen Gemüths auf. Er läßt sich in die tollsten und gesetzwidrigsten Dinge ein, aber seine Gesinnung ist nie eigentlich frech. Es ist eine seltsame Mischung in seiner Natur, die widerspruchsvoll und doch echt menschlich ist wie die Charaktere in den Nibelungen.

Dabei ein zarter inniger Naturſinn: der Dichter versteht die Sprache der Vögel, der Bäume und Blumen, wie Siegfried, nachdem er vom Drachenblut getrunken. Man athmet bei ihm Waldeinsamkeit. Auch in der schrecklichsten Verwilderung geht diese Liebe zu Blumen und Bäumen, zu Sonnenschein und Vogelgesang den deutschen Schriftstellern nicht verloren; bei den Dichtern des 17. Jahrhunderts gewinnt sie oft mitten in der ödesten Phrase einen ebenso rührenden Ausdruck wie in den alten Minnesängern.

In der protestantischen Aera wie in der katholischen und ehemals in der heidnischen hat der deutsche Gottesglaube zugleich ein pantheistisches Element. „Das Buch der Natur", schreibt ein frommer Lutheraner zu Ende des 17. Jahrhunderts, „hat viel tausend Blätter, darauf der Finger Gottes seine Liebe geschrieben. Wohl dem, der dies Buch mit gottseligem Nachdenken liest." „Mir dünkt, daß ich alle Morgen zum erstenmal den Schauplatz der Wunder Gottes, die Welt besichtige; ich kann mich der großen Herrlichkeit meines Gottes nicht satt sehn, nicht allein an dem schönen Firmament und andern mächtigen Geschöpfen, sondern auch an den niedrigen und geringen: es geht mir oft als einem Huhn, welches auch auf einem Misthaufen ein Körnlein findet! . . . Wir sind in Gottes Liebe eingeschlossen, gleichwie wir alle unter dem

Himmel eingeschlossen sind. Gleichwie ein Mensch nirgend hinkann, der Himmel ist doch allenthalben um ihn, über ihm, unter ihm, so folgt die Liebe Gottes ihm nach und ruft ihm durch alle Creaturen: wo willst du hinfliehn, da ich nicht wäre? Darum komm zu mir, und erkenne meine Liebe, damit ich dir in allen Creaturen begegne!"

Dies Streben, auch in den Creaturen das Göttliche zu suchen, verläßt das deutsche Leben nicht. Es ist ein wahrer Trost, daß wenigstens etwas vom deutschen Gemüth erhalten blieb: es hat die Zeit der Verwilderung überlebt, und der spätern Dichtung die schöne Farbe gegeben.

Noch aber sollte Deutschland eine lange schwere Prüfung bestehn. Das nationale Gemeingefühl, aus welchem allein fruchtbares geistiges Leben entspringt, hatte bis dahin wenig mehr Inhalt als das gemeinsame Leiden; ehe es sich zum gemeinsamen Thun aufschwang, währte es fast ein halbes Jahrhundert. Die ganze nächstfolgende Periode der politischen Geschichte Deutschlands ist ausgefüllt mit dem Kampf gegen den Uebermuth des französischen Nationalkönigthums; die der Litteraturgeschichte mit dem Streben, erst bei der überlegenen Bildung der Franzosen in die Schule zu gehn, dann durch Entfaltung der eignen nationalen Kraft sie allmälig zu überwinden.

Im Kampf gegen die spanische Hegemonie waren seit Franz I. die französischen Könige in die Höhe gekommen. Mit Hülfe der Protestanten war Heinrich IV. über die spanische Partei Herr geworden; er selbst war zur katholischen Kirche übergetreten, weil sie im Lande die populäre war, aber er hatte seinen alten Glaubensgenossen durch das Edict von Nantes eine feste Organisation gegeben. Nach seinem Tode nahm Richelieu sein Werk wieder auf: freilich duldete er die militärische Sonderstellung der Protestanten nicht, aber ebensowenig die Eigenmacht der Kirche und ihres spanischen Anhangs unter den Großen; er faßte den Staatsgedanken energischer als vor ihm irgend ein Fürst.

Im stillen Kampf gegen die Uebermacht der spanischen Litteratur wuchs die französische auf. Viel ärmer an Erfindung, nahm sie ihre Stoffe überwiegend aus spanischen Vorbildern, und mit den Stoffen schlich sich die spanische Lebensauffassung ein. Aber mit den Fortschritten im politischen Leben regte sich auch in der Litteratur das nationale Selbstgefühl.

Ungefähr gleichzeitig — um 1636 — erfolgte die Gründung der französischen Academie, die Aufführung des Cid von Corneille, und die Ausgabe des „discours de la méthode pour bien conduire la raison" von Descartes: in diesen drei Erscheinungen kündigt sich die zweite classische Periode der Franzosen an.

Die „französische Academie" stellte sich, wie ihre Vorgängerin in Deutschland, die „fruchtbringende Gesellschaft" von 1617, die Aufgabe, durch eine organische Verbindung des vornehmen Standes mit dem gelehrten eine anerkannte Aristokratie der Bildung, des Geschmacks und des guten Tons herzustellen. Aber sie hatte einen günstigeren Boden: sie hatte in Paris einen geselligen Mittelpunkt, der in Deutschland fehlte, die Traditionen einer alten Cultur und den Schutz des Hofs, besonders des Cardinal Richelieu, der in litterarischen wie in politischen Dingen eine feste Regel wollte, um die Franzosen zu einer Nation zu machen. Gleich ihm nahm sie eine oppositionelle Stellung gegen die spanischen Einflüsse ein.

Wie die „fruchtbringende Gesellschaft" lehnte sie sich an die classischen Geschmackslehrer an. Nach ihrer Ueberzeugung gab es nur Einen normalen Geschmack, dem sich die verschiedenen Zeitalter mit mehr oder minder Erfolg genähert hätten: am nächsten waren ihm die Jahrhunderte des Perikles, des Augustus und der Mediceer gekommen. Die Regeln, welche nach dem Vorgang des Aristoteles die Kunstrichter dieser drei Jahrhunderte überliefern, müssen maßgebend sein für alle modernen Versuche.

Die Academie hat die französische Sprache nach dem Muster der Lateiner reglementirt; sie hat für jeden Satztheil die rechte Stellung gesucht, in der er sich geltend machen konnte, für jedes Wort den bleibenden Sinn; überflüssige Synonyme, Inversionen und veraltete Ausdrücke hat sie unerbittlich ausgemerzt. Sie hat es der guten Gesellschaft Frankreichs zur Ehrensache gemacht, die Muttersprache correct und elegant zu sprechen und zu schreiben. Sie hat es durchgesetzt, daß Vornehme und berühmte Schriftsteller wetteifernd um die Aufnahme nachsuchten; daß ihr anzugehören, d. h. anerkannt einen vollkommnen Stil zu schreiben, für einen höhern Vorzug galt, als in der Académie des Sciences oder der Académie des Inscriptions sich an gelehrter Arbeit zu betheiligen.

Sie hat das Studium der Classiker unablässig empfohlen und gefördert; indem sie ihre ästhetischen Ansichten auf Aristoteles und Horaz zurückführte, hat sie den innern Zusammenhang der modernen Bildung mit der antiken zu einem Glaubensartikel gestempelt, und den Werth der französischen Litteratur hauptsächlich in der Achtung vor dem classischen

Alterthum gefunden. Die Franzosen galten ihr darum als die gebildetste aller Nationen, weil sie den Griechen und Römern am meisten nachfühlten.

Ihre Hauptaufmerksamkeit wandte die Academie auf das Theater. Im Gegensatz gegen die Spanischen Theaterdichter schärfte sie die „drei Einheiten" ein: der Ort sollte niemals wechseln, die Handlung die Zeit von 24 Stunden nicht überschreiten. Alles unnütze Beiwerk sollte abgeschnitten, die Action auf eine kleine Anzahl Figuren eingeschränkt werden. Nichts Ungehöriges, namentlich kein Todschlag sollte auf der Bühne vorgehn; die eigentliche Begebenheit sollte man nur aus Erzählungen und Gesprächen erfahren. Den Schauspielern wurde eine eigne poetische Convenienz auferlegt: sie durften sich keinen Ausdruck, keinen Tonfall, keine Geste erlauben, als was in der guten Gesellschaft als schicklich festgesetzt war. Die Hauptaufgabe war das Aussprechen würdiger Gesinnungen; was die antike Tragödie dem Chor überließ, sollten nun die handelnden Personen selbst besorgen.

Mit diesen Regeln bildeten sie sich ein, die echte Griechische Kunst wiederherzustellen; in der That war die Griechische Bühne der mittelalterlichen, der Englischen und Spanischen verwandter als der Französischen. Sie hatte freilich keine Tiefe, aber viel Höhe und Breite; sie war gegliedert, auf eine große Action berechnet, sie hatte die Orchestra und den Chor zur nothwendigen Voraussetzung; sie stand einer gewaltigen Masse gegenüber, sie spielte nicht blos äußerlich sondern innerlich unter freiem Himmel. Die französische Bühne war eng und geschlossen, auf einen winzigen Raum beschränkt; sie athmete Stubenluft, sie schloß jede große Action aus. Die griechische Darstellung war plastisch gedacht; den Franzosen kam es auf runde Gestalten nicht an, sie zeigten von ihren Figuren nur was sie augenblicklich brauchten; ihr Bild war ein Relief, wändeflach, symmetrisch geordnet, nach schnurgerechten Linien wie die französischen Parks.

Mit jenen vermeintlich classischen Regeln hat die academische Kritik den Talenten einen Hemmschuh angelegt; Corneille, der sich im Schweiß seines Angesichts abmühte, ihnen nachzukommen, und sie doch nur selten befriedigte, ist nicht durch sie, sondern gegen ihren Widerspruch in die Höhe gekommen. Das Publicum kehrte sich nicht an sie; mit dem „Cid", „Cinna", den „Horatiern" und „Polyeucte", 1636—1639, war sein Ruhm als erster Theaterdichter festgestellt. Als Gründer einer neuen Kunstform verdient er einen hohen Rang in der Geschichte des Drama's, doch kommt ihm unter den großen Tragikern Europa's wohl nur die letzte Stelle zu.

Corneille's Leben (1606—1684) deckt sich fast ganz mit dem Calderon's (1600—1681). Calderon fand eine unendlich reich entwickelte Bühne, einen ausgeschriebenen dramatischen Stil vor, dem er die höchste Vollendung gab: Corneille konnte von seinen Vorgängern wenig brauchen; seine Stoffe entnahm er meist den Spaniern, seine Kunstform mußte er selber ausarbeiten. Er hatte den „Cid" einem Spanischen Stück nachgebildet, aber wie wurde der Stoff durch die „Einheiten" verkümmert! Die Verständigung des Cid mit Ximene, begreiflich, wenn eine geraume Zeit darüber verfloß, wurde unnatürlich, wenn sie sich im Lauf von 24 Stunden abspielen sollte, und das beliebte Spanische Thema, der Conflict zwischen Ehre und Neigung, wurde peinlicher, da die Helden aus Mangel an Spielraum für wirkliche Handlungen genöthigt waren, ihren Stolz und ihre Ehre beständig im Munde zu führen, d. h. zu prahlen.

Außer mit der Academie hatte Corneille noch mit einem mächtigern Gegner zu ringen, mit dem Cardinal Richelieu. Dieser konnte es nicht billigen, daß im „Cid" die Pflicht des Duells gepredigt wurde, auf dessen Abschaffung er selbst mit unerbittlicher Strenge hinwirkte; daß im „Cinna" August Frieden mit dem überführten Verschwörer schloß: so sollte es sein Ludwig XIII. mit den französischen Großen keineswegs halten! Es war ihm nicht recht, wenn Polyeucte in seinem Durst nach dem Martyrium, der ihn überfällt, Niemand weiß woher, das Staatsgesetz verletzt und verhöhnt; ebenso wenig sagten ihm die republicanischen Declamationen der „Horazier" zu; am wenigsten die heroischen Frauen, die sich in die Politik mischten, wie die Schwestern und Cousinen der rebellischen Prinzen in Paris.

In diesen Frauengestalten ist Corneille am meisten mit Calderon verwandt und ihm ebenbürtig. Ximene berechnet in jedem Stadium des Conflikts genau: was muß ich thun, um Bewunderung zu erregen? um „ma gloire" zu erhöhn? Sie schickt darum rücksichtslos ihre Anbeter in den gefährlichen Kampf, sie läßt auch den Cid, den sie liebt, lange genug zu ihren Füßen liegen. Emilie vollends behandelt ihren Cinna als Sclaven, und die willenlose Galanterie, durch die sich dieser zum Mörder und Verräther stempeln läßt, giebt der spätern criminalistischen Frage: „où est la femme?" bereits ihre volle Berechtigung. Ja selbst die tugendhafte Gattin des Märtyrers Polyeucte schwingt den Pantoffel, und kann von ihrer ehelichen Treue niemals reden, ohne der „Gloire" zu gedenken, die ihr dadurch zuwachsen müsse. Die Einwirkung der Galanterie auf sittliches Thun hat kein Dichter so auf die Spitze getrieben als Corneille.

Vorbilder zu sein haben Corneille's Stücke längst aufgehört; man kann sie jetzt liberal betrachten, als das interessante Bild einer historisch wichtigen Zeit und eines geistreichen Volks.

Wenn seine Figuren Tableau stehn, mehr als billig über ihre Haltung reflectiren, und was diese Haltung für einen Eindruck mache, so ist das französische Publicum das nicht anders gewöhnt. Wenn es würdige Ansichten feurig aussprechen hört, so fragt es nicht nach dem Charakter, den sie vertreten sollen. Jeder Franzose will adlig sein, sich anständig, nöthigenfalls nach Vorschrift des Tanzmeisters bewegen; jedes individuelle Leben, das über die Formen der ritterlichen Gesellschaft hinausgeht, kommt ihm unadlig, gemein, bürgerlich vor; darin unterscheidet sich die „gute" Gesellschaft des 17. nicht von der des 13. Jahrhunderts.

Corneille's Declamation erscheint uns häufig als eintönig, seine Ausdrucksweise steif und gezwungen. Aber sie war es nicht für die Zeit, in der er schrieb: damals war sein Pathos der allgemeine Ton der guten Gesellschaft, und klang natürlich. Er ist auch den jüngern Romantikern nicht fremd. Achtet man z. B. bei Victor Hugo auf die Decorationen, Costüme und Maskenzüge, so glaubt man sich in einer andern Welt; aber auch bei ihm wird die Ehre als geprägte Münze ausgegeben, ohne irgend eine Prüfung ihres Vollgehalts; alle Helden sind adlig, und das Raffinement, mit welchem z. B. im „Hernani" mit der Duellverpflichtung umgesprungen wird, geht noch über das des „Cid" hinaus. Wenn Hernani sich anschickt, eine Rede zu halten, so klingt wieder Corneille durch: erst scheinbare Kälte und Gemessenheit, vielleicht etwas Ironie, dann allmälige Steigerung des Gefühls, bis endlich, doch immer noch überraschend, ein gewaltiges Donnerwort dem Gegner ins Gesicht geschleudert wird. Ueberall die Poesie des Contrastes. Die Liebe äußert sich stets wie bei Corneille: der eine ist Tyrann, der andre willenloser Sklave. Wie bei Corneille besteht Victor Hugo's Sprache aus einer Reihe von Sentenzen, die wie Zornausbrüche den Zuhörern entgegengeschleudert werden. So hat auch die Rachel den Altmeister, den sie erst wieder auf die Bühne einführte, aufgefaßt. Als Camilla in den „Horatiern" stand sie in den ersten Acten, die dunkeln Augen in die unbestimmte Ferne gerichtet, bewegungslos da, als ob sie sich zu vornehm fühlte, auch nur durch eine Geste von ihrer Umgebung Notiz zu nehmen, bis sie plötzlich bei der Nachricht vom Tod ihres Geliebten den entsetzlichen Fluch gegen Rom ausstieß, mit einer dämonischen Gewalt, die durch Mark und Bein ging.

Corneille hat seinen Ruhm überlebt: seine spätern Stücke, die ganz in die Form der Spanischen Intrigue zurücktreten, wozu die enge Bühne keinen rechten Spielraum bot, wurden von den Französischen Kritikern selbst nicht mehr für vollbürtig erachtet. Seine nächsten Nebenbuhler freilich, darunter Crebillon „der Schreckliche", thaten ihm nicht viel Abbruch, aber seit 1665 drängte ihn Racine (1639—1699) mehr und mehr in den Hintergrund. Er hatte manche Vorzüge: seine Intrigue war geschickter eingefädelt, seine Sprache harmonischer; er kannte wirklich die Alten, und wußte ihre Stoffe, z. B. Phädra, mit geschmackvoller Benutzung seiner Vorbilder, mit poetischem Geist zu übertragen: in seinem letzten biblischen Stück, der „Athalia" freut man sich an dem würdigen, schwungvollen Ton. Aber die drei Einheiten, die Gespräche mit den Vertrauten, die rhetorischen Umschreibungen einfacher Worte, die hergebrachte Titulatur, die conventionelle Empfindung verkümmern auch bei ihm das dramatische Leben.

Corneille hatte gegen den mächtigen Cardinal frondirt, Racine ist der ergebene Diener des Königs: er starb vor Gram, als er in Ungnade fiel.

Die Form des französischen Theaters hatte sich so festgesetzt, daß selbst Voltaire, der mit freierem Blick in die Welt sah, daran nichts änderte. Die ungeheure Ueberlegenheit der französischen Bühne über die damalige deutsche wird man gewahr, wenn man auch nur einen Blick in die Stücke der deutschen Zeitgenossen wirft: Gryphius, Lohenstein und Christian Weise sind, auch gegen die schwächern Dramen Corneille's und Racine's gehalten, schülerhaft zu nennen.

Weil es der französischen Tragödie lediglich auf den Ausdruck allgemein anerkannter sittlicher Regeln ankam, legte sie auf die Zeichnung von Charakteren gar keinen Werth. Das liegt keineswegs in einem geistigen Mangel der Franzosen: daß sie auch in jener Zeit recht scharf beobachten konnten, zeigten Labruyère's Portraits, ursprünglich auf bestimmte Physiognomien des Hofs gemünzt. Freilich hatte diese Zeichnung etwas Embryonisches: sie bemühte sich fleißig, die sprechenden Ausdrücke eines bestimmten Typus zu sammeln, versuchte aber nicht, sie zu einer vollen Gestalt zu runden; sie gab nicht, wie Shakespeare, reale Menschen, die sich nach allen Seiten ausleben, sondern Chargen. Ebenso machte es die Französische Komödie.

Auf Moliere (— seine Wirksamkeit fällt in die Jahre 1659 bis 1673 —) haben die Franzosen Recht, stolz zu sein; die Form seines Lustspiels ist zwar nicht die höchste, es ist die Menandrische, aber in dieser darf er sich mit den anerkannten alten Meistern der Kunst, mit

Plautus und Terenz, gar wohl messen. Wo er in Versen schreibt, merkt man etwas die Steifheit des academischen Alexandriners; in Prosa und in dem ausgelassenen Stil der Italienischen Burleske ist er oft bezaubernd. Im Gegensatz gegen die spanischen Lustspieldichter, denen die Intrigue die Hauptsache ist, behandelt er diesen Theil seiner Aufgabe ganz obenhin, selbst im „Tartuffe", wo es doch am meisten darauf ankäme; dagegen sucht er die lächerliche Eigenschaft, die er geißeln will, in allen denkbaren Variationen herauszutreiben, und der Fortschritt seiner Handlung liegt lediglich darin, daß die Thorheit sich immer steigert, den Zuschauer immer von Neuem überrascht. So macht er es im „Geizigen". Diese Charakteristik wird für uns um so werthvoller, je mehr sie sich auf bestimmte Lächerlichkeiten seiner Zeit und seines Landes wirft: seine „Precieusen", seine „Weiberschule", „George Dandin", „der Bürger als Edelmann", „Tartuffe" sind unschätzbare Documente für die Kenntniß jener Culturperiode. Der durchgehende Zug ist der Kampf gegen die von Spanien importirte adlige Sitte, gegen die Bildung, die lediglich auf den Schein ausgeht, gegen das thörichte Bestreben des Bürgers, sich adlige Allüren zu geben, sich mit einer leeren ausländischen Facultätsbildung zu brüsten.

Es ist sehr bezeichnend, daß die Franzosen selbst grade seinen „Misanthropen" für sein bestes Stück erklären, der doch eine blutige Satire gegen das innerste Wesen ihrer Bildung ist: diese künstlich verbildete Gesellschaft, will Moliere sagen, läßt keinen rechtschaffenen Menschen aufkommen! Technisch betrachtet, verdient das Stück kein besonderes Lob, aber es ist am meisten charakteristisch für den Dichter, es enthält die geheime Tragik seines Lebens.

Die bessern Dichter der Zeit gehn in derselben Richtung; so La Fontaine in seinen Fabeln, die schnell ein Europäisches Buch wurden. In einem geistreichen, anmuthig lebhaften Stil wurden die alten Thiergeschichten der guten Gesellschaft vorgetragen, und gegen Könige, Große und Priester der Thiere erlaubte sich der Dichter Stiche, die er gegen wirkliche Große nicht gewagt hätte; die Thierwelt gab Maskenfreiheit. Die Fabeln haben einen liberalen Hauch; sie wenden dem nicht courfähigen Bürgerstand ein wohlwollendes Interesse zu, und rühmen seinen Bon sens. — Boileau's Satiren frondiren gegen die spanische Form der Sitte; sie verspotten die Romane der Mlle. de Scudéry. Auch seine „Art poétique" ging ursprünglich aus der Reaction des französischen Menschenverstandes gegen den spanischen Schwulst hervor; das Buch suchte nach Horazischem Vorbild feste Regeln für Poetik und Rhetorik,

es wurde bald das Handbuch für Schulen und mit der Zeit Europäisches Gesetz. Weggefegt hat es viel Unrath, Positives zu geben, war es zu einseitig verständig.

Zwischen Corneille und Racine liegt die Periode der Fronde, 1648 bis 1654. Es war der letzte Versuch der französischen Ritterschaft, auf eigne Hand, ohne bestimmten Zweck, nur zur Uebung ihrer Kraft, auf Abenteuer auszugehn; es war eigentlich nur ein Sport, wenn sie sich gegen das Königthum auflehnten. Hier sah man nun die Heroinen Corneille's hoch zu Roß durch die Straßen sprengen, um den aufständigen Prinzen, ihren Brüdern und Vettern, zu Hülfe zu kommen. Diese Fronde, geleitet von dem frivolsten aller Politiker, dem Cardinal Retz, wurde durch den Cardinal Mazarin, der nicht viel weniger frivol doch das Königthum zur festen Stütze hatte, allmälig mürbe gemacht; sie fügte sich und überließ die Macht der haute finance. Aber die Hochgebornen wollten doch ein eignes Gebiet haben, und da das Spiel der Waffen ihnen versagt war, legten sie sich auf Spiele des Geistes; im Gegensatz zum gemeinen Volk, das ganz außerhalb ihres Gesichtskreises lag, und garnicht zur Nation gerechnet wurde, warfen sie sich auf die Cultur des Geschmacks. Aehnlich wie im zwölften Jahrhundert, wurde die französische Aristokratie des siebzehnten die Schule der Welt für das was für einen homme comme il faut sich schickt.

Der Ton dieser gewählten Gesellschaft war im Anfang etwas steif, wichtig, geziert, wie er sich seit 1650 in den weitläufigen Romanen der Mademoiselle de Scudéry ausspricht; man hört den „Amadis" durch, die Spanischen Schäferromane und deren Nachbild „Asträa" aus den Zeiten Heinrich's IV.; die fürstlichen und ritterlichen Helden drücken sich mit großer Breite über ihre Ehre und Tugend aus. Litterarisch gebildete Damen erfinden für ihren Kreis einen ganz eignen Stil, bis Moliere 1659 in „les précieuses" sie lächerlich macht.

Es war ein namenloses Glück für die Entwickelung des französischen Geistes, daß Descartes sein erstes größeres Werk 1636 in einem feingebildeten Französisch schrieb; an ihm hat sich die französische Prosa geschult, vor der alle übrigen Völker die Segel streichen mußten. Wie glänzend stechen Pascal's Schriften gegen die deutschen Unformen ab! Descartes wie Pascal waren ihrer wesentlichen Bildung nach Mathematiker: ihr Einfluß brachte die Form der mathematischen Logik in ihrer strengen Gliederung zur Geltung, und mit ihrer Präcision griffen sie den Bestrebungen der Academie in die Arme. Seit 1665 versorgte das „Journal des Savants" die Bedürfnisse der Gelehrten und Bildungs-

bedürftigen bei allen Nationen, und machte das Französische, das schon an den Höfen und bei dem Adel als die Conversationssprache galt, auch den Gebildeten genehm, die des Facultäten-Lateins allmälig satt geworden waren.

Descartes' tiefsinnige philosophische Ideen setzen eigentlich aufmerksame geschulte Leser voraus, die zugleich selbständig denken können; aber sein Ehrgeiz war darauf gerichtet, einen großen Kreis, die gute Gesellschaft Frankreichs, zu gewinnen. Er kam ihrem Bedürfniß durch einen schönen Stil entgegen, und verstand sich in seinen exoterischen Arbeiten zu großen Concessionen. Er schrieb gegen das Ende seines Lebens eine „Recherche de la vérité selon les lumières naturelles qui déterminent les opinions que doit avoir un honnête homme sur toutes les choses qui doivent faire l'objet de ses pensées"; er verlangte von seinen Lesern nichts als gesunden Menschenverstand verbunden mit Welterfahrung; Schulgelehrsamkeit, selbst die Kenntniß des Griechischen und Lateinischen, sei nicht nöthig. So machte er seine Philosophie salonfähig. Die Bezeichnung „les honnêtes gens" (die „Schönen und Guten" der Griechen) für die gute Gesellschaft, die sich zu bilden strebt, aber sich fern von jeder Pedanterie hält, wird bald allgemein üblich.

Die Franzosen sind ein geselliges Volk, sie haben nichts von der scheuen Zurückhaltung der Germanen; sie wollen gefallen, und fühlen sich nur glücklich im lebhaften Gespräch. Die Conversation bildete sich, nachdem die spanische Grandezza überwunden war, ohne Ziererei immer feiner aus: man hat ein sprechendes Bild davon in den Briefen der Frau v. Sévigné an ihre Tochter. Der Salon wurde bald der Lieblingsaufenthalt der feinen Welt. Im Salon gaben die Frauen den Ton an; es war Pflicht, ihnen zu huldigen, ihnen Galanterien zu sagen, wie in den Zeiten der Trouvères und Troubadours. Die Frauen bestimmten den guten Ton, sie entschieden was sich schickt, sie verlangten Anmuth der Bewegung, Höflichkeit, Vermeidung jeder Ungebühr; sie wollten sich durch ernsthafte Gespräche und Geschäfte nicht ermüden lassen.

Diese neue Aristokratie, der das eigentliche Volk gleichgültig und fremd war, fühlte sich nun als die französische Nation, und wenn sie dieselbe auch einseitig vertrat, so konnte man doch nicht mehr daran zweifeln, daß es wirklich eine französische Nation gab, mit gemeinsamen Vorurtheilen, gemeinsamer Bildung und gemeinsamem Wollen, die im Vollgefühl ihres Werths auf die übrige Welt herabsah.

Das Leben der Franzosen steht unter der Vormundschaft der guten Sitte, über welche die Gesellschaft sich geeinigt hat. Um den Sitten der

honnêtes gens die letzte Instanz zu schaffen, bedarf es zur Krönung des Gebäudes eines Hofs.

Des Prinzen Condé Aufstand 1654 war der letzte Versuch der Großen, sich mit dem Königthum zu messen; in demselben Jahr zeigte der 16jährige König Ludwig XIV. seine Achtung vor dem Parlament, indem er mit Jagdstiefeln und Reitpeitsche eintrat, und zornig gebot, allen Widerspruch aufzugeben. Der Cardinal Mazarin herrschte im Namen des Königs unbeschränkt, und gab durch den Pyrenäischen Frieden 7. Nov. 1659 auch der auswärtigen Politik die feste Richtung: Ludwig XIV. heirathete Maria Theresia, die älteteste Tochter des Königs von Spanien, freilich indem er auf die Erbschaft verzichtete, aber unter dem stillen Vorbehalt, je nach den Umständen bei diesem Verzicht stehn zu bleiben oder nicht. Man sah dem Aussterben der alten Dynastie entgegen, und Spanien war seitdem das Streitobject zwischen den Großmächten.

9. März 1661 übernahm Ludwig nach Mazarin's Tod persönlich die Regierung; unmittelbar darauf nöthigte er seinen Schwiegervater, den französischen Gesandten vor den seinigen den Vortritt zu lassen: Calderon mußte noch erleben, daß man es als eine sträfliche Ueberhebung der spanischen Krone bezeichnete, sich der französischen gleichstellen zu wollen! Bald darauf wurde auch der Papst zu einer argen Demüthigung genöthigt: Ludwig XIV. war streng katholisch, aber dem Oberhaupt der Kirche gegenüber war er noch hochmüthiger als Philipp II.

„L'état c'est moi!" D. h. — mein Belieben entscheidet über den Willen der Nation! — Diese Nation suchte der König lediglich in dem Adel. Der Adel war dem Königthum dienstbar geworden. Die Großen drängten sich an den Hof; und der König fühlte sich verpflichtet, für ihre Unterhaltung zu sorgen. Zu Versailles wurde den ganzen Tag Hof gehalten: es war für den Adel die einzige Welt, in der er athmen konnte; er sonnte sich an dem Glanz des Königthums und vermehrte denselben durch seine eigne Farbenpracht. Der Hof sah aus wie ein großes ununterbrochenes Schauspiel, das den Großen gegeben wurde und an dem sie mitspielen mußten, der Bürgerstand blickte aus der Ferne lüstern und ehrerbietig nach dieser Herrlichkeit. Der Edelmann, der nicht an dem Schaugepränge theilnahm, galt für in Ungnade gefallen, er hatte kein rechtes Leben; die Provinzen wurden den königlichen Intendanten überlassen, die nach Belieben schalteten. Der Adel hatte kein rechtes Geschäft, keine Fühlung mit dem Volk, keine andre Pflicht als gegen den vergötterten Monarchen, er war keine echte Aristokratie mehr. Aber diese

exclusive vornehme Welt entschied in letzter Instanz, was schön, würdig und ritterlich sei; was man zu vermeiden habe, um nicht in den Verdacht der Roture zu gerathen.

Ohne Zweifel hat die französische Bildung durch diese Unterordnung unter den Hofgeschmack auch eine große Einbuße erlitten; durch die Scheu, etwas zu sagen oder zu thun, was gegen die Regel verstieß, glättete man die Form so lange ab, bis alles Eigenartige verloren ging; was die Lebensart an Sicherheit gewann, verlor sie an Kraft. Das gesellige Leben, dem man sich ausschließlich ergab, war doch nur ein Scheinding, man entwöhnte sich des wirklichen, selbständigen, verantwortlichen Thuns. Das Uebergewicht der vornehmen Sitte, die sich allmälig zur Mode entstellte, untergrub die strengere Sittlichkeit; die Galanterie und die Ehrenpflicht führten, wie im zwölften Jahrhundert, zur Umkehrung der natürlichen sittlichen Begriffe. Die Verpflichtung, andern Frauen den Hof zu machen, ließ die echte Ehe als pedantisch und lächerlich erscheinen; die Mode des Duells untergrub das Rechtsgefühl, der Leichtsinn in der Führung ernster Geschäfte artete zum Frevel aus.

Gleich dem Adel war auch die Kirche unter Ludwig XIV. ganz royalistisch. Die hohen Würdenträger, meist dem Adel angehörig, suchten Fühlung mit dem Hof, ja mit der Akademie; ihre Festreden, namentlich bei der Bestattung der Großen, wurden auf den Stil hin sorgfältig geprüft und bildeten einen erheblichen Theil der Litteratur, die einen überwiegend rhetorischen Charakter zeigte. Bischof Bossuet stand mit seiner Kirchengeschichte, seinen Predigten und seinen Briefen in der ersten Reihe der gefeierten Schriftsteller; Bischof Huetius leitete zum Theil die classischen Studien, und trat später als Vorkämpfer des classischen Alterthums gegen die Modernen auf. Diese Geistlichen hielten viel von der Metaphysik, als einer humanen Wissenschaft, und waren, wenn auch untadelhaft in ihrer Rechtgläubigkeit, fast alle ein wenig vom Cartesianismus angehaucht, der mit dem Zweifel begann, und dadurch das Princip der Autorität erschütterte. Die Jesuiten freilich blieben im alten Stil, und behielten den Beichtstuhl des Königs; aber Pascals blutige Satire gegen sie, die „Lettres d'un Provincial", erschienen unangefochten, und Molières „Tartüffe", augenscheinlich auf den Orden gemünzt, wurde 1667 mit besonderer Erlaubniß des Königs aufgeführt. Der leitende Zug der französischen Bildung ging entschieden nicht im Sinn der Bigotterie.

Nicht blos Glanz und Prunk zeichneten das Zeitalter Ludwig XIV. aus. Die Künste blühten auf, überall erhoben sich großartige und würdige Monumente der Architectur, im besten Stil der Spät-Renaissance. Der

Geschmack wurde sorgfältig geschult, die Industrie belebte sich. Freilich kam dies Wohlleben hauptsächlich nur den „Honnêtes Gens“ zu Gute; das eigentliche Volk verfiel in immer tiefere Armuth, für die Schulen geschah nichts. Das Schlimmste war der nach Außen gerichtete Ehrgeiz des Königs.

Wenn Ludwig seinen Adel durch prachtvolle Repräsentation unterhielt, so mußte er auch für dessen ritterliche Neigungen Sorge tragen. Wenn es in Versailles zu einförmig wurde, verlangte der Adel einen frischen, fröhlichen Feldzug am Rhein, da die Bürgerkriege aus der Mode gekommen waren. Durch die Verbindung des Königthums mit dem Adel und der Kirche war Frankreich in sich national geeinigt, und der Ehrgeiz, sich auf Kosten seiner schwächlicher organisirten Nachbarn zu vergrößern, lag in der Natur der Dinge.

Der König hatte seine ehrgeizigen Unternehmungen aus weiter Hand vorbereitet; nach allen Seiten hatte er seine Bestechungen ausgestreut. Der Englische Hof stand seit der Restauration von 1660 ganz in seinem Sold, mit Schweden und Polen waren geheime Verträge geschlossen, überall an den kleindeutschen Cabinetten hatte er seine ergebenen Diener, selbst in Wien. Die Armee war in gutem Stand. So glaubte er endlich seine Zeit gekommen.

Mai 1667 ließ er der Regentin der spanischen Niederlande melden, er sei im Begriff, an der Spitze seiner Armee die Provinzen in Besitz zu nehmen, die seiner Gemahlin Maria Theresia zukämen, und setzte sich sofort in Bewegung. Einige litterarische Fühler waren diesem Feldzug vorausgegangen. Eben hatte der Pariser Parlamentsrath Aubery dem König eine Denkschrift gewidmet: „des justes prétentions du Roy sur l'Empire“; zu den Römerzeiten habe das ganze Rheinland zu Gallien gehört; Klodwig habe Allemannien und Thüringen, Karl der Große Sachsen und Bayern dazu erobert, und diese Eroberungen seien ein unveräußerliches Erbe der französischen Krone. Bescheidener forderte gleichzeitig Mézeray im „Abriß der Französischen Geschichte“ für Frankreich die natürlichen Grenzen, die Pyrenäen, die Alpen und den Rhein.

Das Wunderlichste bei diesem Unternehmen war, daß Ludwig die geheime Einwilligung des Kaisers Leopold in der Tasche hatte: der Kaiser rechnete endgültig auf den Erwerb der ganzen Spanischen Monarchie, dafür gönnte er augenblicklich seinem Nachbar einen Theil derselben. Leopolds Regierung (1657—1705) war durch den großen Sieg bei St. Gotthard über die Türken zu Ansehn gekommen, an welcher er freilich keinen Antheil hatte; so jung er war, zog er weder zu Feld,

noch zeigte er sich im Reichstag, der seit 1667 ein stehender Diplomatencongreß der deutschen Kleinfürsten in Regensburg wurde. Er war ebenso hochmüthig wie Ludwig, aber seinem Hochmuth fehlte der große Stil. Sohn einer spanischen Mutter, war er ganz in den Ueberlieferungen der spanischen Politik und Etikette aufgewachsen. Jesuiten hatten ihn unterrichtet, seine Jugend füllten strenge Andachtsübungen aus; sein Lieblingsspiel war, Altäre aufzurichten. Er sprach in der Familie spanisch, mit den Gelehrten Latein; seine Hoflustbarkeiten waren Italienisch.

Glaubte Ludwig den Kaiser nicht fürchten zu dürfen, so lachte er des Regensburger Reichstags völlig, der vor lauter Berathungen nie zum Schluß kam, und dessen einziges Interesse schien, dem Reich keine Subsidien zu bewilligen. Ueber diese Zustände erschien dann eine blutige, aber in allen Punkten zutreffende Satire des Heidelberger Professors Pufendorf, unter dem Pseudonym Severinus a Monzambano.

Ludwigs Erfolg in den Niederlanden war zuerst glänzend, aber er merkte doch, daß die Aufmerksamkeit Europa's erregt, und daß ein Unwetter im Anzug war; so ließ er sich endlich die fast drohende Vermittelung der aufstrebenden Republik der Niederlande gefallen, und gab im Frieden zu Aachen 2. Mai 1668 den größern Theil seiner Eroberungen heraus, mit dem heimlichen Entschluß, es den ungebetenen Vermittlern zu vergelten.

Ludwig hat Europa viel Böses zugefügt, aber er war eine Gestalt, die aller Welt imponirte, nicht blos den Franzosen. Er faßte die Politik in großem Stil, und war vornehm mit allen guten und schlimmen Nebenbedeutungen dieses Worts.

„Ludwig XIV.", schreibt der gelehrte und freisinnige Professor Conring in Helmstedt, der freilich vom König ein Jahrgehalt bezog, „ist der Einzige, der uns vor den Türken retten kann! Das wird freilich mit einer Veränderung unsers Staatswesens geschehn: in Frankreich, Deutschland, Spanien, Ungarn und Italien werden wir einen neuen Karl den Großen haben!" — So wurde Ludwig XIV. aus den verschiedensten Gründen schon damals für das Schicksal Deutschlands angesehn, und er wurde es in der That.

3.

Leibniz 1646—1685.

Kenntlicher als bei irgend einer andern Nation zeichnet sich im geistigen Leben Deutschlands die dominirende Stellung der großen Männer ab. Wie vor ihm Luther, wie nach ihm Goethe, überragt, aus der Ferne betrachtet, Leibniz alles was neben ihm steht, um Haupteslänge. Mit ihm wächst der deutsche Geist aus seiner bisherigen Verkommenheit in das europäische Culturleben hinein, mit ihm ringt sich der deutsche Protestantismus aus seiner theologischen Incrustation los.

Im Gegensatz zu Luther ist Leibniz ein moderner Mensch. Noch heute athmen wir in der idealen Atmosphäre, die er geschaffen: könnte er heute auf die Erde zurückkehren, so fände er, was er gesät, überall in Blüthe und Frucht, er würde sich in kürzester Frist orientiren.

Selten ist ein Mensch in so beständiger Arbeit gewesen. Er wollte sich alles aneignen, was in den entlegensten Sphären des geistigen Lebens gewußt werden konnte; er arbeitete unablässig und folgerecht weiter; jedes neue Gebiet ergriff er mit Eifer, und nie ließ er einen Faden fallen, den er einmal in der Hand hatte. Auf allen Gebieten des Wissens war er nicht blos gründlicher Kenner sondern großartiger Erfinder. Zum Theil das Größte, was die Folgezeit geleistet, hat er in Gedanken vorausgenommen und dazu angeregt; seine Fühlfäden reichen nach allen Seiten, keine Regung des öffentlichen Geistes, kein Versuch einer thätigen Einbildungskraft, dem er nicht sorgfältige Aufmerksamkeit zugewendet, den er nicht in seiner Berechtigung zu begreifen, als bleibendes Culturmittel zu wahren gesucht hätte.

Zwei Jahr vor Abschluß des Westphälischen Friedens, 21. Juni 1646, wurde Leibniz geboren, in Leipzig, wo der Vater Professor war; er hatte das Glück, in einer Lebensschicht aufzuwachsen, in der noch Selbstgefühl gedieh, auf dem sittlichen Boden des besten deutschen Bürgerthums.

Leipzig hatte damals 10,000 Einwohner; die Stadt war in die alten Festungswälle eingeschnürt, erst seit Kurzem vollständig gepflastert. Aber die Messen gaben den Einwohnern einen Blick in die Ferne, der bei den damaligen unsichern Verkehrsmitteln etwas sagen wollte: die

Privilegien des Buchhandels waren bedeutend. Victor Amadeus von Savoyen stellte die Universität Leipzig als Sitz der Wissenschaften neben London und Paris. Es war die respectabelste aller deutschen Hochschulen.

Auch darin, daß sie am strengen Lutherthum festhielt; die Reformirten durften nur auf den Dörfern ihren Gottesdienst halten. Die symbolischen Bücher waren die Rechtsbasis und die Verfassungsurkunde einer Kirche, die in Augsburg provisorisch, in Münster definitiv anerkannt war; sie schlossen einigermaßen die Eigenmächtigkeit des Landesherrn aus.

Die Professoren hatten sich meist im Ausland umgesehn und den Ruf ihrer Vaterstadt verbreitet. Die Stellen waren fast erblich; die Geschlechter hatten in der Regel auch denselben Vornamen — so heißen alle Carpzow Benedict; alle Lyser Polycarp; — stieg die Familie höher, so rückte sie auch wohl in den Rath des Fürsten ein, und der Vetter vom Lande, der arme Pastor wußte, wo seine Kinder Zuflucht fanden. In einer Zeit, wo das Selbstgefühl so arg mit Füßen getreten war, gab dies akademische Zunftwesen mit seiner strengen Tradition einigen Anhalt für die wiederaufkeimende Ehre des Bürgerthums, eine Schutzwehr gegen Rohheit und Willkür. Diese graduirten, lateinisch redenden Theologen, Juristen und Mediziner bildeten eine Art Aristokratie; der Dr. jur. hatte Adelsrang, der Hofprediger gehörte zu den ansehnlichsten Personen des Staats. Je länger sich eine Familie in Leipzig ansässig hielt, je vielfacher sie sich mit den Honoratioren verschwägerte, desto mehr wuchs ihre Ehre.

Die Universitäten hatten bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts als Träger der gelehrten Bildung Europa's gegolten, und in der That hatten sie dafür gesorgt, daß der Vorrath des vorhandenen Wissens nicht verloren ging; die Humanisten hatten ihren Platz gefunden wie die Scholastiker. Nun aber regte sich der Trieb, Neues zu entdecken, und da wurde die Ueberlieferung, die fest am Alten klebte, als Hemmschuh empfunden. Die großen Entdeckungen in der Astronomie und Naturwissenschaft erfolgten außerhalb der Universitäten: Copernicus' Entdeckung 1530, daß die Erde sich um die Sonne drehe; Kepler's „Mysterium magnum" über das Gesetz der Weltbewegung 1596, Galilei's großartige Arbeiten seit 1602, um dieselbe Zeit die naturphilosophischen Studien Bruno's, Campanella's, Vanini's, denen freilich dafür der Scheiterhaufen drohte, wie denn auch Galilei in den Kerkern der Inquisition Juni 1633 seine Lehre abschwören mußte. Auf den Universitäten vegetirte die Naturwissenschaft nur in den Händen der Mediciner,

die sich durch ihren blinden Glauben an die alten Ueberlieferungen bei den Gebildeten aller Nationen lächerlich machten.

„Die Scholastik", schreibt Lord Bacon, Shakespeare's Zeitgenosse, „kommt nie weiter, weil sie alles von den Griechen lernen zu dürfen glaubt: sie ist fertig im Schwatzen, unreif im Erfinden; wenn es nach ihr ginge, könnte man Jahrhunderte im alten Gleis bleiben. Durch einseitige Beschäftigung mit der Theologie hat man sich der Erfahrung entfremdet, der Mutter alles Wissens."

In deutschen und romanischen, in protestantischen und katholischen Landen galt die theologische Facultät als die vornehmste, die andern sollten ihr dienen. Mit Benutzung der Scholastik erwiesen die jesuitischen Universitätslehrer, die Beschlüsse des Tridentiner Concils, die lutherischen, die Wittenberger Concordienformel sei der Inbegriff alles Wissens: die theologischen Lehrsätze schwollen so an, daß ein wohlmeinender Geistlicher seufzte: Petrus und Paulus selbst würden im theologischen Examen schlecht bestehn! Ein Wittenberger Orthodox schrieb eine Dogmatik in zwölf Quartanten. Gegen diesen leeren Formalismus regte sich namentlich in Helmstedt eine kräftige Opposition, geleitet von Calixtus: er wollte nicht in der Masse der Glaubenssätze, sondern in der Frömmigkeit und guten Sitte das Wesen der Religion erkennen, und verabscheute die zwecklose Polemik, die er den Einflüssen der scholastischen Philosophie zuschrieb. Der Helmstedter Richtung schlossen sich die Universitäten Königsberg, Rostock, Altorf, Rinteln und Kiel an; dagegen hielten sich Wittenberg, Leipzig, Jena, Tübingen, Gießen und Straßburg zur streng lutherischen Lehre und zur Scholastik; reformirt waren Heidelberg, Marburg, Duisburg und Frankfurt a. O.

Der theologische Einfluß machte sich auch in der zweiten Facultät, der juristischen geltend: für die Grausamkeit des Rechtsverfahrens waren die Hexenprozesse und namentlich in den katholischen Landen die Inquisitionen gegen die Ketzer maßgebend. Im Uebrigen lag der ganzen Rechtslehre das Corpus juris zu Grunde, das man wie ein Handbuch der Logik oder Mathematik behandelte, als ob es auf die Anforderungen des wirklichen Lebens gar nicht ankäme, als habe die Praxis des Rechts nur den Zweck, die Theorie zu illustriren. Darin bewirkte der edle Hugo Grotius in seinem Werk de jure belli et pacis 1625 eine gesunde Reaction; er warf den Juristen und den Scholastikern vor, daß sie sich ohne Sinn für die Wirklichkeit in abstruse Streitfragen vertieften, und im blinden Glauben an den Buchstaben auf die eigentliche Rechtsquelle, die menschliche Natur, gar nicht achteten. — Nicht minder waren die

Mediciner Sklaven der Ueberlieferung: sie heilten nach den überlieferten Vorschriften, ohne zu beobachten und neu zu untersuchen: in allen Lustspielen und Satiren wurde der Mediciner durchweg als Charlatan behandelt. — Für die Mitglieder der vierten Facultät endlich war das Ziel des Ehrgeizes, in die theologische aufzurücken, und sie machten ihre Philosophie wie ihr Studium der alten Sprachen theologischen Zwecken dienstbar. Der wahre Fortschritt des Wissens vollzog sich außerhalb der Universitäten.

„Zwei Umstände", berichtet Leibniz später, „haben mir außerordentlich gedient, die Vielen schädlich zu sein pflegen: daß ich Autodidakt war, und in einer jeden Wissenschaft, kaum daß ich an sie herangetreten, Neues suchte, da ich oft nicht einmal das Gewöhnliche verstand." Von der Art, wie er sich schon ganz früh ohne fremde Beihülfe die umfassendsten Sprachkenntnisse aneignete, erzählt er selbst wunderbare Geschichten. Den Vater hatte er früh verloren, die Mutter ließ ihn gewähren.

Von dem Studium der Alten ging er aus, und blieb ihnen Zeitlebens treu: sie waren ihm die reinsten Bilder des Großen und Schönen, gegen die ihm die Neuern wie zusammengeflickte Lappen vorkamen. Bei seinem großartigen Sprachgefühl reihte er sich allmälig den ersten Humanisten an. Von den Dichtern und Historikern ging er zu Plato und Aristoteles über, und schon im dreizehnten Jahre lernte er die Scholastiker kennen. Das scharfsinnige Spiel der Formeln und Abstractionen ergötzte ihn nicht blos ausnehmend, er eignete sich auch die Kunst an, systematisch zu fragen. Diese Studien setzte er seit dem fünfzehnten Jahre auf der Universität Leipzig fort. Im siebzehnten ging er nach Jena, um bei dem berühmten Astronom Erhard Weigel Vorlesungen über Mathematik zu hören. Dieser, ein entschiedener Gegner der scholastischen Philosophie, pflegte die Anhänger derselben dadurch in die Enge zu treiben, daß er sie nöthigte, ihre lateinische Terminologie deutsch wiederzugeben, wo sich dann zeigen mußte, ob in den Worten wirklich ein Sinn war: im Lateinischen, einer todten Sprache, sagten sie nicht, was sie sagen wollten, sondern was sie gelernt hatten. Leibniz folgte seinen Vorträgen mit Aufmerksamkeit, ohne bekehrt zu werden: es war keineswegs seine Meinung, im Denken von vorn anzufangen; was große Männer vor ihm gedacht, wollte er wissen und verstehn.

Aber wenn er in dieser Ueberzeugung den bestehenden gelehrten Körperschaften nicht so schroff gegenüberstand als die philosophischen Neuerer, so konnte ihm doch die Hoffnung, in dieselben einzutreten, nicht als höchstes Ziel des Ehrgeizes vorschweben.

Leibniz' Brodstudium war die Rechtswissenschaft. Schon früh war er von befreundeten Professoren in die Praxis eingeführt und hatte sich das Corpus juris gründlich angeeignet; da ihn aber die Leipziger Facultät noch zu jung fand, um die höchsten Ehren zu empfangen, verließ er seine Vaterstadt, und promovirte 5. November 1666 in der Nürnbergischen Universität Altorf als Dr. juris utr.. — Dort machte er eine Bekanntschaft, die für sein Leben entscheidend wurde.

Der Freiherr von Boineburg war bald nach dem Westphälischen Frieden zur katholischen Kirche übergetreten: es war die Zeit, wo manche gescheute Männer im Verdruß über das verknöcherte Lutherthum sich einredeten, unter dem Krummstab ungenirter leben zu können. Er war vertrauter Rathgeber des Kurfürsten von Mainz, und hoffte, die gemäßigten Protestanten und die gemäßigten Katholiken zu einer Wiedervereinigung der Kirche bestimmen zu können. Er lernte Leibniz in Nürnberg kennen, fand großes Gefallen an seinem Wissen und seiner Anstelligkeit, zog ihn im Frühjahr 1667 zu sich nach Frankfurt a. M., ließ durch ihn seine Bibliothek ordnen, und theilte ihm seine Unionspläne mit, die Leibniz sehr einleuchteten: das sinnlose Gezänk der lutherischen Pastoren war ihm wie allen Gebildeten zuwider.

Die gewandte Feder des jungen Gelehrten wurde durch Boineburg bald zu theologischen wie zu juristischen Streitfragen in Bewegung gesetzt. Und hier fand Leibniz Gelegenheit, gegen die Schule des Grotius eine mehr conservative Stellung einzunehmen.

Nach Grotius beruht der Vorzug des Menschen vor dem Thier auf der Fähigkeit, sich über die Folgen seines Handelns Rechenschaft zu geben und seine Handlungsweise nach Maximen zu bestimmen. Es ist der menschlichen Natur gemäß, nicht der Leidenschaft sondern dem Urtheil zu folgen. Ihre mächtigste Kraft ist der Trieb nach einer Gemeinschaft. Diese ist Zweck an sich selbst: was sie fordert, ist Recht, was ihr widerspricht, Unrecht. Nur in der Gesellschaft entstehn Rechte und Pflichten: entweder durch einen wirklichen Vertrag oder durch einen stillschweigenden, da ein einseitiger Wille Andre nicht binden kann. Aus jedem Bruch des Gesellschaftsvertrags entspringt Unordnung, das schlimmste aller Uebel. Die Verträge bleiben gültig, auch wenn man sie nachträglich als unzweckmäßig erkennt; aus Gründen sogenannter Staatsraison einen Vertrag zu brechen, ist weder Fürsten noch Völkern gestattet. — Das Recht hat den praktischen Nutzen zum Zweck. Die Strafe soll theils unschädlich machen, theils abschrecken; sie darf das Maß des gethanen Unrechts nicht überschreiten; sie kann aber mit Rücksicht auf das Gemeinwohl gemildert werden.

Für seinen radicaleren Schüler Pufendorf ist der Staat nicht Zweck, sondern nur Mittel zur Selbsterhaltung des Einzelnen: Resultat der angeborenen und berechtigten Selbstliebe; seine Aufgabe ist, die angeborenen Rechte (Leben und Freiheit) wie die erworbenen (Eigenthum) zu schützen. Das Naturrecht ist eines für Christen, Muhamedaner und Heiden, weil die Vernunft überall gleich bleibt; aus Bibelsprüchen läßt sich kein Recht schöpfen.

Diese Lehre rief eine große Aufregung unter den Rechtgläubigen hervor. Das Geselligkeitsprincip, behauptete Professor Valentin Alberti in Leipzig, führe zu keiner Autorität; diese könne nur aus dem göttlichen Willen hergeleitet werden. Das Recht sei nicht auf die jetzige verderbte Natur des Menschen, sondern auf den Stand der Unschuld vor dem Sündenfall zu begründen. — Auch Leibniz mißbilligte den Versuch Pufendorf's, aus der menschlichen Selbstsucht das Recht herzuleiten: krummes Holz werde nie grade. Das Recht hat seine Quelle in der Frömmigkeit, in der Liebe Gottes, in der Freude am Guten, in dem Verlangen, so zu handeln, daß des Guten in der Welt soviel geschehe als möglich. — Einseitig sei es ferner, die Strafe auf den Zweck der Abschreckung zurückzuführen. Die Strafe gehört an sich zur Harmonie des Weltalls: sie befriedigt nicht blos den Geschädigten, sondern auch den Weisen, der sie mit ansieht, wie schöne Musik den Kenner befriedigt. Die Strafe muß erfolgen, auch wenn sie nicht mehr abschreckt oder bessert: es würde den wohlgesinnten Geist beleidigen, wenn auf die Unordnung in der sittlichen Welt, die das Verbrechen hervorgerufen, nicht die Sühne folgte.

Es waren zunächst äußerliche Motive, die Leibniz zu seiner Polemik gegen die Schule des Grotius, also scheinbar gegen die Aufklärung, bestimmten, und das rächte sich später. Aber man würde ihm schreiendes Unrecht thun, wenn man nur diese Motive ins Auge faßte. Leibniz war so aufgeklärt wie Pufendorf, und auch ihm lag die allgemeine Aufklärung am Herzen; aber die Einseitigkeit des naturalistischen Princips stieß ihn ab. Als Theoretiker glaubte er sie bekämpfen zu sollen, und er hatte darin Recht. Daß die Einseitigkeit vorläufig nothwendig war, die schlechte Praxis zu reformiren, das einzusehn hatte er noch zu wenig praktische Erfahrung, und im Grund auch zu wenig praktischen Sinn.

Leibniz bekannte später, daß ihn zuerst die Rechtswissenschaft zu Untersuchungen über die Natur der Seele geführt habe: er betrachtete den Menschen erst als Träger von Rechten und Pflichten, ehe er ihn als Naturwesen untersuchte. In der Analyse der Rechte und Pflichten schien ihm

das Römische Recht so folgerichtig, daß man es fast wie ein mathematisches Lehrbuch betrachten könnte; nur schwebte ihm eine Ausgabe der Pandekten nach der Zeitfolge vor, damit man den logischen Gang der Rechtsentwickelung auch historisch verfolgen könne. Es war keineswegs blos Rücksicht auf seinen Gönner Boineburg, wenn er für die Fortdauer des römischen Rechts gegen Pufendorf eintrat.

Wie die gesammte Welt, so erschien auch das politisch-gesellschaftliche Leben der Menschen Leibniz im idealen Licht. Zwar ging sein Idealismus nicht so weit, daß er die Wirklichkeit nicht sah: wenn er das Menschengeschlecht für berufen hielt, ausschließlich durch die Vernunft regiert zu werden, so verkannte er nicht, daß daneben die Leidenschaften eine gefährliche Rolle spielten; eben darum hielt er es für die Aufgabe der echten Weisheit, die Leidenschaften sich dienstbar zu machen, sie gleichsam zu überlisten. Die Vernunft forderte allgemeinen Frieden, damit alle Völker wetteifernd an der Cultur der Gattung arbeiten könnten; die Leidenschaften drängten nach Krieg. Es kam nur darauf an, die letztern so zu leiten, daß sie der Menschheit Gewinn brachten. Leibniz dachte an eine Union sämmtlicher civilisirten Völker gegen die Barbaren. Im Abendland gehörten die civilisirten Völker sämmtlich dem Christenthum an, die Türken, viel barbarischer als ehmals die Araber, dem Islam. Dieser religiöse Gegensatz konnte zu Culturzwecken benutzt werden; zwar hatte sich seit der Reformation die Christenheit getrennt, aber die Schroffheit dieser Trennung konnte durch die wachsende Bildung entweder ganz beseitigt oder doch gemildert werden. Dem Kaiser war seit der Schlacht bei St. Gotthard 1664 und der Besitznahme Ungarns der Weg nach Constantinopel vorgezeichnet, die wahren Interessen Frankreichs lagen im Mittelmeer, und als lohnendster Erwerb bot sich ihm Aegypten. So konnten die Großmächte ihren Leidenschaften und Interessen nachgehn, ohne einander in den Weg zu kommen; die kleinen Staaten z. B. die Niederlande, konnten zu dem neuen Kreuzzug die Schiffe stellen. Unter Karl V. und selbst noch unter Philipp II. war ja Aehnliches geplant, aber durch den Widerstand der Franzosen gescheitert. Leibniz entwarf für Ludwig XIV., auf dessen Geneigtheit es hauptsächlich ankam, eine vollständige Denkschrift, in welcher er die Ausführbarkeit des Unternehmens und den ungeheuren Gewinn für Frankreich auseinander setzte.

Seinem Gönner Boineburg leuchteten diese Ideen sehr ein, er zog den jungen Politiker als Justizrath in den Dienst des Kurfürsten von Mainz, und weihte ihn in die politischen Geschäfte ein. Eben, August 1670, schlossen zu Schwalbach die Kurfürsten von Mainz und

Trier mit andern Kleinfürsten einen Rheinbund, wie er schon 1658 geplant war, die nothwendigen Reformen des Reichs, da der Regensburger Reichstag seine Schuldigkeit nicht that, zunächst für den Umfang der Union in Angriff zu nehmen; doch sollte der Beitritt jedem Reichsfürsten offen stehn. Soweit ließ die Idee sich hören; aber der Hauptzweck der Union war, in dem neuen Eroberungskriege Ludwig's XIV., den man voraussah, neutral zu bleiben, und den Truppen beider Theile den Durchzug zu verweigern. So betrieb der Rheinbund augenscheinlich die Geschäfte Ludwig's XIV., dieser sollte dafür den geistlichen Kurfürsten eine gewisse Sicherheit gegen die Säcularisationspläne gewähren, die von verschiedenen Publicisten, namentlich von Pufendorf, laut gefordert wurden als das einzige Mittel, dem Reich aufzuhelfen.

Der Mainzer Hof schickte 19. März 1672 eine Gesandtschaft nach Paris, darunter Leibniz, der seine Denkschrift den französischen Ministern übergab, aber keinen andern Bescheid erhielt, als daß seit Ludwig dem Heiligen die Kreuzzüge aus der Mode gekommen seien!

Ludwig XIV. hatte näher liegende Pläne. Im Frieden zu Aachen hatten ihn die Niederländer, deren republicanisches Selbstgefühl seinem monarchischen Hochmuth ohnehin zuwider war, beleidigt, er beschloß unter den nichtigsten Vorwänden, die Niederlande einzuverleiben, und drang 6. Mai 1672 ein. Ein Widerstand gegen die ungeheure Uebermacht schien unmöglich, aber trotz der ersten Mißerfolge war das Glück endlich den Niederländern hold; Wilhelm von Oranien, der Führer der Kriegspartei, wurde 6. Juli 1672 zum Generalstatthalter mit fast unumschränkter Vollmacht gewählt, und Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, leistete ihm kräftige Hülfe. In dem Scheinwesen der Zeit darf man diese beiden Männer die „Wirklichen" nennen. Harte, gewaltthätige Naturen, durch ihre schwache Stellung genöthigt, an der allgemeinen gewundenen Politik sich nicht blos zu betheiligen, sondern sie zu überbieten, hatten sie bei allem Wechsel der Stellungen ein festes Ziel vor Augen, dem sie unabläßig nachstrebten, und dies Ziel war ein heilsames: sie waren gute Protestanten und Patrioten. —

Der Krieg war bereits ausgebrochen, als Jan. 1673 die Mainzer Gesandtschaft sich nach London begab, von wo sie im März unverrichteter Sache nach Paris zurückkehrte. In derselben Zeit starben Leibniz' beide Gönner, Boineburg und der Kurfürst von Mainz; er erhielt eine Aufforderung von dem Herzog Johann Friedrich von Hannover, einem Convertiten und Anhänger Ludwig's XIV., in seine Dienste zu treten, fand aber vorerst Mittel, in Paris zu bleiben.

Die alte Weltstadt, vordem der vornehmste Sitz des Ritterthums und der Scholastik, mußte dem jungen Gelehrten wohl imponiren, der sich hier recht im Mittelpunkt der Europäischen Bildung fühlte; mit Begierde sog er die Luft dieser Civilisation ein. Seit Jahrhunderten spotteten die deutschen Satiriker über die jungen Edelleute, die sich durch längern Aufenthalt in Paris der Nation entfremdeten und durch ungeschickte Nachäffung einer unheimischen Sitte sich selbst vor dem Ausländer lächerlich machten; auch Leibniz hatte sich darüber beschwert. Was half es? Das Bildungsbedürfniß regte sich zu stark in Deutschland. Zum zweitenmal übernahmen die Franzosen in Europa die Führung. Es war die französische Philosophie, die Cartesianische, aus welcher heraus in Leibniz der deutsche Idealismus sich entwickelte.

Nach Descartes fängt alles Denken vom Zweifel an. Um gewiß zu sein, daß ich wirklich denke, muß ich zunächst alle Vorstellungen und Begriffe, die nur auf Ueberlieferung beruhn, aufgeben, und einen festen Punkt suchen, der unmittelbare unbedingte Gewißheit verspricht.

Die alte Grundfrage aller Metaphysik: was ist in dieser flüchtigen Welt der Erscheinung das Beharrende, die Substanz? ist auch das Ziel, nach welchem Descartes hinstrebt; aber er glaubt nicht davon ausgehn zu dürfen. Die Substanz ist eine Idee: wer ist der Träger dieser Idee? wo finde ich den Punkt, der mir unmittelbare Gewißheit giebt? — Der Träger der Idee, und zugleich der Punkt absoluter Gewißheit ist das denkende Ich. An allem darf ich zweifeln, nur nicht daran, daß Ich, indem ich zweifle, d. h. indem ich denke, bin; an diesem Punkt haftet mein Weltbewußtsein, an ihm muß alle Gewißheit gemessen werden. Der Geist denkt immer, ist sich seiner stets bewußt. Indem Ich das höchste Wesen denke, habe ich darin die Bürgschaft für die Existenz des höchsten Wesens; die Idee desselben in Mir verlangt sein Dasein. Die Idee der Substanz liegt im denkenden Ich, sie hat Theil an seiner Gewißheit, sie ist zugleich die sichere Basis zur Erkenntniß der Welt, der Natur.

Descartes galt die mathematische Form als die einzig wissenschaftliche. In seiner Naturphilosophie abstrahirt er von allen sinnlichen Qualitäten, die doch nur subjektiver Art seien, und legt ausschließlich mathematische Begriffe zu Grunde. Aus den drei Begriffen, Raum, Materie und Bewegung construirt er das ganze Weltgebäude. Nach dem von Außen — also von Gott — gegebenen ersten Anstoß stürzt sich die Materie in das Leere, und bringt dadurch Wirbel hervor, aus denen sich die kreisförmigen Bewegungen der Weltkörper ergeben. Ein

ähnliches mechanisches Verfahren wendet Descartes bei der Erklärung des Pflanzen- und Thierlebens an, des Blutumlaufs u. s. w.

Auch Leibniz beschäftigte sich sehr ernsthaft mit dieser mathematischen Naturlehre. Seit dem Frühjahr 1673 genoß er den Unterricht des großen Astronomen Huygens: sofort wurde er auch in dieser Wissenschaft productiv im größten Stil: er entdeckte die Differentialrechnung, und meldete seine Entdeckung Aug. 1676 an Newton, der sie unabhängig von ihm in derselben Zeit gemacht hatte. Um die nämliche Zeit wurde ihm die „Ethik" des Spinoza im Manuscript mitgetheilt.

Dieser geistvollste aller Cartesianer läßt die Frage, woher die Idee der Substanz entspringe? auf sich beruhn, und nimmt sie ohne Weiteres als gedacht also als denkbar an. Die Substanz, die Ursache ihrer selbst, ist nur Eine. Das Sein, das Universum, die Natur, das Absolute, Gott: — alles nur verschiedene Namen für dieselbe Sache. Die Substanz ist von Ewigkeit wirklich, und wird durch alle Ewigkeit in dieser Wirklichkeit beharren. In ihr sind Ausdehnung und Denken Eins; in ihr ist alles nothwendig so wie es ist, es giebt in ihr keine Willkür, keinen Zufall, kein Wunder. Gottes Wesen erschöpft sich völlig in seinen „Attributen", in der Erscheinungswelt; um ihn kennen und lieben zu lernen, muß man sich von diesen Attributen einen adäquaten Begriff machen: die Naturwissenschaft ist der einzig sichere Weg zur Erkenntniß des Absoluten.

Außerhalb der Substanz, welche die Ursache ihrer selbst ist, giebt es keinen freien Willen, der gleichsam etwas Neues in der Welt anfangen könnte; das Geflecht der Causalität geht ins Unendliche fort. Der Wille wird wie jeder andre Vorgang in der Welt absolut bestimmt, nicht minder das Urtheil, das ebenso mit Nothwendigkeit hervorgebracht wird wie die Begierde: wer da glaubt, nach freier Wahl bejahen, verneinen oder das Urtheil auch nur aufschieben zu können, träumt mit offnen Augen. Selbst „Causalität" ist kein ganz genauer Ausdruck, denn es liegt darin ein Vorher und ein Nachher: in der That folgt die Wirkung aus der Ursache nur in dem Sinn, wie aus der Natur des Dreiecks folgt, daß seine Winkel zwei Rechte betragen. Die wahre Betrachtung der Dinge ist die zeitlose.

Da der Mensch immer durch einen Zweck bestimmt wird, eine Begierde, die nach Befriedigung drängt, so schiebt er auch der Welt oder dem Urheber der Welt einen Zweck unter. Diese Idee kehrt die Natur der Dinge vollständig um: was Ursache ist, betrachtet sie als Wirkung. Die Natur kennt ebensowenig einen Zweck wie die Größenlehre; sie

kennt ebensowenig einen Unterschied zwischen Gut und Böse, Schön und Häßlich.

Wir bilden uns ein, darum etwas zu begehren, weil wir es für gut halten: in der That halten wir es für gut, weil wir es begehren. Die Begierde ist das Wesen des einzelnen Menschen selbst. Er ist immer dem Affect unterworfen, das liegt in der Natur der Dinge, und ein Affect kann nur durch den entgegengesetzten stärkeren, nie durch die Vernunft besiegt werden. Wer den ganzen Zusammenhang der Dinge wüßte, würde Niemand bemitleiden; wer sich nicht einbildete, frei zu sein, würde nie Reue fühlen, die ja nur das Leiden und Unvermögen steigert. Die Einbildungen und Idealbilder sind die schlimmsten Verführer des menschlichen Handelns.

Je mehr wir den innern Zusammenhang der Dinge verstehn, desto leichter bändigen wir diese Idealbilder, desto weniger leiden wir von den Dingen, desto mehr gewinnen wir Seelenruhe. Dazu kann uns die Vernunft nur rathen: sie kann nicht gebieten. Unmöglich ist es, Leidenschaften zu unterdrücken, so lange sie noch in Kraft sind. Es kommt die Zeit, wo sie schwächer werden, das Greisenalter; dann gewinnt die Weisheit Platz, die Vertiefung in das ewige Sein, die Resignation. Dann sprechen wir mit innerer Ueberzeugung den Satz aus: wer Gott recht liebt, darf nicht fordern, daß Gott ihn wiederliebe; da alle Liebe ausschließend ist, würde ja dadurch Gott zu einer Creatur herabgesetzt. —

Als Leibniz die „Ethik" studirte, war Baruch Spinoza bereits allgemein in Europa in Verruf. 27. Juli 1656 war er von der Synagoge zu Amsterdam in den Bann gethan; der „theologisch-politische Tractat", den er 1670 veröffentlichte, brachte auch die Christenheit gegen ihn auf. Das Buch ist ein Kampf gegen den Aberglauben, der aus der Furcht hervorgeht und durch religiöse Satzungen fixirt wird. Vom Christenthum wird mit einiger Achtung gesprochen, aber doch ketzerisch. Am leidenschaftlichsten wendet sich die Kritik gegen das Alte Testament, die eigentliche Quelle des modernen Aberglaubens.

Die Bücher desselben rühren nicht von den angegebenen Verfassern her: sie sind erst in der Gefangenschaft gesammelt, vielleicht auch erst geschrieben, in der Absicht, das überlieferte Gesetz zu befestigen. Die Propheten, von denen es meldet, zeichnen sich nicht etwa durch Weisheit oder einen würdigen Begriff von Gott aus, sondern durch eine starke Einbildungskraft, die in dem abergläubischen Egoismus ihres Volks eine besondre Nahrung fand.

Von der Kritik der Jüdischen Geschichte und des Jüdischen Gesetzes

geht Spinoza aus, ihnen entnimmt er Beispiel und Regel. Aber seine Philosophie ist zugleich der härteste Angriff gegen die Grundlagen der Jüdischen Weltanschauung; als den schlimmsten Feind der Humanität betrachtet er die Ueberspannung des Nationalgefühls durch die Idee des auserwählten Volks. Der echte Weise kann und darf sich von den engen Banden der Geschichte, von Stamm und Nation, völlig lösen; das Individuum steht in unmittelbarer Beziehung nur zur Substanz.

Spinoza's historischer Horizont war enge. Er hatte eigentlich doch nur das Leben seines Volks mitgelebt; nun hatte er sich von dem angeerbten Glauben losgesagt, und konnte sich auch nicht mit vollem Herzen zu der christlichen Cultur bekennen. In diese isolirte Lage suchte er sich mit Resignation zu finden. Auch seine sittlich-politische Lehre predigt Resignation. Er tadelt die Rechtsphilosophen, die zu Gunsten einer chimärischen Natur die wirkliche Natur herabsetzen und statt einer Ethik eine Satire schreiben. „Ich meinerseits war bemüht, die menschlichen Handlungen nicht zu belachen oder zu beweinen, auch nicht zu verabscheuen, sondern zu verstehn, mit der Gemüthsruhe, wie man einen mathematischen Satz versteht. Ich betrachtete die Affecte, Liebe, Haß, Zorn, Neid, Ehrgeiz, Mitleid, Eifersucht u. s. w. nicht als Fehler der menschlichen Natur, sondern als Eigenschaften, die ihr so angehören, wie der Pythagoräische Lehrsatz der Natur des rechtwinkligen Dreiecks."

Nach einer innern Nothwendigkeit will jeder Einzelne, daß Alle sich nach seinen Wünschen richten, und von Natur reicht das Recht eines Jeden soweit als seine Macht. Jedes Individuum hat das volle Recht, zu sein und zu wirken, wie es seine Natur ist; hier besteht zwischen Menschen und Thieren kein Unterschied. Der Mensch ist so wenig verbunden, nach den Gesetzen der Vernunft zu leben, als die Katze verbunden ist, nach den Gesetzen der Löwennatur zu leben.

Nützlicher freilich ist es für den Menschen, nach den Gesetzen der Vernunft zu leben: solange Jeder nach Gefallen handeln darf, fühlt Jeder sich unsicher. Daher der Trieb nach einem Vertrag, durch den Jeder, um wichtigere Interessen zu fördern, auf einen Theil seiner natürlichen Rechte verzichtet. Dann wird, was Recht ist, nicht mehr durch den Trieb und die Macht des Einzelnen, sondern durch den Willen und die Macht Aller bestimmt. Und dieser Vertrag bleibt dem Einzelnen gegenüber so lange gültig, als der Gesammtwille die Macht hat, ihn zu zwingen. Die Sicherheit des Staats beruht darin, daß die Herrscher keine Versuchung haben, ihr Interesse von dem allgemeinen zu trennen, und daß die Unterthanen die überlegne Gewalt des Gesammtwillens

fühlen. Auf Uebereinstimmung der Gesinnungen kommt es nicht an; die Aufgabe des Staatskünstlers ist wesentlich eine mechanische: Construction einer zwingenden Gewalt, die nicht zu lästig fällt.

Erst aus Spinoza erkennt man das Paradoxe der Voraussetzung, welche der Idee des Gesellschaftsvertrags zu Grunde liegt: das Individuum sei im Stande, sich seine Weltstellung zu wählen. Spinoza's Staats- und Rechtslehre ist der ausgesprochene Atomismus. Die Individuen, ohne die sittliche Basis der Familie und des Stammes, existiren für sich; nach Noth und Willkür ballen sie sich zu gesellschaftlichen Gruppen zusammen und trennen sich wieder, je nach dem Wechsel der Interessen. Aus Reaction gegen den harten engherzigen Nationalgeist des Judenthums ist Spinoza in ein farbloses Weltbürgerthum gerathen. Abgesehn von den Einwendungen, die man vom moralischen Interesse dagegen erheben kann, entspricht dies System keineswegs den Thatsachen.

Vielfach erinnert es an Machiavelli, doch ist zwischen ihnen ein gewaltiger Unterschied. Der Florentiner schrieb als praktischer unternehmender Staatsmann für unternehmende Staatsmänner, welche die Geschichte mit Gewalt vorwärts treiben, während der niederländische Jude, eine stille Gelehrtennatur, nur eine Form finden möchte, die Uebel, deren Nothwendigkeit er begreift, möglichst einzuschränken. Diese Beschaulichkeit unterscheidet ihn ebenso von Lord Bacon und Grotius: sein Ideal ist der resignirte Weise, der sich aus den Weltwirren zurückzieht.

Leibniz war die ganze Geistesrichtung gründlich zuwider, und er suchte mit Vorliebe die Schwächen der Deduction auf. Gleichwohl hat Spinoza sehr erheblich auf ihn eingewirkt.

Spinoza hat vor Leibniz manche Vorzüge. Auf seine beiden Werke hat er die volle Kraft seines Geistes concentrirt, sie zeigen ihn ganz wie er ist; er beschönigt nichts, er hält nichts zurück; wer sie kennt, kennt ihn vollständig. Die Einseitigkeit seines Grundbegriffs aber zeigt sich hauptsächlich darin, daß er den Menschen wie das Thier als bloßes Individuum betrachtet, daß der Begriff der Gattung, in der das Individuum fortschreitet und seine wahre Bestimmung findet, ihm fremd ist. Er war ein reiner edler Mensch, aber seine Lehre war weder geeignet, das ideale Leben der Menschen zu erhöhn, noch in dem Reichthum der Leitmotive den untrüglichen Faden zu zeigen.

Leibniz hat nicht etwa mit einem System angefangen, ja er ist eigentlich mit einem solchen nie fertig geworden; aber die leitenden Grundgedanken haben sich schon während seines Pariser Aufenthalts entwickelt, und können hier im Zusammenhang skizzirt werden. —

Zwischen dem Gedanken und der Wirklichkeit herrscht nach Leibniz die vollkommenste Uebereinstimmung: was deutlich gedacht wird, ist wirklich, was wirklich ist, wird gedacht. Ein Begriff, der sich widerspricht, ist auch unwirklich. Diese Uebereinstimmung („prästabilirte Harmonie") ist die göttliche Weltordnung selbst.

Der Möglichkeit nach giebt es solcher Weltordnungen, in denen alles widerspruchlos zusammenhängt, unzählige: Gottes Verstand hat diese unendliche Reihe möglicher Welten mit Einem Blick übersehn, sie gegen einander abgewogen, und diejenige gewählt, welche im Verhältniß das meiste Gute und das wenigste Uebel enthält; diese gedachte Welt hat er durch seine Allmacht zur wirklichen gemacht. Durch seinen unveränderlichen Willen besteht sie ewig in Kraft; sie ruht auf sich selbst: ein nachträgliches Eingreifen Gottes wäre nicht blos unnöthig, sondern unverträglich mit der einmal festgestellten Harmonie.

Leibniz suchte für den Weltzusammenhang nicht blos eine Ursache, sondern einen Zweck; er hatte das Bedürfniß, das Leben als Organismus zu begreifen: alles Wirkliche sollte beseelt sein, das Unlebendige als eine verworrene Vorstellung, ein Scheinding aufgelöst werden. Die Cartesianischen Grundbegriffe Raum, Materie und Bewegung sind inhaltlos, in ihnen kann das Wirkliche nicht gesucht werden. Wirklich ist, was wirkt, was immer wirkt, was wirken muß: das ist die Kraft. Das Weltgebäude wird construirt nicht mechanisch, als System der Bewegung, sondern dynamisch, als Spiel der Kraft. Nach Descartes bleibt die Summe der Bewegung, nach Leibniz die Summe der Kraft sich gleich: das erste hat sich als irrig erwiesen, dagegen ist Leibniz' Gesetz von der Erhaltung der Kraft bleibendes Gemeingut der Wissenschaft geworden.

Das Beharrende, das Wirkliche ist die Kraft. Oder vielmehr die Kräfte. Alles Wirkliche ist individuell. Das Beharrende des Lebens sind die individuellen Kräfte, unendlich in ihrer Zahl, jede von den andern grundverschieden, jede in ununterbrochener Thätigkeit. Alle Thätigkeit ist geistiger Art: diese Einheiten (Monaden) sind geistige Wesen. Sie sind substantiell, also unvergänglich und im Wesentlichen unveränderlich. Es kann nichts Fremdes in sie hineinkommen, sie haben nur eine innere Entwickelung. Ihre ununterbrochene Thätigkeit besteht im Vorstellen, eine Vorstellung erzeugt die andre. Sie haben den unbedingten Trieb, aus verworrenen Vorstellungen zu klaren überzugehn. Aber dieser Trieb wird beschränkt, nicht von Außen, sondern durch das innere Wesen: jede Monade kann nur bis zu einem bestimmten Grad der Klarheit gelangen. Diese Grenze, diese Hemmung ist ihr Leiden. Sie bilden eine unend-

liche Reihe, von den dunkeln schlafenden bis zu den hellen göttlichen; in jeder von ihnen spiegelt sich das ganze Weltall, Vergangenheit und Zukunft.

Die Monaden sind die Elemente des Lebens; die Erscheinung des Lebens wird hervorgebracht, indem jene lebendigen Kräfte ineinander greifen. Durch überlegene geistige Gewalt zieht die stärkere Monade andre schwächere in ihren Dienst, sie beherrscht sie und wird ihre Centralmonas. So entwickeln sich die Monaden zu Seelen.

Die Natur kennt keinen Sprung: zwischen den organischen Wesen, Pflanzen, Thieren und Menschen besteht ein Unterschied des Grades, nicht der Art. Auch bei den Thieren, ja bei den Pflanzen herrscht eine Centralmonas, die man mit der menschlichen Seele vergleichen kann; auch im menschlichen Seelenleben kommt viel von den Functionen des Pflanzen- und Thierlebens vor. Descartes sagt mit Recht, daß die Seele immer denkt, aber er hat Unrecht, wenn er meint, sie sei sich dieses Denkens immer bewußt. Jede Idee ist der Seele eingeboren, aber unbewußt und verschleiert; sie will entwickelt werden.

Die unbewußten, unendlich kleinen und dunkeln Vorstellungen sind für die Denklehre grade so wichtig wie die Atome für die Mechanik. Nur durch sie begreift man die blitzartigen Einfälle oder Eingebungen, aus denen oft grade die wichtigsten Erkenntnisse hervorgehn. Durch sie grenzt die Menschenseele an das Lebensprincip der Thiere, ja der Pflanzen. Dies dunkle gleichsam dumpfe Selbstgefühl ist der eigentliche Grund der Individualität; indem wir uns in ihm zurecht finden, gewinnen wir ein allmäliges Bewußtsein auch der tiefern Denkgesetze.

Auch für die Phänomene des Willens geben diese unendlich kleinen Vorstellungen den Schlüssel. Auch hier kennt die Natur keinen Sprung: der Entwicklungstrieb der Pflanzen, der Instinct der Thiere, der Wille der Menschen sind nur Stufen. Die erste Regung des Wollens ist Unbehagen und Unruhe, eine verworrene Vorstellung, dunkles Verlangen, das als Schmerz erscheint. Dann bringt das Gefühl gesteigerter Thätigkeit Lust hervor, und Erinnerung und Einbildung suchen solche Zustände zu erneuen.

Je klarer das Bewußtsein, desto freier der Wille. Wer sich einbildet, ohne innerlich oder äußerlich bestimmt zu sein, von zwei entgegengesetzten Dingen mit Willkür das eine wählen zu können, wird sich nur der unmerklichen Ursachen nicht bewußt, durch welche sein Entschluß bestimmt wird. Könnte der Magnet denken, so würde er sich einbilden, freiwillig nach Norden zu weisen. Alles was geschieht, hat vielmehr einen zureichenden Grund, durch den es unbedingt bestimmt wird.

Je klarer und voller die Einsicht, desto reiner der Wille.

Es liegt eine ursprüngliche Unvollkommenheit in der Creatur, weil sie ihrem Wesen nach beschränkt ist; da sie nicht alles weiß, kann sie sich täuschen und folglich Fehler machen. Das Uebel liegt nur in der Unvollkommenheit. Es giebt kein radicales Böse: der Wille ist stets auf das Gute gerichtet; aber der Verstand täuscht sich oft im Urtheil über das, was gut ist.

Das Streben jeder Monas ist, von dunklen Vorstellungen zu klaren überzugehn, soweit es ihre Kraft verstattet. Das Streben jeder Seele ist von Natur, sich zu vervollkommnen, sich ihrer steigenden Vollkommenheit bewußt zu werden. Dies natürliche Streben enthält, richtig verstanden, zugleich die Grundlage aller Moral und aller Aesthetik, sobald die Einsicht eintritt, das einzelne Wesen vervollkomme sich nur im Zusammenhang mit dem Ganzen.

Das Vollgefühl des geistigen Wesens, d. h. die Glückseligkeit, hält gleichen Schritt mit der deutlichen Einsicht in den Zusammenhang der Dinge: wahre Bildung zeigt, daß unsre Lust, unsre Vollkommenheit, von der Lust an der Vollkommenheit Aller abhängt. Diese Idee ist dem Geist eingeboren, aber sie muß erst entwickelt werden.

Die Grundlage der Sittlichkeit ist die Liebe. Ich liebe, wenn ich in der Vollkommenheit und Glückseligkeit des geliebten Gegenstandes einen Zuwachs meiner eignen Glückseligkeit finde, und mich daran freue. So führt die Liebe zur Gerechtigkeit.

Die höchste Tugend ist die Liebe Gottes, denn Gott ist die ewige Quelle aller Vollkommenheit und alles wahren Glücks; auch den Nächsten sollen wir um Gottes willen lieben. Das Dasein eines allweisen und allmächtigen Wesens ist das letzte Fundament des Naturrechts. Weil das strenge Recht und die Billigkeit des höhern Bandes entbehren, so wählte Gott diejenige Weltordnung, in der alles an sich Gute auch zweckmäßig ist. Durch die prästabilirte Harmonie verwandelt sich die Causalität in ein Reich der Zwecke, das Reich der Natur in ein Reich der Gnade.

Wären wir fähig, die Schönheit der Gotteswelt in ihrer Vollendung anzuschauen, so wäre das die Seligkeit. Wir sind es aber nicht, und so ist Liebe und Hoffnung vorerst auf den Glauben gegründet, d. h. auf die Zuversicht der Vernunft, die nur noch nicht durch das Zeugniß der Sinne beglaubigt ist. Der Glaube widerspricht keineswegs der Vernunft; grade die klar gewordene Vernunft führt zu Gott zurück. In allen Religionen ist ein Keim zur wahren Religion: Christus hat die ursprüngliche wahre Religion nur erneuert.

Nicht Gott bedarf der Rechtfertigung, sondern unsre verkehrten Begriffe von Gott bedürfen der Berichtigung. Manche, die sich Christen nennen, reden nur von der unwiderstehlichen Macht Gottes, wo es darauf ankäme, seine Güte zu zeigen; sie vergleichen uns mit Würmern, die der Fuß des Wandrers unbeachtet zertritt; sie preisen Gottes Barmherzigkeit, wenn er einige Seelen erlöst, da doch alle die Verdammniß verdient hätten! — „Wenn Gott", sagt Leibniz mit dürren Worten, freilich erst in spätern Jahren, „aus Willkür nur einige rettete, da er alle retten könnte, — abgesehn davon, daß es seltsam ist, Jemand wegen eines von einem Andern begangenen Verbrechens zu verdammen: — so wäre er nicht werth, von uns geliebt zu werden!"

Gott, der als allweise und allgütig stets das Beste will, als allmächtig stets das Beste thut, hat diese Welt in's Leben gerufen, also ist sie unter allen denkbaren die beste. Die Uebel sind nur da, weil, wenn sie nicht da wären, größere Uebel entstehn würden. Das Kunstwerk der Welt wird schöner und farbenprächtiger selbst durch das Häßliche, die Harmonie reicher durch die Dissonanz, die Glückseligkeit durch den Schmerz. Nur Mangel an Aufmerksamkeit verkümmert uns den Genuß dieser Welt: wir sind so gesund, daß wir die Gesundheit nicht merken, und erst durch Leiden daran erinnert werden müssen. Nichts ist verkehrter, als unsrer Einbildungskraft fortwährend die Uebel dieser schönen Erde in Erinnerung zu bringen, als ob die Zahl der Spitäler und Gefängnisse die Zahl der Häuser überstiege!

Was dem gemeinen Sinn als das Furchtbarste erscheint, der Tod, ist nur eine verworrene Vorstellung: die Natur kennt keinen Sprung, auch nicht im Fortgang des Lebens. Geburt und Tod stehn nicht außerhalb des Lebensprozesses, der eine beständige Metamorphose ist. Unabläßig entziehn sich einzelne Monaden der Herrschaft ihrer Centralmonas, unabläßig treten andre in sie ein. Der Tod ist das Aufhören der Herrschaft.

Was also ist im Tode das Beharrende? — Die menschliche Seele? Auch sie ist nichts Einfaches, sie gehört in die Erscheinungswelt. — Das Beharrende ist vielmehr die Centralmonas, die vor der Geburt des beseelten Wesens existirte, die nach seiner Auflösung fortlebt. Wenn sie Kraft genug besitzt, so wird sie sich eine Entelechie zu schaffen wissen, nicht um Seligkeit zu genießen, sondern um fortzuarbeiten, fortzuwirken, sich nach dem Maß ihrer Kraft zu größerer Klarheit ihrer Vorstellungen zu entwickeln. Ihr Streben ist seiner Natur nach unendlich, so ist ihr auch in der ewigen Wandlung die Unendlichkeit des Lebens gewiß. Es

ist eine aufsteigende Bewegung: die Welt, obgleich vollkommen an sich, schreitet in dem Wissen ihrer Vollkommenheit fort. — —

Leibniz war eine durchaus heitre Natur; aus zahllosen Stellen seiner Schriften weht uns diese schöne Freude an der Welt, diese Liebe zum Leben, diese würdige und hohe Vorstellung von Gott mit einem wahrhaft erfrischenden Hauch entgegen.

Für Spinoza offenbart sich das Göttliche nur in der Natur: sobald der Weise ihre Nothwendigkeit wie die eines mathematischen Lehrsatzes begriffen hat, ist er zufrieden. Leibniz will das Göttliche in der Geschichte schauen wie in der Natur; ihm ist Gott das Werden, für Spinoza nur das Sein. Auch die Geschichte ist für Leibniz ein Kosmos, Alterthum und Mittelalter, Morgen- und Abendland; er suchte in seinem Wissen alle Jahrhunderte zu umfassen, sie alle in ihrer Berechtigung zu begreifen und im Variabeln das Bleibende herauszufinden. Er grollte den modernen Philosophen, daß sie in der Geschichte des geistigen Lebens nur die Irrthümer aufspürten. „Die Wahrheit ist verbreiteter als man glaubt, aber oft verhüllt: indem man ihre Spuren bemerkbar macht, findet man eine bleibende Philosophie." Um Platz für eine humane Bildung zu schaffen, wollten die Modernen den alten Plunder entfernen; mit allen Vorurtheilen sollte aufgeräumt werden; ob sie zu irgend einer Zeit eine Berechtigung gehabt, war ihnen gleichgültig. Leibniz dagegen waren alle Trümmer der Erhaltung werth; von den Gedanken der Vorzeit sollte so wenig etwas verloren gehn aus dem Schatzkästlein des menschlichen Geistes, wie irgend eine organische Form aus dem Schatzkästlein der Natur. Darum vertheidigte er die Scholastik und das römische Recht als die Brücken zum Alterthum, darum suchte er das Verständniß für Religion, Recht und Philosophie in der Geschichte des Geistes. Das ist die tiefere Bedeutung des Deutschen Idealismus, den er begründet hat, und in dem wir heute noch leben.

Ueber vier Jahre war Leibniz in Paris gewesen, als er sich endlich entschloß, dem Ruf des Herzogs Johann Friedrich zu folgen; Oct. 1676 reiste er aus Paris ab, und ist seitdem vierzig Jahre in Hannover gewesen. An die Weltstadt gewöhnt; wurde er nun in's Pfahlbürgerthum eingeklemmt; sein geistiger Horizont dehnte sich in's Unermeßliche aus, in der Wirklichkeit hemmten ihn überall Schranken,

nach deren kleinen Dimensionen er sich bequemen mußte: ein Mittleres zu finden, blieb ihm Zeitlebens versagt.

Die Deutsche Sache stand im Ganzen schlecht. Ludwig XIV. hatte den einheitlichen Willen und die Rücksichtslosigkeit voraus; unter den Deutschen Verbündeten traute Keiner dem Andern; Jeder glaubte, betrogen zu werden, und betrog selber. Erst 28. Mai 1674 raffte sich das Reich zur Kriegserklärung auf; seitdem pflanzten die Franzosen die greulichen Verwüstungen, die sie bisher in Holland und am Niederrhein ausgeübt, auf den Oberrhein fort. Den gefährlichsten seiner Gegner, den Kurfürsten von Brandenburg, wußte Ludwig dadurch abzulenken, daß er die Schweden zum Einfall in's Brandenburgische veranlaßte; ihrer Niederlage bei Fehrbellin Juni 1675 folgte die Eroberung von Schwedisch-Pommern durch die Brandenburger: ein ungeheurer Gewinn für das Reich, dessen Ostmark dadurch gesichert wurde, aber scheel vom Kaiser angesehn, der nicht wünschte, daß „ein neues Königreich der Vandalen" sich an der Ostsee erhebe. Am Oberrhein ging es schlecht, schon Aug. 1676, gerade als Leibniz nach Deutschland zurückkehrte, wurden Friedens-Unterhandlungen in Nymwegen eröffnet. Den Deutschen Abgesandten kam es hauptsächlich auf das Ceremoniell an: zu den wichtigsten Fragen gehörte, ob die Fürstlichen Bevollmächtigten gleich den Kurfürstlichen mit ihrem ganzen Stuhl auf den Teppich rücken durften, oder nur mit den Vorderfüßen desselben: darüber hatte Leibniz gelehrte Gutachten abzustatten.

Uebrigens hatte sein neuer Herr großes Interesse für ihn, Johann Friedrich war in seiner Jugend, wie es scheint, aus Ueberzeugung, zur Katholischen Kirche übergetreten, und stand in Bund mit Ludwig XIV., seinem Ideal. „Ich bin Kaiser in meinem Lande!" pflegte er zu sagen, wenn man ihm vom Reich redete. Leibniz war ihm von Arnauld als ein Mann empfohlen, dem nur die wahre Religion fehle, um einer der größten des Jahrhunderts zu sein; er hatte ihn ausdrücklich der Unterhaltung wegen eingeladen, und disputirte mit ihm über Theologie, Jurisprudenz, auch wohl über abstracte Speculation. Wenn er ihn mit dem Bergbau beschäftigte, so wußte auch dieser Beschäftigung Leibniz eine höhere Bedeutung abzugewinnen: sie veranlaßte ihn zu geologischen und volkswirthschaftlichen Studien. —

Auf dem Friedenscongreß zu Nymwegen vergeudeten die Deutschen Bevollmächtigten ihre Zeit in Verhandlungen über die Reputation ihrer Herrn; es gelang Ludwig XIV., die Verbündeten zu trennen: Spanien und die Niederlande fielen von der Allianz ab; 21. Oct. 1678 erklärten

sich auch die kaiserlichen Gesandten zu Unterhandlungen bereit. Zu den Bedingungen, die Ludwig stellte, gehörte, daß Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Erwerbungen, die er in Pommern nach dem großen Sieg bei Fehrbellin über die Schweden gemacht, wieder herausgeben müsse. Friedrich Wilhelm beschwor vergebens den Kaiser, ihn nicht im Stich zu lassen: grade die Eifersucht über die neu aufkommende norddeutsche Macht bestimmte den Kaiser, 5. Febr. 1679 zu Nymwegen abzuschließen: man müsse die Hand Gottes küssen, auch wo sie züchtige! Frankreich behielt fast alle seine Eroberungen. Auch Friedrich Wilhelm mußte sich fügen; zu St. Germain 29. Juni verpflichtete er sich, den Schweden alles wieder herauszugeben. Zum Text der Friedenspredigt nahm er den Spruch: „es ist gut, sich nicht zu verlassen auf Fürsten!" — Der Kaiser hatte, indem er ihn aus Mißgunst im Stich ließ, nicht blos ein hochwichtiges Interesse des Reichs Preis gegeben, sondern den tüchtigsten aller Deutschen Fürsten gleichsam verführt, seine Stütze anderwärts zu suchen. Welch schwerer Schlag diese Wendung für Deutschland war, sollte bald sich zeigen.

Gleich nach Abschluß des Friedens erklärte Ludwig XIV., die von ihm besessenen Länder hätten in Deutschland noch manche Dependenzen, die ihm von Rechtswegen zukämen: das Weitere zu ermitteln, ließ er in Metz Reunionskammern zusammentreten, und als man im Deutschen Reichstag üble Mienen machte, besetzte er 30. Sept. 1680 Straßburg durch Ueberfall.

Herzog Johann Friedrich starb unerwartet 8. Dec. 1679; das Land fiel an seinen Bruder Ernst August (50. J.), der protestantisch geblieben war und mit dem Kaiser in Verbindung stand. Die Jesuiten und Franzosen mußten das Land räumen, Leibniz blieb im Dienst, und sein Verhältniß zu der neuen Herzogin Sophie, der gleichaltrigen Gattin Ernst August's, gestaltete sich sehr günstig. Sie war die Tochter des unglücklichen Kurfürsten von der Pfalz, des „böhmischen Schneekönigs", Enkelin des Königs Jacob von England. Bei allem fürstlichen Stolz war sie klug genug, eine Mißheirath in ihrem Hause zuzulassen; sie wußte, je nachdem, die Convenienz zu wahren und sich darüber hinwegzusetzen. Sie war geistreich genug, mit Leibniz über die Natur der Seele und das Tridentinische Concil zu disputiren, und Weltdame genug, mit dem allem ihr Spiel zu treiben. Mit der Confirmation ihrer Töchter wartete sie bis zur Heirath, um den unnützen Umständen eines etwa nöthigen Glaubenswechsels zu entgehn. Sie selbst war lutherisch, wie eine ihrer Schwestern; eine andre Schwester Aebtissin von Mau-

buisson, in der Jugend sehr liederlich, jetzt im Geruch der Heiligkeit, und in Versailles gut angeschrieben. Sophiens Bruder war reformirt und freisinnig. Mit ihnen allen unterhielt Sophie einen lebhaften geheimen Briefwechsel, in den sie Leibniz einweihte.

Bei den Vornehmen und Gebildeten Deutschlands hatte sich seit dem Westphälischen Frieden der theologische Eifer mehr und mehr abgeschwächt; nur mit Widerwillen hörten sie von den fortdauernden Verketzerungen der Lutherischen Gottesgelehrten. Die katholische Kirche schien Frieden halten zu wollen; der Gedanke lag nicht so fern, diesen Frieden förmlich zu organisiren; dahin hatte schon Grotius mit rechtschaffener Ausdauer gearbeitet. Noch näher schien es zu liegen, die beiden protestantischen Hauptkirchen zu verständigen, und namentlich dem calvinistischen Kurfürsten von Brandenburg mußte es beschwerlich fallen, wenn die lutherischen Hofprediger in Berlin trotz aller Verbote von den Kanzeln donnerten: „wir verdammen die Papisten, die Reformirten und auch die Helmstädter! Wer nicht lutherisch ist, ist verflucht!"

Leibniz rühmte sich des Verkehrs mit aufgeklärten Katholiken, und, weil er gewohnt war, alle Widersprüche des Lebens durch logische Formen aufzulösen, konnte es ihm wohl einfallen, die Gemäßigten, die es unter allen Parteien gab, durch vernünftige Discussion zu verständigen, und so, wenn nicht eine Union, doch eine Annäherung; wenn nicht für jetzt, doch für die Zukunft anzubahnen. Die Jansenisten in Frankreich, die Helmstädter Theologen, die Schüler des frommen Arnd, schienen wohl geeignet, ein ruhiges Wort zu hören. Es wurde ihm bei seiner umfassenden Gelehrsamkeit leicht, nachzuweisen, wie theoretisch die Controversen sich abstumpfen ließen, und er griff eifrig zu, als sich ihm eine Gelegenheit zu bieten schien.

Zu den gern gesehnen Gästen des vorigen Herzogs Johann Friedrich hatte der spanische Gesandte, Titularbischof Spinola gehört. Dieser kam, angeblich im Auftrag des Kaisers, nach Berlin, um eine Wiedervereinigung der Kirche anzubahnen. Er behauptete, weitreichende Vollmachten zu haben: an der Säcularisation der geistlichen Güter und der Priesterehe sollte nichts geändert werden; in einem neu zu berufenden Concil sollten die „Neukatholiken" als Beisitzer theilnehmen; bis dahin sollten die Tridentiner Beschlüsse suspendirt, dagegen die Autorität des Papstes als letzte Instanz anerkannt werden. Der große Kurfürst glaubte den Unionsversuch nicht ohne Weiteres von der Hand weisen zu sollen. Er berief 1. August 1682 eine Conferenz lutherischer und reformirter Hofprediger, die aber jede Unterhandlung mit Spinola kurzweg ablehnte,

weil derselbe sich über seine Vollmachten nicht ausweisen konnte. In Hannover fand er günstigere Aufnahme, da Ernst August gern dem Kaiser gefällig sein wollte. Vom Herzog beauftragt, arbeitete Leibniz mit dem ersten Geistlichen des Landes, Dr. Gerhard Molanus, 30. März 1683 eine Denkschrift aus, welche Spinola's Bedingungen in der Hauptsache annahm. Die Sache erregte unter den strengen Lutheranern ein großes Aergerniß, und hatte praktisch keine Folgen; es war nur ein Fühler.

Durch die Herzogin Sophie wurden die Unionspapiere auch dem Bischof Bossuet in die Hände gespielt. Dieser hatte vor einem Jahr vier Artikel aufgesetzt, die, vom Parlament gebilligt, die „Freiheit der Gallicanischen Kirche" feststellten, d. h. die Gewalt des Papstes über die französischen Prälaten zu Gunsten der königlichen Gewalt sehr beschränkten. Er galt nun für einen liberalen Katholiken; durch den „Discours sur l'histoire universelle" hatte er sich in die erste Reihe der europäischen Schriftsteller gestellt.

Bossuet behandelte die Union obenhin; er rieth Leibniz, persönlich überzutreten: alles Raisonniren helfe nichts, in Glaubenssachen müsse man, um klar zu sehn, die Augen schließen. Denselben Rath ertheilte ihm Arnauld: an Leibniz' geometrischen Theorien werde die katholische Kirche gewiß keinen Anstoß nehmen; er sprach sich gerührt über die Seelenqual des gelehrten Mannes aus. Leibniz dagegen versicherte, er rühme sich einer wahren Ruhe des Geistes, weil er lange geprüft habe. Wenn Bossuet verlange, man solle sich vom philosophischen Geist frei machen, so sei das soviel, als wollte man sich von der Wahrheitsliebe frei machen. In der Religion so wenig als anderwärts könne man etwas glauben als nach Gründen. Freilich haben diese etwas Subjectives, wie die Urtheile des Geschmacks: das menschliche Herz hat viele Falten; in der einen Stimmung wird es von einem Beweisgrund gerührt, der es in einer andern kalt läßt. Daher wäre es sehr gut, wenn eine Autorität existirte, die uns objective Gewißheit verschaffen könnte; aber wenn die angebliche Autorität Dinge von uns verlangt, die gegen unser Gewissen sind, wie können wir uns ihr fügen? Die katholische Kirche verdammt Lehrsätze, die in der Wissenschaft feststehn; sie begünstigt die sinnlichen Wahnbegriffe des Pöbels.

Die Idee einer Wiedervereinigung der Christenheit ließ Leibniz nicht ruhn; über zwölf Jahre hat er mit französischen Prälaten und Gelehrten über die Sache verhandelt, immer auf Grundlage der gemeinsam mit Molanus abgefaßten Denkschrift. Er hoffte, sich mit den geistvollen

Katholiken über seine kirchenhistorischen Studien eher verständigen zu können als mit den lutherischen Klopffechtern. Er machte den Vorleser Ludwig's XIV. Pellisson, einen Convertiten, darauf aufmerksam, daß seine Theorie der Dynamik sich mit der katholischen Lehre von der Transsubstantiation eher vertrüge als die Cartesische, und war nicht wenig von der Antwort überrascht: „Aber wenn die Transsubstantiation natürlich zugeht, so ist sie ja kein Wunder mehr! und das eben soll sie sein."

Immer aber hielt Leibniz die Berechtigung der Reformation fest: alle gebildeten Leute waren zu Luthers Zeit über die Mißbräuche der Kirche einig; daß man die Abstellung derselben verweigerte, nicht daß man sie verlangte, war der Grund der Kirchentrennung, und auch heute wird man ohne gründliche Reform zu einem dauerhaften Frieden nicht kommen. — „Wie können wir", fragt ihn Bossuet, „die Tridentiner Beschlüsse suspendiren? es sind ja die Regeln, nach denen wir urtheilen! Soll eine Annäherung stattfinden, so gebt ihr nach, prüft eure Dogmen von Neuem! ihr könnt es, wir können es nicht. Einigt euch über Molenus' Ansicht, die viel Lobenswerthes enthält, und legt sie zur Entscheidung dem Papst vor."

In der Polemik der lutherischen Secten kommt man sich wie in einer Schenke vor, in der schlechter Tabak geraucht und Branntwein getrunken wird; in Leibniz' Polemik athmet man die reinste Luft eines gebildeten Salons, man fühlt sich unter Honnêtes gens. Aber dort in der Schenke kommt bei den Schlägen etwas heraus, im Salon scheint die zierliche Fechtübung nichts weiter als eine Entfaltung der Kunst zu bezwecken.

Leibniz' Verblendung ging soweit, daß er bei seinem Unionswerk hauptsächlich auf Ludwig XIV. rechnete. „Dieser Monarch ist das Schicksal seines Jahrhunderts! er hat nur nöthig, die Fülle seiner Macht zu kennen."

Wie Ludwig sich die Schutzherrschaft über die Christenheit vorstellte, zeigte sich bald. Von ihm angeregt, verbündeten sich die Türken mit den aufständigen Ungarn, und rückten 10. Juli 1683 mit einem ungeheuern Heerhaufen vor Wien. Die Stadt wurde erst 12. September entsetzt, die Türken erlitten eine blutige Niederlage.

Die Vergötterung des Königs Ludwig in Frankreich stand auf ihrem Höhepunkt. „Die Franzosen," behauptete Bossuet, „vermögen alles, weil der König ihr Führer ist!". Flechier nannte die Worte des Königs Orakelsprüche; die Gerechtigkeit sei die Regel seiner Wünsche und Handlungen; Racine bezeichnete seine Geschichte als eine Kette von wunderbaren Thaten, ihn selbst als den weisesten aller Menschen, ohne Schwäche, immer Herr seiner selbst. — Dagegen heißt es in einer Schrift,

die in Amsterdam erschien, „les soupirs de la France esclave qui aspire après la liberté:“ „bei der Höhe, zu welcher der Monarch sich erhoben hat, sind alle menschlichen Seelen nur der Staub seiner Füße. Man kennt am Hof kein andres Interesse als den Ruhm des Königs. Diesem Idol opfert man alles, das vom Land erpreßte Geld wird allein dazu verwendet, dem unmäßigsten Stolz, welchen es je gab, zu dienen. Man bedarf nicht mehr des Coder, der Digesten und des Gewohnheitsrechts, die Lettres de cachet sind das ganze französische Recht.“ In der That hatte sich der König allmälig überzeugt, daß alles Gut des Landes eigentlich ihm gehöre! „L'état c'est moi!“

Lange hatte es ihn verdrossen, daß die Protestanten in Frankreich einen Staat im Staate bilden wollten, und er bedrückte sie in jeder Weise; 22. October 1685 geschah der letzte Schritt, die im Edict von Nantes ihnen zugesicherte Duldung wurde widerrufen, und es begann eine Verfolgung, die an die schlimmsten Tage der Religionskriege erinnerte. Wer die Mittel hatte, wanderte aus; Frankreich büßte einen großen Theil seiner besten Bürger ein. Das geistige Leben ging herunter, die Jesuiten hatten wieder die Herrschaft, die scholastische Philosphie verdrängte zum Theil die Cartesische oder machte sie fügsam, das reiche Culturleben Frankreichs schränkte sich wieder auf prunkende Rhetorik und Declamation ein.

Die französischen Bischöfe, die auf Anregung des Königs noch 1682 die Declaration für die Freiheit der Gallikanischen Kirche unterzeichnet, wurden nun im Stich gelassen und mußten sich reuig dem Papst zu Füßen werfen; das Verdammungsurtheil gegen die Jansenisten wurde von der weltlichen Gewalt bestätigt. Auf die Dauer verträgt sich der katholische Geist mit dem freien Denken nicht, der Protestantismus mußte wieder die Führung übernehmen.

Dieser Aufgabe, die etwas Ausschließendes hat, war Leibniz nicht gewachsen; er war ein Mann der Reflexion, nicht des Willens. In seinem Gemüth wie in seinem Denken stand er fest auf protestantischem Boden, und ließ sich durch keine Versuchung darin irren; ja der Gedanke, auf dem die Reformation ruhte, kam erst in seiner Philosophie zum vollen Recht. Aber der Haß seiner Glaubensgenossen gegen die Römische Kirche lag ihm fern, denn der Haß setzt bei dem Gegner bösen Willen voraus, und Leibniz ließ nur einen Irrthum des Verstandes gelten, der durch Bildung zu überwinden sei. Der gebildete Weltbürger überschätzte die Macht der Bildung für das Leben. Er hat den deutschen Idealismus begründet, die Wirklichkeit forderte härtere Kämpfer.

4.

Die Aufklärung und der Pietismus.

1687—1699.

Das Emporstreben des geistigen Lebens in Europa folgt wohl im Ganzen einem gemeinsamen Zuge, doch machen sich mehr und mehr zwei abweichende Richtungen bemerklich. Die eine, hauptsächlich durch Leibniz vertreten, setzt das Werk der Humanisten fort: sie strebt nach universeller, classischer, weltbürgerlicher Bildung; ihr Idealismus hat einen erhaltenden vornehmen Charakter. — Die zweite, realistische, sträubt sich gegen jede Autorität; sie ist polemisch gegen den Aberglauben, das Vorurtheil und jede Macht, die es stützen möchte, gegen den kirchlichen und politischen Despotismus. Sie sucht in der Sitte und im Recht die bürgerlichen Begriffe gegen die adligen geltend zu machen, und dieselben auch dem Nationalgefühl einzuflößen. Ihr Ideal ist die Freiheit, ihre Waffe die Naturwissenschaft.

Der schlimmste Widersacher des freien Denkens war die Römische Kirche, der schlimmste Widersacher des bürgerlichen Rechts der erobernde Staat Ludwig's XIV. Während die idealistische Bildung in den Franzosen noch immer die Muster sah, stellte sich der bürgerlichen Aufklärung immer entschiedener Ludwig XIV. als der Todfeind heraus, der nieder müsse, wenn die Welt aufathmen sollte. Seitdem Ludwig Hort der katholischen Bigoterie geworden, und selbst England in die Hände eines ultramontanen Königs gefallen war, schien die Fahne des Protestantismus eine neue Bedeutung zu gewinnen. Aber Ludwig drückte ebenso auf die katholischen Mächte, namentlich auf das Reich.

Als nach dem Sieg bei Mohacz 12. Aug. 1687 die kaiserlichen Waffen immer weiter in die Türkei eindrangen und endlich auch Belgrad erstürmten, fragte sich Leibniz, der im Auftrage seines Herzogs sich Mai 1688 bis Januar 1689 in Wien aufhielt, um Materialien für die Geschichte des Hauses Braunschweig zu sammeln, ganz verwundert: wie es zugehe, daß Ludwig XIV. eine Vergrößerung der Habsburger Macht ruhig geschehn ließe? Er sollte nicht lange warten. 24. Sept. erklärte Ludwig Krieg, unter dem Vorwand, als Garant des Westphälischen Friedens „die Deutsche Freiheit gegen die Uebergriffe des Hauses Oestreich zu schützen!" Tags darauf überschwemmten die Franzosen den Rhein, und verwandelten, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, die Pfalz in

eine Einöde: zahllose Städte und Dörfer wurden bis auf den Grund in Asche gelegt, Frauen und Kinder geschlachtet, das Land systematisch ausgeplündert und zertreten. Es war eine Mordbrennerei wie in den schlimmsten Zeiten des dreißigjährigen Kriegs: damals wurde der Name Franzosen ein Fluchwort für Deutschland.

Der Kaiser hatte wohl Grund, in seinem Manifest 18. Oct. 1688 — abgefaßt von Leibniz, der dann aus Wien weiter nach Italien reiste —, in schwere und bittere Klagen auszubrechen, und ebensoviel Grund hatte der Reichstag, 14. Febr. 1689 Ludwig für einen Reichsfeind zu erklären. Aber man war zur Gegenwehr nicht gerüstet, und die Hoffnungen lebten erst auf, als der Kaiser, dem sich die protestantischen Kurfürsten von Brandenburg, Sachsen und Hannover bereits verpflichtet, 15. April 1689 mit England und den Niederlanden eine Allianz gegen Frankreich abschloß. Herrscher der beiden Staaten war jetzt ein entschlossener und gut protestantischer Fürst.

Die Mißregierung des katholischen Königs Jacob II., der England, das alte Bollwerk des Protestantismus, ganz von Ludwig XIV. und den Jesuiten abhängig machte, hatte alles Maaß überschritten; Whigs und Tories wandten sich gemeinsam an den Schwiegersohn des Königs, den Erbstatthalter der Niederlande, Wilhelm von Oranien; dieser schiffte sich 29. Oct. 1688 ein, und wurde, da das gesammte Volk zu ihm überging, schon 13. Febr. 1689 als König von England gekrönt. —

Man nennt das 18. Jahrhundert das Zeitalter der Aufklärung: in diesem Sinn beginnt es mit der englischen Revolution und endet mit der französischen.

Der brittische Geist hatte seit Shakespeare manche Wandlungen durchgemacht, aber er war protestantisch geblieben. Gegen die verweltlichte Hochkirche hatten sich die Puritaner erhoben, und einige Jahre lang eine gebietende Stelle in Europa eingenommen. Sie wurden gestürzt, aber ihr Geist ging nicht unter; die Puritaner verwandelten sich in die Whigs, die, dem engherzigen Bibelglauben entwachsen, den sittlichen Glauben festhielten, und Manns genug waren, für die politische und religiöse Freiheit in's Elend zu gehn, zu leiden und zu sterben.

Sie behielten ihren religiösen Ernst, als sie Fühlung mit der Philosophie suchten, und diese, die Baconische führte sie ins wirkliche Leben ein, in die Gesetze der Natur und der Volkswirthschaft. Nach ihr wächst der Geist nur durch allmälig fortschreitende Erfahrung. Die echte Erfahrung aber ist das Experiment: die Natur steht dem Verstand nicht

willig Rede, sie muß geknebelt und gezwungen werden, auf bestimmte Fragen zu antworten. Die echte Methode der Wissenschaft ist die Induction, die vergleichende Untersuchung vieler Fälle, mit scharfem Aufmerken auf das, was in dieser Gemeinsamkeit zufällig und was nothwendig ist.

Im Geiste dieses Realismus forschten Bacons sämmtliche Schüler, so weit sie sonst von einander abwichen, und kurz vor der Revolution war durch zwei hervorragende Erscheinungen gleichsam ein Programm der neuen Richtung ausgegeben.

6. April 1687 übergab Newton (46 J.) der königlichen Academie der Wissenschaften seine Naturphilosophie. Das Werk ist der Abschluß der großen wissenschaftlichen Thaten, die sich an die Namen Copernicus, Kepler, Galilei knüpfen: es hat die einheitliche Bewegung des Weltgebäudes durch Maaß und Zahl festgestellt und nachgewiesen, daß es sich selbst trägt durch das Gesetz der Gravitation; es hat den Bruch mit der alten theologischen Weltanschauung vollendet, den Copernicus vorbereitet hatte. Freilich fand Newton in dem großen Uhrwerk manche Lücken, so daß von Zeit zu Zeit der Werkmeister durch Wunder eingreifen müsse. Es war überhaupt nicht philosophischer Tiefblick, was den großen Gelehrten zu seiner Entdeckung gebracht hatte: er hatte sie auf dem Wege der Messung gewonnen und faßte sie rein mathematisch auf. Zwanzig Jahre hatte er die Entdeckung im Pult gehalten, weil noch ein Glied in der Rechnung fehlte: erst nachdem er auch dieses gefunden, legte er sein Werk der gelehrten Welt vor. Der Eindruck war dann freilich überwältigend, ebenso wie der Eindruck seiner Optik, die auch in dieser Wissenschaft den festen Grund legte.

Auf demselben Wege veröffentlichte einige Monate darauf Locke (55 J.) den ersten Entwurf seines Systems über das Erkenntnißvermögen. Auch er hatte zwanzig Jahre daran gearbeitet, zugleich aber in vielfachen Reisen und Geschäften sich eine freie Weltbildung angeeignet. Indem er die Consequenzen der Baconischen Philosophie zog, die der Urheber derselben nicht auszusprechen gewagt, stellte er der Weltweisheit die Aufgabe, auf Erden einen Stand der Dinge vorzubereiten, bei dem alle Menschen oder doch möglichst viele sich wohl fühlen könnten. Die ganze Aufklärung hat sich an ihm herangebildet, er ist die eigentliche intellectuelle Großmacht des achtzehnten Jahrhunderts.

Es giebt nach Locke keine angebornen Ideen: der Geist ist ein leeres und dunkles Blatt, in welches das Licht nur durch einige Fenster fällt, die Sinne; nur durch sie kommt Inhalt in den Geist. Sie über-

liefern ihm nur Eigenschaften, und wenn er annimmt, daß diese an einer Substanz haften, so muß diese Annahme erst durch die Erfahrung bestätigt werden. Erst aus diesem an sich schon nicht ganz deutlichen Begriff der Substanz entwickelt sich allmälig die Idee des höchsten Wesens, der absoluten Substanz.

Die Idee des Rechts ist der Seele ebensowenig angeboren als die Idee Gottes; sie ist vielmehr Resultat der Erfahrung, und geht darauf aus, zwischen den Motiven des Privatwohls und den Gesetzen des Gemeinwohls eine Ausgleichung zu suchen. Jede aufrichtige Moral führt nur zu relativen Werthbestimmungen, d. h. zu relativen Gesetzen über die Einschränkung jener ursprünglichen Motive.

Was fähig ist, Lust in uns zu erwecken, heißen wir gut, was Schmerz, übel; genau genommen ist auch diese Schätzung relativ: was einen geringern Grad von Unlust oder einen höhern Grad von Lust verursacht, nennen wir gut; und umgekehrt. Ein Theil unsrer Unlust liegt in der Vorstellung von Genüssen, die wir haben könnten und nicht haben; aber diese Unlust der Einbildungskraft macht sich erst geltend, wenn wir unsre Aufmerksamkeit lange darauf gerichtet haben. Und daß wir das vermeiden können, darin liegt allein unser Unterschied von den Thieren, da uns übrigens die Unlust wie diese zum Wollen nöthigt. Oft liegt es in unsrer Wahl, die Befriedigung der einen Begierde aufzuschieben und ihren Werth gegen eine andre abzuwägen. Die Erziehung hat die Aufgabe, uns durch Gewohnheit gegen die zwingenden Motive der Unlust zu stählen und so zur Freiheit vorzubereiten. Sie soll das Kind körperlich und geistig anleiten, sich seine Gelüste zu versagen; sie soll es gewöhnen, sich sein Wissen durch eigne Erfahrung, nicht durch Auswendiglernen zu erwerben. Gewohnheit und Beispiel ist die Hauptsache, stofflosses Moralisiren fälscht die Natur. —

Das Buch wurde erst nach der Revolution veröffentlicht; unmittelbar darauf 1690 gab Locke seine Schrift „über die bürgerliche Regierung" heraus, um den Thron des König Wilhelm zu befestigen: das Volk habe sich durch Vertheidigung seiner unveräußerlichen Rechte noch zur rechten Zeit vom Abgrund gerettet.

Von dem Gesellschaftsvertrag, den Grotius, Pufendorf und ihre Anhänger gelehrt, hatte die Geschichte wenig Spuren gezeigt, sie hatten nur eine Theorie dessen aufgestellt, was sein sollte, und die Fürsten hatten sich nicht daran gekehrt. Locke trat als Ausleger und Anwalt einer großen Thatsache auf: die brittische Nation hatte ihre Thronfolge nach Grundsätzen der Zweckmäßigkeit geordnet und den Fürsten auf ein Grund-

gesetz verpflichtet: so schien der Gesellschaftsvertrag wirklich in die Geschichte einzutreten.

In diesem Zusammenhang stellte sich nun eine Auffassung der Geschichte heraus, die der biblischen entgegengesetzt war. Nach dieser war der Mensch vollkommen erschaffen, und erst mit dem Sündenfall begann seine Entartung. Nach Locke beginnt die Menschheit mit Schwäche und Barbarei: erst allmälig tritt ein Fortschritt zum Bessern ein, und dieser Fortschritt wird vermittelt durch die Civilisation, das höchste Gut der Menschheit. Der Mensch ist nicht gut von Natur, sondern er wird es durch die Bildung, und seine höchste Aufgabe ist, alle seine Verhältnisse mit Ueberlegung nach Begriffen der Zweckmäßigkeit einzurichten.

Gleich Pufendorf ging Locke von der Voraussetzung eines Naturstandes aus, in welchem jedes Individuum lediglich durch Motive des Privatwohls bestimmt wurde: im Gesellschaftsvertrag habe es, um Collisionen zu vermeiden, Sicherheit zu finden und mit vereinten Kräften wirksamer auch für sein Privatwohl zu arbeiten, einen Theil seiner natürlichen Rechte zu Gunsten des Gemeinwohls aufgegeben. Das durch die Mehrheit festgestellte Gesetz darf durch Zwang aufrechtgehalten werden: wer es verletzt, tritt in Kriegszustand gegen die Gesellschaft und die öffentliche Sittlichkeit. Aber unauflöslich ist der ursprüngliche Vertrag nicht, das Individuum behält seine Vernunft und soviel Freiheit, als daraus hervorgeht, und sobald das Volk durch Mehrheit feststellt, daß der Souverän, dem es die Gewalt übertragen, dieselbe nicht im Sinn des Gemeinwohls ausübt, so ist es berechtigt, die Souveränität wieder an sich zu nehmen.

Mit solchen Grundsätzen konnte Leibniz nicht wohl einverstanden sein. Nach seiner Ueberzeugung kennt die Geschichte ebenso wenig einen Sprung als die Natur: der Uebergang aber von einem Naturzustand in einen gesitteten durch einen Vertrag wäre ein unerhörter Sprung, für den sich nirgend eine Analogie findet: der Mensch ist vielmehr von vornherein ein geselliges Wesen, und wird zu allen Zeiten durch die dunkeln Einflüsse seiner Gattung mit bestimmt, ohne sich derselben bewußt zu werden. Was dem blöden Auge als Revolution erscheint, ist in der That nur Evolution vorhandener Keime.

In diesem Sinn beurtheilte er auch die augenblickliche Lage. „Es ist gut, wenn die Fürsten überzeugt sind, daß ihre Völker das Recht des Widerstands haben, und die Völker, daß sie es nicht haben. Die gemäßigten Tories sollten anerkennen, daß es außerordentliche Fälle giebt, wo es erlaubt ist, dem Souverän Widerstand zu leisten, die gemäßigten

Whigs, daß man nicht anders als um großer Ursachen willen zu diesem Widerstand schreiten dürfe. Die üblen Folgen einer Unruhe sind meist größer als ihre Veranlassung. Freilich kann es der Fürst zuweilen so weit treiben, daß er den Staat in Gefahr bringt, aber der Fall ist selten, und der Theolog oder Philosoph, der diese Ideen empfiehlt, ruft unbesonnen den Geist des Trotzes hervor."

Lebhaft interessirte sich Leibniz für Locke's Bemühen um Klärung der volkswirthschaftlichen Begriffe. „Ich bin schon lange überzeugt, daß die Volkswirthschaft der bei weitem wichtigste Theil der Staatswissenschaft ist, und daß Deutschland aus Gleichgültigkeit dagegen zu Grunde gehn muß." Er war unermüdlich in Denkschriften, wie den Zuständen des Vaterlands eine bessere Regelung gegeben werden könne: das Armenwesen, die Organisation der Arbeit, nichts entging seiner Aufmerksamkeit. War er also in vielen Punkten mit den Aufklärern einig, so widerstrebte ihm ihre einseitige Richtung auf das Gegenwärtige, ihre Geringschätzung der Geschichte, welche die edelste Eigenschaft des Geistes, die Ehrfurcht untergräbt, und ihr tumultuarisches Verfahren.

Es war ein wesentlicher Gewinn für die Sache der Aufklärung, daß die beiden alten Vorkämpfer des Protestantismus, Großbrittannien und die Niederlande, wenigstens vorläufig in Einer Hand vereinigt waren. Obgleich streng orthodox calvinistisch, blieben die Niederlande ein Vorort für das freie Denken, ein Markt für alle Schriften, die es förderten.

Es war zum Theil das Studium des Spinoza, welches den Holländischen Gelehrten Balthasar Bekker in seiner „bezauberten Welt" zum Kampf gegen den Teufelsglauben bestimmte: das Buch wurde schon 1691 ins Lateinische und Deutsche übersetzt. Der Verfasser wollte die Existenz des Teufels nicht leugnen: aber er sei in die Hölle eingeschlossen und deshalb unschädlich. — Der Teufel war buchstäblich der böse Geist des 17. Jahrhunderts; die Hexenprocesse das Scheußlichste, womit er die Welt verfinsterte. Dem Aberwitz kam die Grausamkeit, ja die Bestialität zu Hülfe: Richter, Schlachtopfer und Henker schwelgten in gräßlichen Bildern vom fleischlichen Verkehr mit Satan. Diese Processe verdarben das ganze Gerichtswesen; die Folter suchte und fand das Unsinnige, Unmögliche, und diese Form der Inquisition ging in den gewöhnlichen Criminalproceß über. Der Kampf gegen diese Nachtunholde mußte der Besserung der sittlichen Zustände vorangehn. Aber noch war die Orthodoxie mächtig genug, die „bezauberte Welt" zu unterdrücken.

Ungleich durchgreifender wirkten die Schriften Bayle's. Ein geborner Franzose, Sohn eines calvinistischen Pfarrers, ein Jahr jünger

als Leibniz, war er in seiner Jugend durch die Jesuiten zum Uebertritt verführt, aber nach 13 Monaten wieder Protestant geworden, und seit 1681 Professor zu Rotterdam. Die allgemeine Furcht vor einem Kometen veranlaßte ihn 1682 gegen den Aberglauben zu Felde zu ziehn, und er setzte diesen Kampf seit 1684 in den „Nouvelles de la république des lettres" rüstig fort. Scharfsinnig wies er in den katholischen und protestantischen Streitschriften die Irrthümer nach, und gewann sich, trotz vieler Anfechtungen, durch den Umfang seines Wissens die Achtung aller Gebildeten.

Alle seine Kräfte bot er für sein Hauptwerk auf: „Dictionnaire historique et critique", 1695—1697. Es war trotz seines Umfangs ein sehr unterhaltendes Buch, enthielt einen großen Reichthum an Stoff, Geschichten und Anekdoten, und wußte die philosophischen Sätze so pikant vorzutragen, daß sie selbst Halbgebildeten verständlich schienen. Eine eigne Ueberzeugung machte Bayle nicht geltend, die Tendenz seines Buchs ist vielmehr Bekämpfung alles Dogmatismus, d. h. aller festen Ueberzeugung. Grundsätzlich mißtrauisch gegen alles Ueberlieferte und allgemein Geglaubte, spürte er auch bei den angesehensten Schriftstellern nach Irrthümern und Widersprüchen, und sein Scharfsinn, seine Beweglichkeit und seine vielseitige Kenntniß machten ihn zu einem gefährlichen Kritiker. Descartes fing mit dem Zweifel an, aber keineswegs um dabei stehn zu bleiben; Bayle's Gemüthsart ist der ausgesprochene Skepticismus, und dieser fing an, einer Zeit einzuleuchten, die in langem Genußleben scheu gegen allen Ernst geworden war. Durch seine encyclopädische Form befriedigte das Buch das Bedürfniß der „Gebildeten", sich auf möglichst bequemem Wege recht vielerlei Wissen anzueignen. Nach vielen Kämpfen mit den Orthodoxen starb er 28. Dec. 1706. —

„Woher kommt es", fragt einmal Professor Thomasius in Leipzig, „daß die Deutschen in den Wissenschaften hinter den Niederländern so zurückgeblieben? — Es liegt in dem Mangel an Freiheit." — In der That waren die Niederlande die allgemeine Freistatt für den Druck ketzerischer Bücher.

Thomasius (geb. 12. Jan. 1655) war neben Pufendorf (geb. 8. Jan. 1632) der rüstigste Vorkämpfer der Aufklärung in Deutschland. Zuerst war er nur mit Widerstreben an das Studium Pufendorf's gegangen, endlich aber überlegte er, „daß er sündige, wenn er gleich einem Vieh sich am Zügel führen lasse"; er „schloß die Augen seines Geistes, damit nicht der Schein menschlicher Autorität ihn blende", und gelobte sich, künftig nur durch die Vernunft sich bestimmen zu lassen. Nach

diesem Entschluß kam er sich vor wie einer, „der sich von einem Tyrannen losgesagt, um gegen ihn die Freiheit zu vertheidigen."

Wunderlich genug nimmt sich diese dreiste, robuste und rücksichtslose Natur in dem gebildeten und respectabeln Leipzig aus! Thomasius ist aus viel gröberem Holz geschnitzt als Leibniz, man findet bei ihm fast nie große Perspectiven, tiefe Gedanken, feine Empfindungen: sein Blick ist stets aufs Nächste gerichtet, aber was er sieht, sieht er deutlich. Wenn Leibniz in jeder einmal angenommenen Meinung das Vernünftige herauszuerkennen suchte, fertigte Thomasius seine Gegner mit einem derben und schneidenden Urtheil ab: ob ihre Ansicht irgend eine Berechtigung habe, kümmerte ihn nicht. Der geringe Umfang seines Horizonts erleichterte ihm das: an Bildung tief unter Leibniz, war er ihm an Willensstärke weit überlegen. Er redete laut, und zur Menge, wie Einer, der mitten darin steht; mit souveräner Verachtung aller Spitzfindigkeiten wendete er sich an den gesunden Menschenverstand, d. h. an das bereits fertige Gemeingefühl der Masse, dem er nur den entschlossenen Ausdruck gab.

Um allgemein verstanden zu werden, beschloß er deutsch zu reden. Oct. 1687 zeigte er, gegen alles Herkommen, am schwarzen Brett eine deutsche Vorlesung an: Jan. 1688 begann er eine deutsche Monatsschrift, „Monatsgespräche über allerlei neue Bücher". — Statt ewig über die Franzosen zu klagen, sollten wir von ihnen lernen. Sie kommen vorwärts, weil sie sich auch in gelehrten Dingen meist der Muttersprache bedienen, während wir uns einbilden, unsre Sprache sei nur zum gemeinen Leben nutz. Durch die lateinische Lehrart wird den Schülern sammt dem Latein viel ungegründet Zeug eingeprägt, welches so fest klebt, daß das Tüchtige nicht haften will: es wird ihnen in den Schulen eingeprägt, daß sie sich nicht unterfangen dürfen, klüger zu werden als ihre Lehrer. Die Nation kann nur dadurch denken lernen, daß sie das natürliche Organ ihres Denkens, die eigne Sprache cultivirt. — In derselben Zeit, wo in Frankreich, Italien und England Männer der höchsten Bildung sich bemühten, die Landessprache zu veredeln, zog sich in Deutschland die zünftige Gelehrsamkeit immer enger in die lateinische Form zurück; was sie an Gedankeninhalt der Sprache hätten bieten können, blieb dem Volksbewußtsein entzogen.

Niemand hatte für diesen Mangel in der deutschen Bildung ein so scharfes Auge, als Leibniz, trotz seines Weltbürgerthums; er erkannte auch sehr gut, wo es fehlte: „weil die meisten derer, so sich die Ehre der deutschen Sprache angelegen sein lassen, ausschließlich der Poeterei

anhängten, so ist selten etwas in Deutsch geschrieben, was einen Kern in sich habe. Mit Klinggedichten und Reimen ist die Ehre unsrer Sprache nicht zu retten, es ist Zeug von mehr Gewicht und Nachdruck vonnöthen; es ist keine Verbesserung zu hoffen, so lange wir unsre Sprache nicht in den Wissenschaften und Hauptmaterien selbst üben." — Schon in einer seiner Jugendschriften heißt es, die Deutschen hätten einen besondern Probirstein der Wahrheit in ihrer Muttersprache, die ihrer Natur nach zu aufrichtig sei, um Nichtigkeiten auch nur ausdrücken zu können: leere Worte, Grillen und leichten Schaum nehme sie garnicht an. — Später: „in Bezeichnung der Dinge des gemeinen Lebens ist der deutsche Wortreichthum vortrefflich; dagegen müsse die Sprache bei den mehr abgezogenen und abgefeimten Erkenntnissen, so die Liebhaber der Weisheit in der Denkkunst und Wesenlehre auf die Bahn bringen, oft zu fremden Worten ihre Zuflucht nehmen. Das liegt garnicht in ihrem Unvermögen; es hat den Gelehrten, die hier eingreifen müssen, nur an gutem Willen gefehlt." — Da es nun Leibniz selbst, der sehr gut deutsch zu schreiben wußte, an gutem Willen fehlte, so mußte sich ein Mann von viel geringerem Sprachvermögen dieser Aufgabe unterziehn. Freilich konnte, was Thomasius in den „Monatsgesprächen" deutsch vortrug, Leibniz nicht sehr interessiren.

Geich im ersten Heft, den Herrn Tartuffe und Barbon gewidmet, verhöhnt Thomasius die Scheinheiligen und die Pedanten mit Späßen, die ein wenig nach Mr. Barbon schmecken; es gehört viel guter Wille dazu, mit dem Humor des deutschen Professors mitzugehn. „Ich bin kein Theolog, denn ich kann mit Ketzern nicht disputiren. Kein Jurist bin ich auch nicht, dieweil ich die wunderliche Einbildung habe, daß im verhunzten Recht ein Rabula besser fortkommt als ein gelehrter Mann. Viel weniger bin ich ein Medicus: ich halte von einem Trunk Rheinwein mehr als von der besten Perlessenz. Am allerwenigsten bin ich ein Philosoph: ich halte dafür, daß die Logik, die wir in Academien lernen, zur Erforschung der Wahrheit soviel helfe als wenn ich mit einem Strohhalm ein Schiffspfund aufheben wollte; und daß die Grillen der Metaphysik einem gesunden Menschen Würmer im Gehirn wachsen lassen." — Er schreibt einen Roman über das Leben des Aristoteles: dieser habe eine Fabrik von Fleckkugeln, Schminke und Puder angelegt, seinen Lehrer Plato durch bunte Halstücher geärgert, der Königin Olympias die Schuhe geputzt, u. s. w. — Aristoteles war ihm das Symbol der Facultäten, d. h. des Stillstands.

Die Leipziger Facultät reichte April 1688 eine Klage ein, wurde

aber abgewiesen. Dagegen wurde an verschiednen Orten die alte Verordnung eingeschärft, die Schüler sollten in der Schule und Kirche, bei strenger Strafe, nur lateinisch reden, und nicht deutsch „als welches an sich leichtfertig und bei Kindern ärgerlich und schädlich ist." Zuletzt setzten die Facultäten doch ihr Stück durch: sie bestimmten 20. März 1690 das Consistorium, Thomasius alle Vorlesungen zu untersagen; er suchte Zuflucht in Berlin, wo man ihm wohlwollte, weil er den Hof wiederholt gegen die Anmaßungen der lutherischen Geistlichkeit unterstützt hatte. Dem reformirten Landesherrn konnte eine solche Stütze nur willkommen sein.

Der große Kurfürst war April 1688 gestorben; sein Sohn Friedrich, körperlich keineswegs in der Art seines kräftigen Geschlechts entwickelt, ging politisch auf den Wegen seines Vaters. Danckelmann, der leitende Minister, war eifrig bemüht, tüchtige Kräfte nach Berlin zu ziehn, um im Geist des großen Kurfürsten zu wirken. Dazu gehörte seit 1686 Pufendorf, der vorher in Schweden eine Reihe einschneidender Streitschriften gegen die Anmaßungen der katholischen Kirche veröffentlicht hatte, der persönlich, als geborner Sachse, lutherisch war, aber in Heidelberg Verständniß für die Calvinisten gewonnen hatte, und für die Annäherung der beiden Kirchen wirkte; er schrieb eine Biographie des großen Kurfürsten, als Vorbild für das brandenburgische Regentenhaus. Neben ihm Veit v. Seckendorff, ein hochgebildeter, frommer aber aufgeklärter Mann, Verfasser einer angesehenen, aus den Urkunden geschöpften Geschichte der Reformation; Ezechiel v. Spanheim u. A. In diesem Kreis wurde Thomasius sehr wohl aufgenommen; er wurde zum kurfürstlichen Rath ernannt, und erhielt eine Stelle an der neu begründeten Ritteracademie in Halle, zuerst für die dort sich aufhaltenden Refugiés bestimmt, aus der in Kurzem die Universität hervorging. Diese Refugiés, vom großen Kurfürsten gastfreundlich aufgenommen, waren damals ein wichtiges Bildungselement für die brandenburgischen Städte, namentlich für Berlin; sie vertraten gegen den noch etwas ungeschlachten Märker die feinere Sitte, und wußten selbst den lutherischen Predigern eine gewisse Achtung vor der calvinistischen Bildung abzugewinnen.

Es war nun entscheidend für den Fortgang der deutschen Aufklärung, daß sie mit einer religiösen Bewegung von sehr abweichenden Charakter verflochten wurde. Thomasius hatte sich schon 1687 in Leipzig sehr heftig einiger jüngerer Privatdocenten angenommen, die in zu eifriger Frömmigkeit die Studenten gegen die Facultäten und Consistorien aufreizten; das verknöcherte, in schaalen Dogmatismus verstockte

Lutherthum war den Aufklärern ebenso verhaßt wie den lebendig Frommen; grade wie vorher in England, fanden sich die beiden abweichenden Richtungen im gemeinsamen Gegensatz zusammen.

Die lutherische Kirche war tief von dem hohen Sinn der ersten Reformation gesunken; Luthers Wort: nur der Glaube macht selig! war allmälig dahin mißdeutet, daß die Zahl der richtigen Glaubenssätze, die man auswendig wußte und bekannte, das Maß der christlichen Frömmigkeit bestimmte; die Pfarrer auf den Kanzeln und die Theologen in den Facultäten fanden ihr Hauptgeschäft darin, durch unermüdliche Polemik gegen alle falschen Auslegungen der Schrift und der Wittenberger Concordienformel das allein seligmachende Bekenntniß festzustellen. An frommen Männern, denen die Verkehrtheit dieser neuen Scholastik einleuchtete, fehlte es nicht: die Calixtiner schalten ihre übereifrigen Amtsbrüder, und verhielten sich selbst friedfertig; fromme Geistliche aus der Schule Joh. Arnds suchten in ihren Gemeinden auf das Herz zu wirken. In rechten Fluß aber kam diese Bewegung erst, als Spener die Führung übernahm.

Spener, geb. 13. Januar 1635 in Straßburg, hatte als Geistlicher in Frankfurt a. M. Leibniz kennen gelernt, und einen sehr großen Eindruck auf ihn gemacht. Später gingen sie auseinander, aber in der Geschichte unsers geistigen Lebens gehören sie zusammen; sie haben, freilich auf sehr verschiedenem Wege, den idealen Sinn des deutschen Protestantismus wiedergefunden.

Spener, ein Man von echter und tiefer Frömmigkeit, hatte erkannt, daß die Zustände der lutherischen Kirche für die innere christliche Durchbildung des Gemüths nicht eine Förderung, sondern ein Hinderniß waren. Seit 1670 sammelte er in Frankfurt die Gesinnungsgenossen zu regelmäßigen Erbauungsstunden. Da das Verderben der Kirche zu groß sei, um im Allgemeinen zu helfen, müsse man damit anfangen, Kirchlein in der Kirche zu gründen. Seine „Pia desideria oder herzliches Verlangen nach gottseliger Besserung der evangelischen Kirche“ 1675 sind das Programm des Pietismus, der langsam aber in sicherm Fortschritt in alle frommen Gemeinden eindrang.

Das echte Christenthum wird in der Welt sehr verachtet, man verdächtigt es der Heuchelei. Unser Heiland sagt: will mir Jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme mein Kreuz auf sich: Wie wenige giebt es, die das thun! daß wir arme Sünder sind und von Natur nichts Gutes thun können, das glauben wir, wie wir's aus dem Buchstaben gelernt haben, aber wir fühlen nicht unsre tödtliche

Krankheit im Herzen. — Der rechte Glaube liegt in der Erfahrung geistlicher Dinge. Er ist eine Gabe von Oben, aber Gottes Wort dringt in die Seele nicht ein ohne entgegenkommenden Willen. — Auf den Willen hat die Kirche einzuwirken, nicht auf die Einsicht; im Willen liegt das radicale Böse. Mit dem Maaß unsers Wissens mehrt sich das Maaß unsrer Schuld, und ein scharfer Verstand verbunden mit Verkehrtheit des Willens ist das eigentlich Teuflische.

Statt den bösen Willen zu bekehren, beschäftigen sich unsre Theologen mit Controversen, die durch gelehrte Spitzfindigkeiten sich von der apostolischen Einfalt entfernen; sie drängen den armen Laien Formeln und Systeme als Glaubensregeln auf. Es war ein Hauptverderben der Römischen Kirche, daß die Clerisey sich allein die geistliche Verrichtung beilegte; daher berief Luther alle Christen zum Priesterthum, er gab Jedem das Recht, in Gottes Wort zu forschen und sich auf eigne Hand mit Gott zu versöhnen. Aber unsre Theologie hat wieder viel vom Papstthum angenommen; die Facultäten erklären Jeden für einen Ketzer, der nicht alle Folgerungen unterschreibt, die sie aus den symbolischen Büchern ziehn. Die symbolischen Bücher sind so wenig unfehlbar wie der Papst. Nicht das Bekenntniß bestimmt den Glauben, sondern die Wiedergeburt: die echte Kirche Jesu ist nicht die Gemeinschaft einer Confession, sondern die Gemeinschaft aller Wiedergebornen.

Das Verderben unsrer Kirche geht von der Geistlichkeit aus. Ein wahrer Diener der Kirche soll alle Begierde dieses Lebens verleugnen. Wer sich diesem heiligen Amt widmet, der prüfe sich wohl, ob er tragen kann den Haß der Welt, so daß ihm die Welt und er der Welt gekreuzigt ist. —

Seit seinem ersten Auftreten hatte Spener mit seinem Anhang bei den Rechtgläubigen großen Anstoß gegeben, weil er die Erbauung anderwärts suchte als in der Kirche; die Männer im Amt betrachteten die neuen Frommen als unberechtigte Pfuscher, und trieben sie an vielen Orten mit Hülfe des Pöbels oder der Behörden aus. Nun aber war Spener an einen Ort gestellt, wo er als Autorität in die religöse Bewegung eingreifen konnte.

Seit Juli 1686 bekleidete er die erste Stelle der lutherischen Kirche, als Oberhofprediger in Dresden. Die Sächsischen Universitäten fügten sich vorläufig seinem Ansehn, aber in Wittenberg wie in Leipzig schloß sich immer enger eine starke orthodoxe Opposition zusammen, die nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, sich gegen ihn zu erklären; allen voran die Benedict Carpzov's, fünf Brüder, Söhne des

großen Theologen, der hundert verschiedene Predigt-Methoden erfunden, eine immer künstlicher als die andre; Neffen des großen Juristen, der 20,000 Todesurtheile ausgefertigt. Der älteste war Prediger auf dem Lande bei Leipzig, der zweite, das eigentliche Haupt der Familie, Professor der Theologie und Prediger an der Thomaskirche; er hatte mit Spener in Straßburg studirt und haßte ihn gründlich; der dritte Professor der Rechte, der vierte Hofprediger, der fünfte Senator.

Die Gelegenheit zum Angriff fand sich bald. Einige junge Docenten in Leipzig, Herm. v. d. Hardt, Aug. Herm. Francke, J. B. Michaelis u. A. hielten ein Collegium philobiblicum, zum Verdruß der ordentlichen Professoren, denen sie die Zuhörer entzogen. In der Hitze ließen sich die jungen Leute einmal verleiten, einige scholastische Schriften öffentlich zu verbrennen; es wurde nach Dresden berichtet und eine Untersuchung eingeleitet. Gegen dies Verfahren veröffentlichte Thomasius in Leipzig ein heftiges Rechtsbedenken. Seinem natürlichen Humor lag zwar die Gottseligkeit abseits, aber es war ihm von Werth, daß die neuen Frommen mit eignen Augen sehn, sich auf eigne Füße stellen wollten, und vor Allem führte sie der gemeinsame Haß gegen die Facultäten zusammen.

Spener, der von Dresden beauftragt war, die Untersuchung zu leiten, suchte zu vermitteln; er machte bei dieser Gelegenheit April 1687 die Bekanntschaft Francke's, des bedeutendsten unter ihnen, der nun sein leidenschaftlicher Anhänger wurde. Weit herber als Spener, war er bestimmt, dem Pietismus eine mehr kriegerische Richtung zu geben, als ursprünglich in ihm lag. Ueber seine religiöse Erweckung spricht er sich in einer lehrreichen Selbstbiographie aus.

Aug. Herm. Francke war 12. März 1663 zu Lübeck geboren. Auf der lateinischen Schule hatten ihn schlechte Beispiele von der Frömmigkeit abgezogen; zwar studirte er fleißig, „aber nicht zur Ehre Gottes und zum Dienst des Nächsten, sondern um eigner Ehre willen." Auf der Universität Erfurt trieb er außerdem auch scholastische Philosophie. Später wurde er mit einem Familienstipendium nach Kiel geschickt wo er unter Leitung eines frommen Geistlichen drei Jahre blieb. „Ich kann dem werthen Mann das Zeugniß geben, daß er die Studiosen ernsthaft von dem ärgerlichen Weltwesen abgemahnt und die schwere Verantwortung eines Predigers ihnen wohl fürgestellt. Daher ich wohl manchmal den Vorsatz faßte, mich der Welt und ihrer Eitelkeit zu entreißen; aber der große Haufe riß mich bald wieder fort. Ich wußte wohl zu sagen, was Glaube, Wiedergeburt und Rechtfertigung sei, aber von dem allen

fand ich nichts in meinem Herzen. Der Zustand meines Gemüths war sehr mit der Liebe der Welt durch und durch befleckt; Gott gab mir auch zu erkennen, daß er seine Hand immer mehr von mir abgezogen. Da fing ich gleichsam auf's Neue an, ihn zu suchen: ich sang und betete viel, las viel in der Schrift, bereute auch äußerliche Sünden und kam wohl mit Thränen zur Beichte; aber nach Ehre und Reichthum zu trachten schien mir keine Sünde. Aeußerlich war mein Zustand besser als vorhin: meine Studien faßte ich in bessere Ordnung, tractirte fleißig das alte und neue Testament hebräisch und griechisch. Von der Welt ward ich für einen frommen und fleißigen Studenten gehalten, aber in der That war ich nichts als ein bloßer natürlicher Mensch."

Im 21. J. kam er als Privatlehrer nach Leipzig, übte sich fort im Englischen und Französischen, und lernte noch Italienisch. „Meine Intention war, ein vornehmer und gelehrter Mann zu werden. Ich liebte die Welt und sie liebte mich; ich hatte gelernt, bei den Frommen dem Schein nach fromm und mit den Bösen in Wahrheit böse zu sein."

Spener, der einen überwältigenden Eindruck auf ihn machte, wies ihn zu fernerer religiöser Ausbildung an einen Gesinnungsgenossen in Lüneburg. Hier wurde eine Probepredigt von ihm verlangt. „Nun war doch mein Gemüth bereits in solchem Stand, daß ich nicht die bloße Uebung im Predigen, sondern die Erbauung der Zuhörer abzielte. Indem ich nun darauf bedacht war, gerieth ich auf den Text: dies ist geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei Christ, und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen. Bei diesem Text gedachte sonderlich Gelegenheit zu nehmen, von einem wahren lebendigen Glauben zu reden. Indem ich nun mit allem Ernst hierauf bedacht war, kam mir zu Gemüth, daß ich in mir selbst einen solchen Glauben nicht fände. Ich wollte die traurigen Gedanken verjagen, aber je mehr ich mir helfen wollte, je tiefer stürzte ich in Unruhe und Zweifel. Ich meinte, an die heilige Schrift würde ich mich doch halten; aber bald kam mir in den Sinn, daß die Türken den Coran und die Juden den Talmud auch für Gottes Wort ausgeben; wer will mir sagen, wer recht habe? Solches nahm immer mehr überhand, bis endlich von dem allen, was ich mein Lebenlang von Gott und seinem offenbarten Willen gelernt, nicht das Geringste mehr übrig war, das ich von Herzen geglaubt hätte! Denn ich glaubte auch keinen Gott im Himmel mehr, und nun war alles aus."

„Inzwischen ließ sich Gott meinem Gewissen nicht unbezeugt. Denn bei solcher Verleugnung Gottes sah ich doch die Sünden meines Lebens

deutlich vor Augen, und die Hauptquelle derselben, den Wahnglauben, damit ich mich so lange betrogen; ich sah das alles als Greuel vor Gott. Das Herz ward hart beängstigt, daß es den zum Feinde hatte, welchen es doch verleugnete. Dieser Jammer preßte mir viel Thränen aus den Augen, dazu ich sonst nicht geneigt bin. Bald saß ich und weinte, bald ging ich in großem Unmuth hin und wieder, bald fiel ich nieder auf meine Kniee, und rufte den an, den ich doch nicht kannte: wenn ein Gott wäre, so möchte er sich mein erbarmen! Und solches trieb ich oft und vielfältig; wenn ich bei Leuten war, verstellte ich mein inneres Elend so gut ich konnte."

Einmal hörte er zu, wie sein Erzieher sich mit einem andern Geistlichen über die Frage unterhielt: woran der Mensch erkennen solle, ob er Glauben habe oder nicht? wurde überzeugt, daß er ihn nicht habe, und offenbarte seinem Erzieher sein Herz. Dieser erschrak und suchte alles hervor, ihn aufzurichten; aber Francke fand keinen Trost, und beschloß, am nächsten Tag, der ein Sonntag war, die Predigt abzusagen, um die Leute nicht zu betrügen.

„In solcher großen Angst legte ich mich nochmals auf meine Kniee und rief an den Gott, den ich noch nicht kannte noch glaubte, um Rettung aus solchem elenden Zustand, wenn anders wahrhaftig ein Gott wäre. Da erhörte mich der Herr, der lebendige Gott: so groß war seine Vaterliebe, daß er mir nicht nach und nach solchen Zweifel des Herzens benehmen wollte: sondern, damit meiner verirrten Vernunft ein Zaum angelegt würde, so erhörte er mich plötzlich. Wie man eine Hand umwendet, so war all mein Zweifel hinweg, ich war versichert in meinem Herzen der Gnade Gottes in Christo, ich konnte Gott nicht allein Gott, sondern meinen Vater nennen, alle Traurigkeit und Unruhe des Herzens war auf einmal weggenommen, hingegen ward ich mit einem Freudenstrom plötzlich überschüttet, daß alle Welt mit ihrer Lust und Herrlichkeit so etwas Süßes im menschlichen Herzen nicht erwecken könnte. Ich begab mich zu Bett, aber ich konnte vor großen Freuden nicht schlafen, und hörte nicht auf, den lebendigen Gott, der sich meiner Seele zu erkennen gegeben, zu loben und zu preisen. Es war mir, als hätte ich in meinem ganzen Leben in tiefem Schlaf gelegen und alles nur im Traum gethan, und wäre nun erst aufgewacht; als wäre ich todt gewesen, und siehe, ich war lebendig geworden! Nach einem solchen Vorschmack der Gnade war ich überzeugt, daß die Welt mit ihren Reizungen wenig mehr bei mir ausrichten könne."

Solche Selbstbekenntnisse eines starken, gescheuten, redlichen Mannes,

an deren Aufrichtigkeit nicht zu zweifeln ist, sind lehrreich auch für die Geschichte des Vorchristenthums: sie öffnen ein Verständniß für die „Tage von Damaskus." Daß sie bei den Pietisten sich häufig wiederholen, liegt in der Natur der Sache: die Pietisten wollten die erbaulichen Geschichten aus Samaria und Judäa nicht blos sich aneignen, sondern sie selbst erleben; sie wollten der Stimme Gottes in ihrem Innern lauschen, der darin vernehmlicher sprach als in der Schrift. Die ideale göttliche Welt sollte im Gemüth aufgedeckt werden, die Seele sollte ihren unvergänglichen Werth unausgesetzt empfinden und wahren. „Ich glaube, Herr! hilf meinem Unglauben!" So wurden die Frommen zu beständiger Selbstbetrachtung und zur Mittheilung ihrer Erlebnisse angeregt.

„Von da an," fährt Francke fort, „hat es mit meinem Christenthum Bestand gehabt; und da ich vorher aus der Gelehrsamkeit einen Götzen gemacht, sah ich nun, daß Glauben wie ein Senfkorn mehr gelte als hundert Säcke voll Gelehrsamkeit, und daß alle zu den Füßen Gamaliels erlernte Wissenschaft als Dreck zu achten sei gegen die überschwengliche Erkenntniß Jesu Christi unsers Herrn. Von da an habe ich erst erkannt, was Welt ist: denn die Welt fing bald an mich zu hassen und anzufeinden." — Diese Anfeindung der „Welt" erklärt sich aus der kriegerischen Haltung, die Francke dem Pietismus gab.

Indeß waren die Facultäten in Leipzig und Wittenberg nicht müde geworden, Spener als Ketzer zu verdächtigen. Zuletzt wurde er auch dem Kurfürsten wegen seiner zu strengen religiösen Anforderungen unbequem, und erhielt unerwartet seine Entlassung: das rechtgläubige Lutherthum hatte in Kursachsen gesiegt. Schon lange vorher hatte er einen Ruf als Oberhofprediger in Berlin erhalten; er siedelte Juli 1691 dahin über, und Kurbrandenburg wurde nun die Stütze der unabhängigen Frömmigkeit wie vorher der Aufklärung; es nahm Spener in Schutz wie Thomasius.

Spener arbeitete sofort durch Verordnungen, freundlichen Verkehr mit seinen Amtsgenossen, wie durch persönlichen Einfluß auf junge Candidaten an der Reinigung des kirchlichen Lebens. Am kräftigsten wurde er darin durch einen reichen jungen Edelmann unterstützt, Freiherrn v. Canstein, der sein Vermögen allmälig der guten Sache opferte, sowie durch den Hofdichter v. Canitz, der in Wien und Hamburg bedeutende Missionen ausgeführt hatte; seine Gattin Dorothea war mit der jungen Kurfürstin Sophie Charlotte sehr befreundet, der bildschönen und geistvollen Tochter Sophiens von Hannover.

15. Nov. 1691 kam auch Spener's eifriger Anhänger Francke in Berlin an: man hatte ihn aus seiner bisherigen Pfarre zu Gotha ausgetrieben, weil er durch seine Conventikel den Stadtpfarrern Anstoß gab: „wie die Bienen dem Weiser, seien ihm Schaaren pietistischer Studenten aus allen Orten nachgefolgt, und hätten Unruhe und Bekümmerniß über die Stadt gebracht." Ihm wie seinem Gesinnungsgenossen Breithaupt verschaffte Spener eine Pfarre in Halle, wo sie sofort mit den bisherigen Stadtpfarrern in Händel geriethen.

Aus seiner eignen Erfahrung heraus — die Spener an sich garnicht gemacht — verlangte Francke: jeder Christ müsse zu seiner Wiedergeburt durch eine solche Verwerfung gehn, daß die Seele eine Weile ebensowenig Labsal von Innen und Außen empfinde als Christus am Kreuz; er müsse durch einen schweren Bußkampf, d. h. durch eine an Verzweiflung grenzende Reue zu dem beseligenden Genuß der göttlichen Gnade durchdringen; wo dieser Bußkampf sich nicht eingestellt, zweifelte er am Gnadenstand. Er glaubte, daß jedem Christen in Gottes geheimem Rath eine Gnadenzeit gesetzt sei, nach deren Ablauf er nicht mehr zur Buße zugelassen werde. Er verwarf die Absolution, die der Geistliche im Abendmahl ohne vorhergehende gründliche Besserung des Sünders ertheilte. Er eiferte gegen die weltlichen Vergnügungen — die freilich auf den Universitäten sehr in's Wüste gingen, noch leidenschaftschaftlicher als Spener: „nach der Schrift müsse alles gethan werden im Haß dieser Welt".

„In den vorigen Wochen", schreibt er einmal an Spener, „haben wir fast alle Tage etwas Ungewöhnliches erfahren von einigen Studiosen, deren einer nach dem andern in einen sonderlichen Zustand versetzt worden, einige mit übernatürlicher Freude überschüttet, andre mit scharfer Contrition und vielen Thränen, mit Bezeugung, daß ihnen ihr ganzes Herz gleichsam im Leibe zerschmolzen wäre. Nun gehn sie in einem stillen Wesen fort, zum Theil freudig, theils aber ängstlich. Viele Seelen bezeugen einen großen Durst, kommen auch immer neue Pflänzlein unsers himmlischen Vaters herfür. Das Lästern der Welt ist groß, aber je ärger sie es machen, je mehr wollen wir gebrauchen die Macht, die uns Christus gegeben hat, zu predigen Buße und Vergebung der Sünden!"

Den ärgsten Anstoß gab Francke's Lehre vom tausendjährigen Reich: in diesem werde Christus sichtbarlich als Herrscher erscheinen und die durch den Kreuzestod gefangenen Sünder zur Mitregierung abholen; es werde ein neuer Himmel und eine neue Erde entstehn. Nach Einigen sollten dann allmälig alle Verdammten erlöst werden, zuletzt Satan selbst.

Der Hauptapostel dieser Lehre war der Superintendent Petersen in Lüneburg und seine Gattin, eine geborne Adlige und ehemalige Hofdame, durch Spener ihm angetraut.

Zu Petersen's Schützlingen in Lüneburg gehörte ein junges Mädchen, Rosamunde v. Asseburg, die mit dem Heiland correspondirte, und von ihm Erscheinungen erhielt, die das tausendjährige Reich zu bekräftigen schienen. Am Hof zu Hannover Oct. 1691 fand man an dem lieblichen blassen Mädchen viel Geschmack, und Leibniz selbst meinte, es stecke kein Betrug dahinter: lebte sie in Italien oder Spanien, so würde sie einen neuen Orden gründen wie die heilige Therese oder die heilige Katharina. Ihre glückliche Imagination zeige sich darin, daß sie nur schöne Erscheinungen habe. „Freilich geht es damit natürlich zu; indeß ich bewundre die Natur des menschlichen Geistes, dessen Kräfte und Anlagen wir nicht alle kennen. Personen von starker Einbildungskraft können so lebhafte Erscheinungen haben, daß sie ihnen als Wahrheit vorkommen. Gewöhnlich beziehn sich dieselben auf individuelle Erfahrungen: ich glaube, daß Ezechiel ein Hof-Ingenieur war, weil er prächtige Gebäude sieht; ein Prophet vom Lande, wie Hosea oder Amos, sieht ländliche Gemälde, während Daniel, ein Staatsmann, die Weltmonarchien regelt. Dies Fräulein darf mit den Propheten nicht verglichen werden: indeß die feurige Liebe zum Heiland, welche die Lectüre in ihr erregt, hat ihr endlich die Gnade geschafft, die Erscheinung zu sehn. Warum sollte ich es nicht Gnade nennen? sie ist freudig darüber, sie faßt die schönsten Empfindungen von der Welt. — Ich wollte nicht, daß man die Chiliasten wegen einer Meinung, welcher die Apokalypse so günstig scheint, beunruhige. Das Beste ist, diese guten Leute gewähren zu lassen; meist verschwinden diese Dinge von selbst, wenn sie den Reiz der Neuheit verloren haben."

Leibniz selbst war keineswegs für die Erlösung der Verdammten. Auf den Einwurf eines Socinianers gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen, daß auf endliche Vergehungen auch nur endliche Strafen folgen könnten, erwiderte er: kann man denn nicht auch in jenem Leben, und zwar unabläßig, sündigen? — Das hieß nun freilich die Frage in ein fremdes Gebiet spielen: von Sünden in jenem Leben weiß die Kirche nichts. Eigentlich hätte die endliche Erlösung aller geschaffenen Wesen durch die ewige Liebe seiner ganzen Denkart mehr einleuchten sollen, als die Zurückführung des göttlichen Amts auf die starre Function des Richters.

Uebrigens wurde Petersen März 1692 wirklich abgesetzt. Seine

„Stimmen aus Zion" enthalten viel schöne Empfindungen; überhaupt war seine Mystik nichts weiter als unfertige Poesie.

Daß Francke für diese Ketzereien Partei nahm, gab um so größern Anstoß, da die Bedeutung Halle's im Wachsen war: der Hof hatte beschlossen, die Ritteracademie zu einer wirklichen Universität zu erweitern.

Die Stadtpfarrer in Halle lärmten gegen den „Winkelprediger", der ihnen die Beichtkinder abspenstig machte. Aber Francke griff durch; er zwang mit schonungsloser Energie seine verwilderte Gemeinde in die kirchliche Ordnung, predigte Buße und hielt erbauliche Hausversammlungen, zu denen von allen Seiten die Freunde zuströmten: Petersen, die Asseburg u. s. w. Endlich stiftete Seckendorf als kurfürstlich brandenburgischer Commissarius eine Aussöhnung, die 16. Dec. 1692 von allen Kanzeln verlesen wurde. An demselben Tage zog der berühmte Jurist Samuel Stryk, als erster College des Thomasius, „unter Pauken und Trompeten" in Halle ein. Danckelmann that alles Mögliche für die neue Universität. Zwei ausgezeichnete Mediciner wurden gewonnen, Stahl und Hofmann, der letztere Leibniz' besondrer Freund. Professor der Beredsamkeit war Cellarius, dessen Handausgaben der Classiker berühmt waren. Ein junger Theolog aus einer alten französischen Familie, Buddeus, vertrat die strengere Gelehrsamkeit. An Stryk und Thomasius schlossen sich im Lauf der nächsten Jahre jüngere Juristen von hervorragender Bedeutung an: Hieronymus Gundling, Just Henning, Böhmer, P. Ludewig. Nach manchen Schwierigkeiten setzte Danckelmann in Wien 14. Oct. 1693 für die Universität ein kaiserliches Privilegium durch. So wurde Halle ein rechter Brennpunkt der geistigen Bewegung, in welcher sich die aufgeklärte Richtung des Thomasius und der Pietismus Francke's wunderlich durchkreuzten; ja durch seinen Einfluß auf die jüngern Pietisten brachte es Thomasius allmälig dahin, daß diese excentrisch fromme Gesinnung in ihrem Widerspruch gegen den Zunftzwang der Rechtgläubigen zu Consequenzen getrieben wurde, die nicht weit von den letzten Resultaten der Aufklärung ablagen. Der Empirismus, der die Aufklärer und die Pietisten zuerst zusammengeführt und sie zum Kampf gegen die schulgerechten Formeln der Facultäten veranlaßt hatte, machte sich auch in den Endresultaten geltend.

Es war ein nicht unwesentliches Motiv für den Fortschritt des Pietismus, daß er auch dem weiblichen Geschlecht Gelegenheit bot, sich im kirchlichen Leben geltend zu machen. Durch Aufhebung der Ohrenbeichte war den Frauen der interessanteste Theil ihrer religiösen Beschäftigung entzogen: sie hatten nun Niemand mehr, den sie mit dem Roman

ihres Herzens unterhalten konnten. Luther hatte das irdische Weib als Hausfrau in seine Rechte eingesetzt, aber das ideale Weib, die Himmelskönigin, Jungfrau und Mutter, hatte er vom Thron gestoßen, und ihren ganzen himmlischen Hofstaat verabschiedet. Mulier taceat in ecclesia! Das galt, so lange die Lehre die Hauptsache blieb. Nun ging man aber auf eigne Erfahrungen aus, auf Erweckungen und Herzensstöße, und darin ist das weibliche Nervensystem bei weitem fruchtbarer. Das hatten die Frauen zu ihrem Schaden erfahren, als man alle Erscheinungen der Art dem Einfluß des Teufels zuschrieb, und ihre Träger in die Marterkammer und auf den Scheiterhaufen schickte; jetzt änderte sich die Physiognomie der Einbildungskraft, die Geister zeigten ein süßes, ein zärtliches Gesicht.

Man würde sehr fehlgreifen, in dieser Beziehung der Pietisten zum schönen Geschlecht — wenigstens damals — etwas Unlauteres zu suchen. Spener, von früher Jugend auf unter Frauen aufgewachsen, hatte gleichwohl die Besorgniß, sein natürlicher Ernst möchte ihn hindern, einer jungen Frau so liebreich zu begegnen als sie verlangte, und nahm sich vor, eine Wittwe zu heirathen, damit es ihr leichter werde, sich an ihn zu gewöhnen. Das geschah nicht, aber er sah bei der Wahl der Gattin (im 29. Jahr) hauptsächlich auf die soliden Eigenschaften, und rühmte ihr nach, daß sie ihm alle Haushaltungssorgen abnahm und der Kinderzucht — die Ehe war sehr fruchtbar — verständig vorstand. Das war die Regel. Ein andrer Pietist, Joachim Lange charakterisirt nach sechzehnjähriger Ehe seine Gattin in folgender Grabschrift: „Der Geist Jesu Christi verleidete ihr diese Welt schon in ihrem zartesten Alter, und ihre Liebe zum Heiland wurde so brünstig, daß sie ihn schon in den Spieljahren um eine selige Heimholung sehnlich gebeten, und zuweilen gemeint, sie würde ihrer Bitte gewährt werden. Wenn sie zu den gewöhnlichen Weltlichkeiten angelockt wurde, ließ sie sich, vermöge der in ihr wohnenden züchtigenden Gnade, nicht davon beflecken." — Francke heirathete 4. Juni 1694, eine Adlige, gegen den heftigen Widerspruch der Verwandten; es war eine gute, gesegnete Ehe, obgleich die beiden harten Köpfe zuweilen unsanft aneinanderstießen: noch nach der silbernen Hochzeit kam es beinahe zur Trennung! — Abgesehn von den gottseligen Gedanken klingen übrigens die noch erhaltenen Brautbriefe dieser Männer grade so wie die andrer Leute.

Ehrlicher und gewissenhafter als seine Vorgänger, suchte der Pietismus, was er that, mit dem was er lehrte in Einklang zu bringen. Auf der andern Seite war es wieder Ehrlichkeit, wenn die Orthodoxie über

die Consequenzen ihrer eignen Lehre erschrak, und sie mit den üblichen Fechterkünsten ihrer Facultätswissenschaft abzuwehren suchte. Sie hatten von Kanzel und Katheder bekannt — denn sie hatten es nicht anders gelernt — daß die Erde ein Jammerthal und der Mensch ein verworfenes Geschöpf sei, das in beständiger Herzensangst sich mit seinen Sünden beschäftigen müsse: als nun aber gemeine Leute anfingen, in der Betstube und auf den Straßen von der Verworfenheit der menschlichen Natur zu reden, da wurde ihnen unheimlich. Spener und seine Anhänger, erklärte Carpzov in Leipzig, leugneten die Amtsgnade, indem sie behaupteten, daß durch das böse Leben eines Predigers die Gnadenwirkung aufgehoben werde; sie bestritten der Obrigkeit das Recht, Irrlehrer zu strafen; sie entschuldigten alle Schwärmer und Fanatiker; sie suchten die symbolischen Bücher los zu werden, sie verachteten jede scharfe Fassung der theologischen Begriffe, sie wollten aus dem theologischen Studium alle Logik und Metaphysik entfernen. Die Wittenberger Theologen gaben ein Bedenken heraus, in dem sie Spener nicht weniger als 283 Irrthümer nachwiesen; diesem ketzerischen System setzten sie ein rechtgläubiges entgegen, wobei die Heißsporne den offenbaren Unsinn nicht scheuten: manche gingen soweit, einen schlechten Lebenswandel als Förderung der Gottseligkeit darzustellen! Sie beschuldigten die Pietisten der Scheinheiligkeit, hinter welcher sich geheime Laster versteckten. „Sie bringen", schreibt Francke entrüstet, „Unflätereien vor, vor denen selbst ein Heide erröthen würde, um ihre Lästerungen den Weltsäuen, die gern in solchem Unflat wühlen, schmackhaft zu machen!" Dafür will denn auch sein College und Freund Joachim Lange diesen orthodoxen Wölfen in Schafskleidern die Larve abreißen: sie seien Epikureer und Atheisten, sie lieben die Wollust mehr als Gott, ja die Wollust sei Nerv und Centrum der ganzen Orthodoxie!

Hauptgegenstand der Verleumdungen war das Hallische Waisenhaus, welches Francke durch eine wunderbare Verbindung von frommer Hingebung und weltlicher Klugheit in wenig Jahren fertigstellte: grade dieser Erfolg erregte den Neid der Orthodoxen. Schon 1707 zählte die Anstalt 1066 Waisenknaben. „Gott hat mich hineingeführt", schreibt Francke, „ich weiß nicht wie: die Sache rührt nicht aus meinem Vorsatz, sondern aus einer verborgenen Handreichung Gottes her!" — Mit dem Waisenhaus war ein Pädagogium verbunden. Arme Studenten wurden als Lehrer beschäftigt, Francke verschaffte ihnen den Hausunterricht in adligen Familien; sie wurden unter strenger Zucht gehalten und mußten nicht blos ein heiliges Leben führen, sondern über Zeugnisse

des Geistes zu berichten wissen; in ihnen hatte der Pietismus eine treue Schaar gewonnen, welche gleich Aposteln seine Botschaft über Deutschland verbreitete. — Das Waisenhaus war eine der ersten Schulen, in welcher die Realien gepflegt wurden: nicht blos Mathematik, sondern auch Anatomie und Naturwissenschaft. Francke legte einen botanischen Garten an, ein chemisches Laboratorium und verschiedene Werkstätten; seine Apotheke fand ansehnlichen Zuspruch. — In der Buchhandlung des Waisenhauses ließ die ganze Partei ihre Schriften drucken, theologische, philologische, juristische und medicinische. Das Hauptwerk des Verlags war die von Canstein geleitete für die untern Stände berechnete wohlfeile Ausgabe der Lutherischen Bibel, durch welche die heilige Schrift erst recht Besitz des gesammten Volks wurde. Ferner die Ausgabe der Hebräischen Bibel von Michaelis, die griechische und lateinische Grammatik von Lange, die als Schulbücher in unzähligen Exemplaren verbreitet wurden. Auch des geistvollen aber verworrenen Professors Stahl, der zu den Pietisten hielt, „Theoria medica vera", erschien in dieser Buchhandlung: er ist der Erfinder der Lebenskraft, als der letzten Quelle aller Veränderungen im thierischen Körper, einer Theorie, die einige Menschenalter hindurch in Ansehn stand.

Spener, bis an seinen Tod (5. Febr. 1705) der anerkannte Führer der Partei, wurde nicht müde, seine übereifrigen Anhänger zur Vorsicht zu ermahnen. „Mein theuerster Vater," erwidert ihm einmal der ungeduldige Francke, „halte mir ein Wort zu gut: wenn er solche ängstliche Briefe schreibt, fürchte ich zuweilen, die Kraft des Glaubens sei niedergeschlagen. Gott aber hat mir in allen Dingen, die ich im Glauben unternommen, Sieg gegeben; er wird's auch ferner thun! Ich habe meine Arbeit um Menschenwillen nicht angefangen, um Menschenwillen will ich's nicht unterlassen!"

Die Orthodoxen hatten mit ihrem Mißtrauen gegen Halle keine schlechte Witterung; es währte nicht lange, so wandte sich die Bewegung gegen alles, was bis dahin die Kirche für unzweifelhaftes Recht ausgegeben.

Thomasius hatte sich auf das Studium der Kirchengeschichte geworfen, und suchte nachzuweisen, daß alles Unheil von der Scholastik käme. Der Antichrist sei nicht erst im sechsten oder siebenten Jahrhundert aufgetreten, er habe sich bereits zu der Apostel Zeit eingeschlichen, zur Zeit Constantins auf den Thron gesetzt; die Reformation habe mit nichten allen Unflat weggeschwemmt, noch heute brandmarke die Zunft alles Suchen der Wahrheit als Ketzerei. Er hielt die Geistlichen für

die schlimmsten Feinde der Freiheit: jede Beschränkung ihres Einflusses, gleichviel durch welche Macht, käme der Freiheit zu gut. Wenn Fürsten Ketzer verfolgten, sei es nur eine vorübergehende Laune, bei den Geistlichen gehöre es zum Geschäft.

Angeregt von Thomasius, schrieb 1699 Arnold in Quedlinburg die „Unparteiische Kirchen- und Ketzergeschichte". Schon auf der Universität Wittenberg hatte er eine tiefe Abneigung gegen das wüste Studentenleben eingesogen; in Dresden wurde er Spener's Schüler. Immer mehr versenkte er sich in eine beschauliche Mystik, die er als eine über alle bildliche Erkenntniß erhabene unmittelbare Anschauung Gottes beschrieb. Sein Amt legte er nieder, weil die Beschäftigung mit den Wissenschaften seinem Seelenheil hinderlich sei. Die Rechtgläubigen suchten die wahre Kirche in der erscheinenden, wie sie sich durch Concilien und Symbole allmälig gebildet hatte; die Pietisten forschten nach den Offenbarungen des Geistes, die im Verborgenen geschehen, und begrüßten jeden Empörer gegen die verweltlichte Kirche, jeden Ketzer, der mit eignen Augen sehn wollte, als Zeugen Gottes. In der Ueberzeugung, daß niemals die sichtbare Kirche die wahre ist, daß diese vielmehr im innern Leben der Frommen wohnt, verweilte Arnold überall mit Neigung, wo ungewohntes Herzensleben sich regte. Die Ketzerrichter haben sich nach ihm nur durch Hochmuth und Eigennutz bestimmen lassen: sie unterdrückten alle, die gegen die gemeinen Greuel zeugten, mit Hintansetzung alles Rechts, sie arbeiteten Symbole aus und zwängten sie mit Hülfe der Obrigkeit allen Gemeinden auf. — Das dickleibige Buch, viel besser geschrieben als die meisten theologischen Streitschriften, erregte einen ungeheuren Sturm, that aber seine Wirkung: Thomasius begrüßt es als das beste Buch seit der heiligen Schrift. Noch nie seit der Reformation waren die Schäden der Kirche so schonungslos aufgedeckt. Arnold, behauptet der leidenschaftliche Pietist in Halle, Joachim Lange, habe die Greuel, die von der Zeit des pseudoorthodoxen Kain bis zur letzten Zeit im Namen der Orthodoxie zum Dienst des Fleisches getrieben seien, aufs Tiefste erkannt.

Gleichzeitig mit Arnold's Ketzergeschichte erschien „das gestäupte Papstthum der Protestirenden von Christianus Demokritus." Der junge Verfasser, Konrad Dippel, hatte auf der Universität Gießen sich den Rechtgläubigen angeschlossen: „ich frequentirte, den Pietisten zum Trotz, alle liederlichen Gesellschaften, und zeigte auf alle Weise, daß ich mich durch ein eingezogenes Leben keiner Ketzerei verdächtig machen wolle." Im 19. Jahr erhielt er die Magisterwürde durch eine Disputation über

das Nichts, die von Materialismus strotzt; er las über gerichtliche Astrologie und Chiromantie. Nach ziemlich wilden Irrfahrten kam er nach seiner Vaterstadt Darmstadt zurück, wo er durch Spener's Schriften und den heiligen Augustin bekehrt wurde.

Heftiger als Spener und Francke griff Dippel die orthodoxe Lehre von der Rechtfertigung an. Nicht Gott soll versöhnt werden mit uns, sondern wir mit Gott. Der Tod Jesu war ein Act der Liebe, nicht des Zorns. Nur wenn wir Christum selbst in uns aufnehmen, kann uns sein Verdienst zu Gut kommen: nicht dadurch, daß der Arzt die bittre Medicin schluckt, wird der Kranke gesund, er muß sie selbst nehmen. „Christus lehrte keine Geheimnisse vom Wesen Gottes, von seiner Person, von Sacramenten, sondern lauter praktische Grundsätze: Sinnesänderung und Selbstverleugnung war damals der erste Grund zum Christenthum. Der Heiland sagte zu den Schriftgelehrten, die seine Aussprüche mit ihrer Orthodoxie nicht reimen konnten: so Jemand will den Willen thun deß, der mich gesandt, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott ist! Die ersten Christen wußten nichts von jener Einigkeit im Glauben, da einer dem andern seine Vorschrift muß nachschwatzen; sie widersprachen wohl einander in Worten, und behaupteten doch einerlei Sinn des Geistes. Dann aber, nachdem man sich lange auf unnütze Spitzfindigkeiten gelegt, wurde im zweiten Jahrhundert der seligmachende Glaube in einen Meinungsbegriff gefaßt, und das grausame Thier der Orthodoxie auf den Thron gesetzt, welches Jedermann sollte anbeten. Dagegen hat dann Vernunft und Eigensinn sich aufgelehnt und die Secten begründet. Solche Confusion wollte man durch Concilien heben, man wollte sich durch Formeln vergleichen, und da das nicht ausreichte, griff man zur Gewalt. Welcher Bischof das Glück hatte, bei dem regierenden Kaiser Oberhofprediger zu sein, unterdrückte alle, die ihn nicht anbeten wollten; kam dann ein neuer Kaiser und ein neuer Oberhofprediger, so mußte Jener mit seinem allein seligmachenden Glauben laufen, so weit er konnte." — Auch seit der Reformation hat man sich bei Auslegung der Schrift über eine Concordienformel vergleichen müssen. „Wenn wir den Katholiken vorwerfen, daß sie in ihren Crucifixen einen hölzernen Gott anbeten, so kann man uns vorwerfen, wir hätten einen papiernen Gott."

Dippel endigte als ausgesprochener Anhänger Spinoza's; trotzdem erklärten die Halleschen Pietisten, gegen die Ruchlosigkeit der Orthodoxie gehalten, seien selbst seine Schriften eine heilsame Augensalbe; sie wurden nun von den Vorfechtern des Lutherthums auch des Spinozismus bezüchtigt. Kein Neuerer wurde von diesen so gehaßt wie Dippel; als

er 1719 wegen Beleidigung des Königs von Dänemark zu ewigem Gefängniß verurtheilt wurde, jubelte der Wortführer der sächsischen Theologen, Valentin Löscher laut auf, und sprach den Wunsch aus, daß alle Spötter und Schwärmer ihm dahin nachfolgen möchten; nur durch diese unfreiwillige Buße könnten sie den ewigen Höllenstrafen entgehn.

Die ärgste Aufregung unter den Rechtgläubigen erregte der Kampf gegen die Hexenprozesse, der gleichfalls von Halle ausging. Nur langsam brachen die Ideen Balthasar Bekker's sich Bahn. Die Juristen in Halle führten in die Inquisition eine mildere Praxis ein, lebhaft von Spener unterstützt. „Der Teufel kann seine Freude daran haben, auf seinen Sabbaten die Gestalten unschuldiger Personen nachzuahmen; solches ist der Art des Mörders und Lügners nicht ungemäß. Daher ich sorge, daß sehr viel Unschuldige, weil sie die Folter zu falschem Bekenntniß gebracht, verbrannt worden."

Noch 1695 votirte Thomasius in einem Hexenprozeß nach den Regeln Carpzov's, und war nicht wenig betroffen, als sein College Stryk ihn corrigirte; er schämte sich, daß ein Pedant ihm den Rang abgelaufen habe, studirte gründlich die einschlagende Litteratur, und bot sieben Jahre darauf dem Unfug offen die Stirn. Zwar erklärte er sich vom Dasein des Teufels überzeugt, aber die Prüfung der Wahrheit sei sehr schwer, das Beste sei, die Processe ganz aufzugeben. Wenn Thomasius seine Stimme erhob, so wurde sie weithin vernommen, und da er Jahr ein Jahr aus darauf zurückkam, konnte die Frage nicht mehr von der Tagesordnung abgesetzt werden. Das Uebel wurde zwar nicht sofort abgestellt, aber erheblich vermindert, und in kurzer Zeit wurde die Ueberzeugung so stark, daß die Praxis ihr folgen mußte.

Der Vorkämpfer der Orthodoxie, Löscher, jammerte wiederum über die Ungebühr dieses „Politicus", der durch seine glatte Schreibart große Herrn berede, es müßte, wenn die Gelehrsamkeit bei uns wie in Holland steigen sollte, der Indifferentismus eingeführt werden! Nun fördre er gar durch Leugnung der Zauberei das Reich der Finsterniß. „O wie glückselig waren wir vor zwanzig Jahren, da man von gottlosen Charteken in Deutschland nichts wußte, und mit Grausen hörte, was für Unheil das ungemessene Bücherschreiben in dem allzu freien Holland anrichtete! Nun haben es bei uns lichtscheue Kinder der Finsterniß im deutschen Jerusalem ärger gemacht als im holländischen Samaria!" — „Durch Gottes Zulassung sind die Zeiten gekommen, wo Schwärmerei, Indifferentismus und Naturalismus im Bund den wahren Glauben antasten: es möchten wohl die Steine schreien in dieser bösen Zeit!" —

„Die lutherischen Päpste fangen an, den in Rom zu überbieten; es fehlt nur noch das Wir, so wären sie von Gottes Gnaden!" So schreibt Thomasius' jüngerer Freund und College Hieronymus Gundling, ein gelehrter Jurist, der in seinen historischen Arbeiten mit Eifer und Verstand den Ruf übel beleumdeter ausgezeichneter Männer zu retten suchte. „Wir haben uns einmal vorgesetzt, auf Formeln zu leben und zu sterben."

Durch ihre Verbindung mit den Pietisten nahm die deutsche Aufklärung jenen idealistischen Charakter an, den schon Leibniz der deutschen Bildung zu geben suchte; sie entfremdete sich nicht völlig der Kirche, sie suchte Fühlung mit dem Glauben des Volks: die Pietisten bilden neben Leibniz ein wichtiges Moment des deutschen Idealismus.

5.

Der Ausgang.

1690—1716.

Die Deutschen hatten in frühern Jahrhunderten viel vom Vaterland gesprochen, aber die elende politische Organisation ließ kein rechtes Nationalgefühl aufkommen; die Deutschen standen darin im Wendepunkt des Jahrhunderts fast hinter allen Völkern zurück. Es war freilich ein Gewinn, daß seit 1690 die Fürsten, hauptsächlich die protestantischen, sich ernsthaft an dem französischen Krieg betheiligten, aber sie waren uneinig, jeder wollte Politik auf eigne Hand treiben, die kaiserlichen Generale, welche die Führung hatten, waren mißtrauisch bei jedem Erfolg, und so verlief der Krieg matt und planlos. Die Franzosen erfochten 1. Juli 1690 bei Fleurus einen Sieg, 9. Juli 1693 bei Neerwinden einen noch größern; und wenn die kaiserliche Armee 16. Aug. 1691 bei Peterwardein gegen die Türken ihre Waffenehre glänzend bewahrte, so blieb der Westen des Reichs den Verwüstungen der Feinde ausgesetzt. Es war noch ein Glück, daß auch diese erschöpft waren.

In die Misere der damaligen Kleinstaaterei führt uns am lebhaftesten Leibniz' Briefwechsel ein. Er war Juni 1690 aus Italien wieder nach Hannover zurückgekehrt, und hatte noch während des Kriegs mit dem französischen Bischof Bossuet seine geistreich ziellosen Verhandlungen fortgesetzt. Seit Juni 1691 hatte er noch einen zweiten Herrn,

den abenteuerlichen Herzog von Wolfenbüttel Anton Ulrich, und kam, da dieser gegen die Pläne seines Vetters in Hannover boshaft intriguirte, wiederholt in eine sehr zweideutige Lage.

Anton Ulrich gehörte zu Deutschlands gefeierten Dichtern; abgesehn von zahlreichen weltlichen und Kirchenliedern hatte er zwei Romane geleistet: erst 1669 die „Mesopotamische Schäferei oder die durchlauchtige Syrerin Aramena" im Costüm Philipp's IV., er wußte sich etwas damit, das Publicum durch Schilderung adliger Courtoisie zu beglücken, so wie durch geographische und naturhistorische Notizen zu bilden. Dann seit 1677 „die Römische Octavia, der hochlöblichen Nymphengesellschaft an der Donau gewidmet." Aller Hofklatsch der Zeit, namentlich was in Hannover vorfiel, wurde in irgend einer Verkleidung darin eingewebt. Von einem brennenden Ehrgeiz verzehrt, besaß Anton Ulrich ein nicht gemeines Talent zur Intrigue und zur boshaften Beobachtung. Die adlige Sitte, welche der Roman in den Zeiten des Amadis und noch der Scudery empfahl, hatte wenigstens dem Anschein nach etwas Vornehmes; jetzt, wo er die wirkliche und ideale Welt durch einander warf, eröffnete er dem Bürger einen Einblick in ihm bisher unbekannte Laster, Lügen, Intriguen und Zügellosigkeiten.

Anton Ulrich ließ später eine seiner Enkelinnen katholisch werden, um den Kaiser, eine andre griechisch, um einen russischen Großfürsten zu heirathen: „wenn morgen der Teufel käme, und die dritte verlangte," sagte einer seiner Geistlichen, „würde man sie ihm nicht abschlagen!" Anton Ulrich selbst trat noch in hohem Alter, März 1710, zur Römischen Kirche über.

Ernst August, obgleich hinfällig, hielt eine Maitresse, die Gräfin Platen, der ebensoviel Ehren erwiesen wurden als der Kurfürstin. Sophie beglückte ihre Nebenbuhlerin zuweilen mit Sarkasmen, im Allgemeinen war sie klug genug, sich gut mit ihr zu stellen. Die Schwester der Platen, auch eine verheirathete Frau, hatte Ernst August's ältesten Sohn, den mürrischen Georg, zum erklärten Galan. Seine Gattin und Cousine, die schöne Sophie Dorothea, weniger gewandt als ihre Schwiegermutter, verhehlte ihren Widerwillen nicht. Die Freundschaft zu einem genialen Abenteurer, Graf Königsmark, mußte sie entschädigen. In der Nacht zum 2. Juli 1694 gab sie ihm ein Stelldichein, um mit ihm an den Hof ihres Vaters in Celle zu entfliehn; er wurde bei der Gelegenheit von der Platen, die von einer heftigen Leidenschaft zu ihm entbrannt war, umgebracht. Ein Jahr lang wußte man nicht wo er geblieben war; auch dann noch blieb die Geschichte im Dunkel: Anton

Ulrich nahm sie als Episode in seine „Römische Octavia" auf. Sophie Dorothea, die es verschmähte, sich zu fügen, wurde gerichtlich geschieden und als Gefangene nach Schloß Ahlden gebracht, wo sie noch 32 traurige Jahre verlebte: ihr eigner schwächlicher Vater ließ sie aus feiger Ruheliebe im Stich, und die Platen blieb regierende Maitresse.

Gegen diese Sittenlosigkeit der Höfe zeigten die Philosophen eine sträfliche Nachsicht. Leibniz klagte wiederholt darüber, daß sich Europa durch den Abscheu vor der Vielweiberei den Orient verschließe; die Unauflöslichkeit der Ehe sei ein verkehrtes Dogma; von ihm schreibe sich das lächerliche Vorurtheil, daß ein Mann durch die Treulosigkeit seiner Frau beschimpft werde. Durch lautes Aussprechen ähnlicher Ansicht gaben Pufendorf und Thomasius großes Aergerniß.

Es galt förmlich als unerläßlich für die Würde eines Fürsten, eine Maitresse zu besitzen. Sophien's Tochter, die schöne und geistvolle Sophie Charlotte, war an den Kurfürsten Friedrich von Brandenburg verheirathet, der sie hoch verehrte; gleichwohl stellte er ihr eine anerkannte Geliebte zur Seite, aus den niedrigsten Schichten des Volks, der aber seine Granden huldigen mußten, und für welche er sinnlos verschwendete.

Des ermordeten Grafen Königsmarks Schwester, die schöne und geistreiche Gräfin Aurora, bot alles auf, ihren Geliebten, den neuen Kurfürsten von Sachsen, August den Starken, zum Einschreiten in Hannover zu bewegen. Dieser, ein Jüngling von seltner Körperkraft und Lebensfülle, hatte auf seinen Reisen durch Frankreich, England, Spanien, Italien, Ungarn die sinnlichen Genüsse in einem unerhörten Maaß ausgekostet und strebte unersättlich nach neuen. Keine Figur der Zeit versinnlicht so deutlich das Verderbliche der Kleinstaaterei selbst für begabte Fürsten. Er war nicht ohne bessere Regungen, er hatte sogar etwas Ritterliches; was sollte er mit seiner überschäumenden Lebenskraft in Verhältnissen machen, die jede größere Kraftentwickelung ausschlossen? in Sitten, denen aller Halt fehlte? So hatte man in Wien einem Ehemann, der sich über das Verhältniß seiner Frau zum Prinzen August beschwerte, geantwortet: in alten und neuen Zeiten hätten es sich die Ehemänner zur Ehre gerechnet, ihre Frauen den Souveränen zu überlassen! Im Taumel stürmte August von einer Geliebten zur andern.

August's Frivolität in sittlichen Dingen machte sich auch in seinen kirchlichen und politischen Beziehungen geltend. Die Polnische Krone zu gewinnen, trat er 2. Juni 1697 in Wien zur katholischen Kirche über. „Man sagt, er habe seine Religion geändert", schreibt einer seiner Hof-

cavaliere, „wenn er nur vorher eine gehabt hätte! Er glaubte nichts weiter, als was andre Fürstenkinder insgemein glauben, nämlich daß ein Gott im Himmel ist, sie aber auf Erden thun können, was sie wollen!" 12. Sept. 1697 hielt er seinen Einzug in Krakau, er hatte nun einen neuen Spielplatz für seine Prunksucht und seine Liederlichkeit. In den kirchlichen Angelegenheiten wurde übrigens nichts geändert: die sächsische Kirche wurde seitdem durch bevollmächtigte lutherische Minister regiert.

20. Oct. 1697 unterzeichneten die kaiserlichen Bevollmächtigten zu Ryswik den Frieden mit Frankreich: Straßburg blieb französisch, und noch in der letzten Stunde ertrotzten die französischen Gesandten — vielleicht mit heimlicher Zustimmung des Kaisers — die Clausel, daß in den dem Reich wiedergegebenen Orten die katholische Religion allein berechtigt sein sollte. „Wir Deutsche verdienen das", schreibt Leibniz, „da wir in den größten Gefahren noch immer Zeit zu kleinlichen Händeln haben!"

Nach der andern Seite konnte sich der kaiserliche Hof eines glücklichen Erfolgs rühmen. Prinz Eugen von Savoyen, geb. 18. Oct. 1663, seit Jahren östreichischer Generalfeldmarschall, erfocht 11. Sept. 1697 über die Türken den großen Sieg bei Zenta, und nöthigte sie 20. Jan. 1699 zum Frieden von Carlowitz, durch den vorläufig der Besitz Ungarns für Oestreich gesichert wurde. Der Prinz blieb ein treuer Diener seines Kaisers, er war nicht blos als Feldherr und Staatsmann, sondern auch seiner feinen Bildung nach einer der bedeutendsten Männer Europa's; der geborne Franzose hatte sich sogar die deutsche Sprache sehr gut angeeignet. Seine historische Mission, den Türken einen kräftigen Staat entgegenzustellen, hatte Oestreich erfüllt, aber sein Einfluß in Deutschland war eher im Sinken: die Bigotterie des Hofs schreckte die Gebildeten Norddeutschlands ab, und im Wiener Leben, soweit es nicht der angebornen harmlosen und ungebildeten Lustigkeit huldigte — der Hofprediger Abraham a Santa Clara ist ein Typus dafür — schien der Einfluß der undeutschen Provinzen den der deutschen mehr und mehr zurückzudrängen. Das Haus Oestreich kannte in seinen Ansprüchen kein Maaß: es mißtraute den protestantischen Fürsten, die ihm doch im Felde am treusten anhingen, während die katholischen mit Frankreich planten.

Seit langen Jahren sahen die Häuser Habsburg und Bourbon dem Erlöschen des Spanischen Königshauses entgegen und blickten lüstern nach der glänzenden Erbschaft. Als der kinderlose König von Spanien starb, 1. Nov. 1700, nahm nach einigem Zaudern Ludwig XIV. für seinen Enkel Philipp, Kaiser Leopold für seinen Sohn Karl die

Krone in Anspruch. Ludwig hatte den Frieden von Ryswik mit der stillen Absicht geschlossen, Kräfte für den letzten entscheidenden Kampf zu sammeln, insofern war der Krieg für Deutschland eine Nothwendigkeit; die Zwecke, die der Kaiser damit verband, waren Idole eines gedankenlosen Ehrgeizes.

Durch ein eigenthümliches Verhängniß warf der Protestantismus sein Gewicht für die Sache des katholischen Kaisers in die Wagschale. Die beiden mächtigsten katholischen Reichsfürsten, die Kurfürsten von Bayern und Köln, ließen sich von Frankreich erkaufen, und überlieferten ihre Festungen den Franzosen.

Dagegen schloß König Wilhelm von England, zugleich für die Niederlande, 7. Sept. 1701 eine Allianz mit dem Kaiser, nachdem er vorher eine Parlaments-Acte durchgesetzt, kraft welcher die Kurfürstin Sophie von Hannover und ihre Erben unter der Bedingung, protestantisch zu bleiben, nach dem Ableben seiner nächsten Erbin Anna auf den britischen Thron berufen wurden. Sophie war 70 J. alt; ihr Sohn, Kurfürst Georg — Ernst August war 1698 gestorben —, trat nun mit Eifer dem Bündniß bei. Noch im Herbst 1702 drangen die Franzosen verwüstend über den Rhein; 6. Oct. erklärte das Reich den Krieg.

Das Bedürfniß, für den bevorstehenden Kampf sich Verbündete zu sichern, nöthigte den Wiener Hof, dem Ehrgeiz des Kurfürsten von Brandenburg nachzugeben; der Kurfürst sollte König in Preußen sein, welches ja nicht eigentlich zum Römischen Reich gehörte. 18. Jan. 1701 setzte sich König Friedrich I. in Königsberg unter Aufwendung unerhörter Pracht die Krone auf. „Wir müssen", schreibt Prinz Eugen 10. Febr. 1701, „behutsam zu Werk gehn; wir dürfen es nicht der Freundschaft gegen unsern Hof zuschreiben, daß Brandenburg einen Bund mit Frankreich dermalen abgelehnt; wer sich einmal die Vergrößerung seiner Staaten in den Kopf gesetzt, kann es mit seinen Nachbarn nie aufrichtig meinen." — In den stärksten Ausdrücken sprach 20. April der Papst seine Mißbilligung aus und legte Verwahrung ein: Könige zu ernennen, käme nur dem heiligen Stuhl zu! — Gegen diese Anmaßung traten die Halleschen Juristen ein, Thomasius mit seiner Schule, Gundling, Ludewig, Henning Böhmer u. A.

„Ihr Kurfürst ist jetzt das Haupt der Protestanten im Reich!" schrieb Leibniz unmittelbar nach dem Uebertritt Augusts des Starken nach Berlin. „Man muß daran arbeiten, jenes eitle Phantom der Trennung zwischen den beiden protestantischen Parteien zu zerstören. Die Sache ist nothwendiger und ausführbarer als je." Die beiden protestan-

tischen Kirchen, vereinigt, sollten im Gegensatz zur Katholischen die evangelische Kirche heißen. Jetzt erst gewann der Gedanke der Union eine greifbare Gestalt; es war die Lebensaufgabe des Preußischen Staats. Auch ergriff man ihn in Berlin zuerst mit großem Eifer, noch Mai 1703 wurde ein ganz ernsthafter Anlauf genommen; indeß war das Volk, von seinen lutherischen Predigern geleitet, entschieden dagegen.

Die Hauptsache war für Leibniz die Organisation der geistigen Arbeit durch Vereinigung der gelehrten Männer in einer Academie. Dahin hatte er schon 1688 in Wien gearbeitet; dazu suchte er August 1697 Peter den Großen zu bestimmen, dem er durch die Kurfürstin Sophie vorgestellt wurde. Gelang es, dies mächtige Reich der Cultur aufzuschließen, so war die Verbindung des Abendlands mit den gebildeten Reichen des Morgens, namentlich mit China, hergestellt. Vorläufig sollten sprachliche Aufzeichnungen bei allen wilden Völkerschaften, astronomische Posten durch ganz Rußland, von Station zu Station eingerichtet werden, zugleich um die Abweichungen der Magnetnadel zu ermitteln. Solche Entwürfe streute sein Kopf nach allen Seiten aus. Selbst von den Jesuitischen Missionen hoffte er viel für die Kenntniß des Orients. Er dachte sich einen Papst aus, der den verschiedenen Mönchsorden bei der Organisation der Arbeit jedem einen bestimmten Platz gebe. Er wollte die historischen Studien auf die Urzeiten des Christenthums und des Buddhismus leiten; er hoffte in Abyssinien ein Petrefact des ursprünglichen Christenthums zu finden. Durch die gelehrte Zeitschrift „Acta Eruditorum“, die seit 1684 in Leipzig erschien, und für die er sehr ansehnliche Beiträge lieferte, stand er mit allen namhaften Gelehrten Deutschlands in enger Verbindung. Dazu gehörten Graf Tschirnhaus, ein würdiger Edelmann, mit dem Leibniz schon zu Paris Freundschaft geschlossen; er lebte auf einem Gut in der Nähe von Leipzig, und widmete sein bedeutendes Vermögen ausschließlich der Verbreitung der Wissenschaften und gemeinnützigen Anstalten. Ferner Hiob Ludolf in Frankfurt, der 24 Sprachen verstand; Morhof in Kiel, Schurzfleisch in Wittenberg, Vincenz Placcius in Hamburg u. A. An gelehrtem Eifer und an tüchtigen Kräften fehlte es in Deutschland nicht; es galt, sie unter einer energischen Leitung zu organisiren.

Als 23. Sept. 1699 das Corpus Evangelicum sich entschloß, den verbesserten Gregorianischen Kalender, gegen den sich die lutherische Orthodoxie 116 Jahre gesträubt, endlich einzuführen, benutzte Leibniz den Augenblik, die Idee einer Academie in Berlin wieder anzuregen. Sie sollte von vornherein Theorie und Praxis vereinigen, und nicht allein

Künste und Wissenschaften, sondern auch die Verbesserung des Feldbaus, der Manufacturen, des Handels und der Gewerbe ins Auge fassen; sie sollte sich deshalb mit allen Zweigen der Verwaltung und mit Technikern in Verbindung setzen. Es sollte mit ihr eine Sammlung von Urkunden verbunden werden, ein Münz- und Antiken-Cabinet, ein chemisches Laboratorium, eine Sternwarte; jährlich sollten statistische Berichte über medicinische Angelegenheiten gesammelt, Prämien für Entdeckungen ausgesetzt und wissenschaftliche Reisen unterstützt werden. Er verlangte für sie ein Monopol des Buchhandels, damit die Schriftsteller nicht mehr Lohnarbeiter der Buchhändler wären; sie sollte die oberste Censurbehörde sein, für die Reinheit der Sprache sorgen; die weltliche und Kirchengeschichte des Landes systematisch bearbeiten. Der Schatz der vorhandenen aber zerstreuten menschlichen Kenntnisse sollte durch sie in Ordnung gebracht, vermehrt und angewendet werden. Auch das Missionswesen sollte sie in die Hand nehmen, und dadurch Fühlung mit der civilisirten Welt des Ostens, mit China gewinnen. Auf Grundlage dieser Vorschläge wurde 11. Juli 1700 die Academie in Berlin wirklich eingeweiht. Sie hätte schon damals Bedeutendes wirken können; ein besserer Leiter als Leibniz konnte nicht gefunden werden. Aber für diese Dinge hatte der Kurfürst, der in jeder Prunksache verschwendete, kein Geld; es geschah wenig oder nichts. Erst die Nachwelt ist dem Gründer der Academie gerecht geworden.

Berlin fing an, im deutschen Culturleben eine Macht zu werden. Juli 1703 richtete Schlüter, den man nicht mit Unrecht den deutschen Michel Angelo genannt, die Statue des großen Kurfürsten auf, das stolzeste Werk der Spätrenaissance, das stolzeste Symbol für den emporstrebenden Hohenzollernstaat. Gleichzeitig wurde das königliche Schloß und das Zeughaus vollendet, mit Schlüters herrlichen Todtenmasken.

In Charlottenburg wußte die Königin Sophie Charlotte ein blühendes Leben um sich zu sammeln. Sie hatte sich dem Studium der besten Italienischen Musik ergeben, der Werth ihrer Musikalien wurde auf eine Tonne Goldes geschätzt, kein Tag verging ohne Concert und Oper.

Von der deutschen Dichtung war in Charlottenburg aus begreiflichen Gründen weniger die Rede; die Achtung vor derselben war unter den Gebildeten mehr und mehr gesunken. Die Verskunst galt fast nur noch als Mittel, den Großen zu schmeicheln. Unter dem Einfluß der Pietisten geriethen die Schauspieler als rechtlose Leute in Verachtung. Ein wenig besserte sich das Verhältniß durch die glänzende Stellung, welche sich einzelne bevorzugte Hofdichter namentlich in Berlin erwarben.

Sophie Charlotte sprach geläufig französisch, englisch und italienisch; einer ihrer Gäste fragte beim Herausgehen zweifelhaft: ob sie auch wohl deutsch verstehe?

— „Noch hat die deutsche Poesie vor dir, durchlauchtige Sophie! sich nimmer dürfen sehen lassen; noch hat ein Lied sich nicht gewagt, was man in allen Sprachen sagt, vor dir in einen Reim zu fassen. Das wird auch heute nicht geschehn; allein nachdem sie wohl gesehn, daß das, was ihr scheint zu gebrechen, auch andern Sprachen noch gebricht, so denkt sie: warum soll ich nicht auch einmal unvollkommen sprechen? Dies unterfängt sie sich nun heut. Du fragst: hat sie mehr Lieblichkeit als sie bisher gehabt zu singen? — Nein, sie kennt ihren rauhen Ton, und weiß, daß unser Helikon nicht kann vor deinen Ohren klingen. Allein was sie verwegen macht, ist, daß sie aller Sprachen Pracht für dich doch mangelhaft gefunden. Sie sieht, daß keiner möglich ist, es auszusprechen, wie du bist, drum hat sie sich's auch unterwunden. Sie spricht: und steht es Fremden frei, was trag' ich dann, ich Deutsche, Scheu, Sophien's Lob herauszustreichen? Weicht jede Sprache gleich nicht mir, so muß, o deutsche Fürstin, dir, doch aller Völker Schönheit weichen."

Der Verfasser des artigen Gedichts, Oberceremonienmeister von Besser, hatte erst durch die Gunst seines Freundes und Musengenossen v. Canitz, dann durch eine schöne Frau, Glück bei Hofe gemacht, war mehrfach zu diplomatischen Missionen verwendet, und hatte die „Reputation" seines Herrn stets zu wahren verstanden. In der Ceremonialwissenschaft war er erste Autorität: keine Kleinigkeit, da die Lehrbücher derselben an Umfang die Lehrbücher der lutherischen Dogmatik noch übertrafen. Für seine Gratulationsgedichte wurde er mit enormen Geschenken belohnt; er ließ sich auch keine Mühe verdrießen, er feilte unablässig im Schweiß seines Angesichts, und es gelang ihm wirklich, seine Complimente elegant zu drechseln. Canitz und Besser drangen gleich Boileau auf Correctheit und kunstgerechte Haltung; im Gegensatz zu dem Lohensteinischen Schwulst näherten sie ihre poetische Sprache der Prosa. Gern benutzten sie Stellen lateinischer Classiker zu einer feinen Wendung. An die Fleming, Dach u. s. w. reichten sie noch lange nicht, ihr Geschmack war rein verständiger Art und ihr Inhalt dürftig; indeß hatte Malherbe, den noch Boileau als Reformator des poetischen Stils pries, vor hundert Jahren sich keiner andern Vorzüge zu rühmen.

Als 1700 nach Canitz' Tod seine Gedichte herausgegeben wurden, machten sie großes Aufsehn. Mit Eifer trat der Privatgelehrte Benj.

Neukirch in Berlin für die neue Richtung ein; er sagte sich 1700 in einem Hochzeitsgedicht feierlich von Lohenstein los. Auf seine Seite stellte sich bald darauf Wernicke in Hamburg, ein geborner Preuße, der sich durch Reisen in Frankreich und den Niederlanden eine gute weltmännische Bildung angeeignet hatte. „Man hält dafür, daß wir bisher in unsern Versen mit eitlen Worten gespielt, und zu wenig auf sinnreiche Einfälle bedacht gewesen; am wenigsten auf eine nachdrückliche Art zu schreiben. Es fehlt uns an jener Kritik, durch welche sich die französische Schreibart so sehr vervollkommt hat." — Daß nun die Anhänger Lohenstein's die Fehde gegen Wernicke aufnahmen und ein paar Jahre fortsetzten, machte das Publicum aufmerksam, das sich immer freut, wenn Litteraten einander durchhecheln.

Sophie Charlotte konnte sich für dergleichen Klopffechtereien unmöglich interessiren; sie hielt sich lieber an die Philosophen. Alle Fremden wurden von der geistreichen, liebenswürdigen Frau bezaubert; der gesittete Freidenker wurde eben so wohl empfangen wie der fromme Geistliche. Selbst der abenteuerliche Dippel, der sich jetzt auf Alchymie gelegt, fand vorübergehend eine Zuflucht in Berlin.

Am werthvollsten für Sophie Charlotte war der Verkehr mit Leibniz, der den Briefwechsel mit ihrer Mutter in Hannover vermittelte, und den größten Theil seiner Zeit in Berlin zubrachte. Er sollte ihr über die tiefsten Probleme der Metaphysik Auskunft geben, und er that ihr nie genug: „es ist nicht möglich," sagte er einmal, „Sie zufrieden zu stellen, Sie wollen das Warum des Warum wissen!"

Der Stoff für die Gespräche riß nicht ab. Da widmete der Irländer Toland der Königin, die er in Berlin kennen gelernt, pantheistische Briefe; Leibniz schrieb für sie Aug. 1701 eine Widerlegung derselben. Da mußte er ferner gegen den Jesuiten Vota den Protestantismus vertheidigen. Dann kamen Bayle's und Locke's Schriften in Betracht, die stückweise vorgelesen und widerlegt wurden. Aus diesen Gesprächen gingen die beiden Schriften hervor, die Leibniz damals populär gemacht haben: die „Nouveaux essays sur l'entendement humain" 1704 gegen Locke, die „Théodicée" 1711 gegen Bayle. Diese beiden Schriften sind auch darum von Wichtigkeit, weil sie das Verhältniß zwischen den drei großen Formen des Denkens, in welche die Philosophie des nächsten Jahrhunderts sich spaltete, Leibniz' Idealismus, Locke's Realismus und Bayle's Skepticismus, am treffendsten auseinander setzen.

Die meisten Schriften Leibniz' waren Gelegenheitsschriften: er wollte unmittelbar wirken, für seine weltumfassenden Entwürfe die Mäch-

tigen der Erde gewinnen. Um zu wirken, mußte er sich auf den Standpunkt dessen stellen, mit dem er redete: ohnehin war es seine Art, auch die seltsamste Meinung nicht eher anzufechten, als bis er sie begriffen hatte. Willig ging er auf die Vorstellungsweise eines Jeden ein, der ihn anhören wollte, um ihn unmerklich auf den Punkt zu führen, wo er ihn brauchte; er verständigte sich mit Franzosen, Engländern und Italienern; mit Scholastikern und Cartesianern, mit Jesuiten, Pietisten und strengen Lutheranern: in alle dachte er sich hinein, allen wußte er in ihrer Sprache deutlich zu werden. Der praktische Erfolg dieser Anstrengungen war gering. Er sah das Große groß, seine Perspektiven gingen weit über den Horizont der Zeitgenossen; er hatte auch für das Kleine und Gemeine einen scharfen Blick, und seine Beurtheilung der maßgebenden Persönlichkeiten trifft oft überraschend in's Schwarze. Aber beides in einander zu verarbeiten, verstand er nicht, und darin besteht die echte Politik: bald ging er in's Unermeßliche, bald ließ er sich vom Kleinen in's Schlepptau nehmen.

Man mißversteht ihn leicht, wenn man die Voraussetzungen nicht kennt, unter denen er schrieb; man versucht zuweilen umsonst, dem Zusammenhang seines Denkens nachzugehn. Aber er ist vorhanden: auch bei der leichtesten Untersuchung treten merklich genug die Grundbegriffe hervor. Er hat nie ein System ausgearbeitet; er brauchte kein Register, weil in seinem Kopf alles in Ordnung war.

„Wie unendlich zerstreut ich bin, läßt sich nicht sagen. Ich suche in den Archiven Urkunden für die Geschichte des Hauses Braunschweig. Soviel Neues aber habe ich in der Mathematik, soviel Gedanken in der Philosophie, daß ich oft nicht weiß, was ich zuerst ausarbeiten soll: meine Dynamik, meine Analyse des Unendlichen, meine Monadenlehre . . . Aber all' diese Arbeiten, die historischen ausgenommen, geschehn wie verstohlen: am Hofe erwartet man ganz andre Dinge! Von Zeit zu Zeit habe ich Fragen aus dem Fürstenrecht zu behandeln . . . Gestattet mir der Tod Zeit, die Vorsätze, welche ich bereits gefaßt, auszuführen, so will ich versprechen, keine neuen mehr zu machen."

Von der classischen Philologie ist Leibniz ausgegangen; seine Studien über vergleichende Sprachwissenschaft hatten aber einen immer weitern Umfang gewonnen. Da er auf die Verwandtschaft des Persischen mit dem Deutschen aufmerksam geworden war, forderte er Jesuiten von Ansehn auf, in den Missionen dafür zu sorgen, daß zunächst in jedem Idiom Hochasiens ein Vaterunser aufgesetzt werde: die Etymologie sei für die Urgeschichte der Völker ebenso zu benutzen wie die Versteine-

rungen für die Urgeschichte der Erde; die Sprache sei weder in ihren sinnlichen Elementen noch in ihrem geistigen Organismus ein Werk des Zufalls. Er verfolgte die Bedeutung der Wörter historisch, und suchte auf eine Ursprache zu kommen: die spätere Entdeckung der Indogermanischen Sprachverwandtschaft liegt wenigstens im Keim schon in seinen Werken.

Neben der Etymologie zieht er auch die Mythe zu Rath, und sucht den verborgenen historischen Grund derselben zu entdecken, aber sehr behutsam, da er wohl weiß, wie arg dieser Grund durch die Licentia poëtica getrübt und verwirrt ist.

Die Weltgeschichte erscheint ihm, wie die Natur, als ein Kosmos; es giebt kein noch so dunkles Problem, dem er nicht beizukommen suchte, um den geheimen Zusammenhang zu ergründen. Von einer grenzenlosen Kühnheit in der Conception, wendet er bei der Ausarbeitung die strengste Nüchternheit an; seine historischen Arbeiten sind Muster für alle Zeiten. Sein Amt wies ihn auf die Ausarbeitung der Braunschweigischen Geschichte, aber das war ihm nur der Ausgangspunkt, den Gang der Deutschen Geschichte überhaupt zu untersuchen. Von Deutschland aus schweifte dann sein Blick über den fernsten Orient, von der Gegenwart auf die dunkle Urzeit. Die spätere Forschung hat vieles zu ergänzen, wenig zu berichtigen gefunden.

Der Mittelpunkt seines historischen Interesses war die Kirchengeschichte. Ein Entwurf, den er darüber Mai 1700 an Bossuet schickte, fiel ungefähr gleichzeitig mit Arnold's „Kirchen- und Ketzergeschichte", mit Dippel's ersten Schriften; aber sein Standpunkt ist der des freien Weltmannes.

Nicht minder war Leibniz darauf bedacht, die Geschichte der Menschen mit der Geschichte der Natur in Verbindung zu bringen. Er hatte sich unter Johann Friedrich eifrig am Bergbau betheiligt, und die im Harz gefundenen Fossilien und Versteinerungen gaben ihm die erste Idee zu einer „Protogäa", d. h. zu einer Urgeschichte der Erde und ihrer Revolutionen. Nach ihm ist die Erdkugel ein geschmolzenes, aus ihrem Centrum, der Sonne, herausgeschleudertes Stück; die Felsen sind Schlacken dieses Gusses. Als die Oberfläche der Erde nach der großen Verbrennung sich abgekühlt, fiel die Feuchtigkeit, welche das Feuer in die Luft getrieben, auf die Erde nieder, löste das in der Asche festgebliebene Salz auf und füllte die große Höhlung der Oberfläche mit gesalzenem Wasser. Das Feuer zog sich darauf in das Innere der Erde, und giebt durch Vulkane und Erdbeben noch immer sein Dasein kund.

Hierauf folgte eine neue ebenso mächtige Zerstörung durch das Wasser. Vielleicht fiel diese mit der Abkühlung der Erdrinde zusammen, welche viele Höhlungen unter sich hatte: wenigstens zeigen Ueberreste in den Gebirgen, daß das Meer auf Stellen gewesen sein muß, von denen es heute weit entfernt ist.

Am gründlichsten bearbeitete er die Rechtsgeschichte, die ja recht eigentlich in sein Fach schlug: seit 1696 war er Geheimer Justizrath. Die Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Codex juris gentium war bahnbrechend für die Auffassung des Zusammenhangs zwischen der Entwicklung des Rechts und der Staaten.

Zu den mancherlei Träumen, mit denen er sich trug, gehörte die Idee einer Uranias, eines Weltgedichts, das Paradies und Golgatha umspannen sollte. Er ist nie an die Ausarbeitung gegangen, aber seine gesammte Philosophie ist seine Uranias. Ein andrer Traum, eine Weltsprache für alle Gebildeten zu finden, hat ihn vielfach beschäftigt, erscheint uns aber heute noch räthselhaft.

Von früher Jugend bis in sein spätestes Alter hatte Leibniz das Bedürfniß nach intimem Verkehr mit gebildeten Frauen, und daraus entwickelten sich wiederholt innige und dauernde Verhältnisse. Von eigentlicher Liebe zeigt sein Leben keine Spur: einmal im fünfzigsten Jahr dachte er flüchtig an eine Heirath, gab es aber bald wieder auf.

Von seiner Persönlichkeit hat er selber ein Bild entworfen. „Er ist hager, mittler Statur, hat ein blasses Gesicht, oft kalte Hände und Füße. Seine Stimme ist schwach und fein, biegsam, aber nicht mannigfaltig; er hat schwache Lungen. Sein Nachtschlaf ist ununterbrochen, weil er spät zu Bett geht und das Nachtsitzen dem Arbeiten am frühen Morgen vorzieht; schon seit seinem Knabenalter hat er eine sitzende Lebensweise geführt und sich wenig Bewegung gemacht. — Sein Hang zum Gespräch ist nicht so groß als der zur Meditation und zum einsamen Lesen: ist er aber einmal in ein Gespräch verwickelt, so setzt er es ziemlich angenehm fort. Man wird ihn niemals weder ausschweifend lustig, noch ausschweifend traurig sehn; das Lachen verändert oft nur seine Miene, ohne seine innern Theile zu erschüttern. — Er kann nicht gut in die Ferne sehn, in der Nähe ist sein Gesicht desto schärfer. Wegen seines schwachen Gesichts hat er keine lebhafte Einbildungskraft; deswegen wird er durch gegenwärtige kleine Beleidigungen härter getroffen als durch große vergangene; er braust leicht auf, aber das vergeht wie ein Strohfeuer."

Ganz unerwartet starb Sophie Charlotte 1. Febr. 1705, erst

37 J. alt. „Beklagen Sie mich nicht!“ sagte sie zu einer ihrer Damen, „ich gehe meine Neugier zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts; und dem König meinem Gemahl bereite ich das Schauspiel eines prächtigen Leichenbegängnisses“. So geschah es. Den niedergeschlagenen Leibniz suchte der König durch ein reiches Geschenk zu trösten. Diesem trat bald darauf eine geistvolle Princeß nahe, Caroline von Anspach, die Schwiegertochter Georg's.

Mit Sophie Charlottens Tod hört gleichwohl die Poesie in Leibniz Leben auf. In Berlin hatte man für seine Bestrebungen keinen Sinn mehr; in Hannover blieb ihm zwar die alte Gönnerin Sophie treu, bis an ihren Tod, 18. Juni 1714 — sie wurde 84 J. alt; — aber sie hatte wenig Einfluß mehr, und Kurfürst Georg mochte ihn nicht. Er fiel in völlige Ungnade, als er sich 1712 ohne Urlaub nach Wien begab, wo er zwei Jahre blieb, und zwar die Gunst und Freundschaft des Prinzen Eugen erwarb, aber doch keine eigentliche Anstellung fand. Nach Hannover zurückgekehrt, Sept. 1714, bemühte er sich vergebens um einen Ruf nach London: in England war er als Nebenbuhler Newton's verrufen. Als er, 70 J. alt, starb, 14. Nov. 1716, nahm der Hof von seinem Begräbniß keine Notiz. Dagegen wurde in der Französischen Academie sein Andenken glänzend gefeiert.

Bis zu seinem letzten Augenblick finden sich Entwürfe über die Organisation der Arbeit und die Abhülfe der öffentlichen Noth: sein Geist schweifte rastlos über allen Gebieten des Lebens und Wissens. Nur wenig gönnte er sich Schlaf, oft brachte er die Nächte in seinem Arbeitsstuhl zu. Fast seine einzige Erholung waren Kinderfeste, die er gern gab: er hatte eine herzliche Freude an den Kindern.

Im Gegensatz gegen Luther zeigt Leibniz fast nie eine Gemüthsseite, bei der wir ihn fassen könnten; jeden Mißerfolg seines gewaltigen Strebens, jede bittre Enttäuschung scheint er mit Gleichmuth anzusehn; es kommt kein Mitleid auf. Luther hatte ewig mit sich selbst und mit Gott zu ringen, Leibniz nie. Er lehnte noch im letzten Augenblick die Beichte ab, er hatte nichts zu bekennen. Er hatte immer ein Weltbürger sein wollen, wie stark aber in seinem weltbürgerlichen Idealismus das deutsche Gemüth vertreten war, wie sicher er in seinem Denken den Kern der deutschen Natur trug, das hat das spätere Jahrhundert an's Licht gebracht. Bald nach dem Tode Sophie Charlottens wurde in Halle durch Wolff der Versuch begonnen, die Gedanken des größten deutschen Philosophen dem deutschen Publicum mundgerecht zu machen.

Die Berliner Academie dagegen wurde ihrer Aufgabe entzogen. Nach dem Tode des Königs Friedrich Febr. 1713 verabschiedete sein Sohn Friedrich Wilhelm den ganzen prunkenden Hofstaat mit Einem Federstrich, den Oberceremonienmeister v. Besser voran, der einen glänzenden Ersatz am Hof Augusts des Starken fand; man ließ Schlüter gehn, und ein trunkfälliger Narr wurde zum Hohn an die Spitze der Academie gestellt. Die Festlichkeiten hörten auf, überall wurde die Werbetrommel gerührt, die Residenz verwandelte sich in eine Kaserne, und das in einer Zeit, wo der große Krieg völlig beendet schien.

Die ersten Jahre dieses Kriegs hatten den Deutschen Waffen keine durchgreifende günstige Entscheidung gebracht: der große Sieg über die Franzosen, den, 13. Nov. 1704, Prinz Eugen und Marlborough, der brittische Oberfeldherr, mit rühmlicher Theilnahme der Preußischen Armee bei Höchstädt erfochten, schien die Sache zum endlichen Austrag zu bringen. Die beiden abtrünnigen Kurfürsten von Bayern und Köln wurden geächtet, ihre Länder mit Beschlag belegt, das Reich schien feste Zustände zu gewinnen.

5. Mai 1705 starb Kaiser Leopold (65 J.); von den Hofhistorikern empfing er den Namen des Großen. Im Wesentlichen hatte er die Politik Philipp's II. und Ferdinand's II. fortgesetzt; vom Cabinet aus hatte er die Angelegenheiten des Reichs nach kirchlichen Voraussetzungen geleitet. Des Kaisers Leben war nach der Uhr geregelt. Während des Ankleidens hörte er gravitätisch die Späße seiner Hofnarren und Zwerge an; darauf ging er zur Messe. Vom wirklichen Leben war er abgesperrt, selbst seine Angehörigen durften sich nur mit den Zeichen tiefster Unterwürfigkeit ihm nahn. Dabei ging alles knapp zu; die Reisenden erstaunten über die Armseligkeit des kaiserlichen Hofhalts.

Der neue Kaiser Joseph (27 J.) war von entgegengesetzter Art. Gewandt in allen ritterlichen Uebungen, hatte er sich persönlich im Felde ausgezeichnet; er schob die Jesuiten bei Seite und nahm die Regierung selbst in die Hand; der Hof erschien nun wirklich in kaiserlichem Zuschnitt. Die kaiserliche Macht schien fester zu stehn als je. Erzherzog Karl wurde in Madrid zum König ausgerufen. In Italien erfocht Prinz Eugen den Sieg bei Turin.

Bei alledem war die kaiserliche Macht nicht im Stande, das Reich

nach allen Seiten zu schirmen. August der Starke hatte als König von Polen einen unglücklichen Krieg mit dem abenteuerlichen Schwedenkönig Karl XII. geführt; ungehindert drangen die Schweden Sept. 1706 in das deutsche Land ein und blieben ein Jahr in der Nähe von Leipzig stehn. Das Reich hätte in große Gefahr kommen können, wenn Karl sich mit Ludwig XIV. verständigte; aber er haßte die Franzosen, er begnügte sich, August im Frieden zu Altranstädt schimpfliche Bedingungen aufzulegen.

Anscheinend hatte Ludwig XIV. das Princip der Autorität auf die Spitze gestellt, aber die Autorität konnte nicht vorhalten, da sie auf Willkür beruhte, da ein Einfall den andern drängte. Die Kirche, die noch 1682 ganz national gewesen war, wurde unter dem im Alter frömmelnden König wieder römisch; die nationalgesinnten Bischöfe mußten sich 1693 auf Gnade und Ungnade dem Papst unterwerfen. Die Verfolgungen gegen die Protestanten und die gleich ernsthaften Jansenisten waren dem leichtlebigen Publicum nicht unbequem, aber über die Scheinheiligkeit der Jesuiten zuckte es die Achseln. Fontenelle, Bayle's Schüler und Mitarbeiter, von großem Einfluß auf seine Zeit, wußte in seiner „Geschichte der Orakel" 1687, ohne grade dem Strafrichter zu verfallen, den Aberglauben überhaupt lächerlich zu machen. Das Publicum nahm für den Erzbischof Fenelon, den Erzieher der königlichen Kinder Partei, als er 1699 wegen seines „Télémaque" in Ungnade fiel; sein Vergehn war, dem Monarchen eine ernsthafte Auffassung seines Berufs empfohlen zu haben. Das Unglück des Erbfolgekriegs löste vielen die Zunge; Fenelon verlangte Frieden um jeden Preis und Einberufung der Notabeln; der gefeierte General Vauban eine gründliche Umgestaltung des Finanzwesens. Aeußerlich wahrte der alte König seine Haltung, aber man hatte aufgehört an ihn zu glauben.

Der Glanz dieses Reichs spielte nur noch auf der Oberfläche. Die herrschende Klasse war innerlich ausgehöhlt; sie hatte ausschließlich dem Vergnügen, dem Schein und der Repräsentation gelebt, in einem vornehmen Müßiggang, der jeden ernsten Zweck, jedes Pflichtgefühl ausschloß. Der anscheinend allmächtige Hof hatte eigentlich nichts zu thun, er stand dem Staat als Zuschauer gegenüber; die Politik war ihm nur Stoff für leichte Unterhaltung. Adel und Geistlichkeit, da sie dem Staat nichts leisteten, waren als Privilegirte dem Bürgerthum verhaßt; sie selber betrachteten auch das Königthum aus der Nähe mit spöttischen Augen.

Nach der Schlacht bei Oudenaarde bequemte sich Ludwig, Mai 1709, über den Frieden zu unterhandeln; das Elend in Frankreich

spottete aller Beschreibung. Damals war die Zeit, den Elsaß wieder für Deutschland zu gewinnen, aber auf das Reich kam es dem Kaiser nicht an; er bestand darauf, Ludwig XIV. solle seinen Enkel selbst aus Spanien treiben; in diese Schmach konnte der greise König nicht willigen, er brach 25. Juli 1710 die Unterhandlungen ab.

17. April 1711 starb Kaiser Joseph; sein jüngerer Bruder Karl VI., bisher König von Spanien, wurde zum Kaiser ausgerufen und gekrönt. Damit war die ganze europäische Politik verschoben; es konnte den Engländern nicht einfallen, die Vereinigung der beiden Kronen durchsetzen zu wollen; Marlborough wurde abberufen, und Ludwig XIV. schöpfte wieder Athem. Zudem besaß der neue Kaiser nicht die Elasticität seines ältern Bruders; er war steif, kleinlich und mißtrauisch wie sein Vater.

11. April 1713 schlossen die brittischen Bevollmächtigten zu Utrecht den Frieden mit Frankreich ab, dem gleich darauf der neue König in Preußen, Friedrich Wilhelm, beitrat. Nur schwer entschloß sich Kaiser Karl, auf den Glanz der Spanischen Krone, die er schon sein genannt, zu verzichten. Aber es mußte geschehn; 6. März 1714 schloß Prinz Eugen in Rastadt im Namen des Kaisers Frieden. „Wir müssen der Vorsehung danken, daß wir den gegenwärtigen Drangsalen durch diesen Frieden entrissen werden; alle Betrachtungen, wie derselbe hätte sein können, hören auf, da man den Krieg fortzuführen außer Stand ist." — Frankreich ward von seinem Raub nichts abgenommen.

Eine weitere Gefahr für Europa, die Rückkehr der Stuarts nach England, wurde glücklich abgewandt; nach dem Tod der Königin Anna 1. Aug. 1714 wurde Kurfürst Georg als König ausgerufen. Das Reich hatte nun fünf auswärtige Könige zu Vasallen: Polen, Preußen, Schweden, Dänemark, Großbritannien: hinlänglicher Grund zu neuen Verwickelungen. Aber wenn der Krieg dem Reich keinen positiven Gewinn gebracht, so war das Capital des gewonnenen Ruhms für das Nationalgefühl nicht gering anzuschlagen, ein Menschenalter hindurch erfreute sich Deutschland verhältnißmäßiger Ruhe, und die Nation kam allmälig vorwärts. Die schlimmste Zeit unsers geistigen Lebens ist vorüber.

Vollends athmete Deutschland wie ganz Europa bei dem Tode Ludwigs XIV. auf, wie von einem Alp erlöst. Er starb 1. Sept 1715. Seine Familie war bis auf den unmündigen Urenkel, seinen Nachfolger, ausgestorben; seine Creaturen hatten sich heimlich von dem Sterbenden entfernt. Sein Testament wurde ohne Widerspruch umgestoßen, der liederlichste aller Prinzen, der Herzog von Orleans, übernahm die Re-

genschaft. Hof und Stadt zogen ein neues Gewand an. Aber auch für ganz Europa beginnt ein neues Zeitalter. Der große Stil der Politik, der sich immer an die mächtige Erscheinung Ludwigs geknüpft hatte, hört auf, und scheint einem kleinlichen Spiel zweckloser Intriguen Platz zu machen: aber während dieses Spiels gewinnt allmälig, namentlich in Deutschland, das Bürgerthum Platz für seine stille segensreiche Arbeit.

Zweites Buch.

Die Zopfzeit.

1720—1748.

1.

Willkür und Zucht.

1720—1733.

Die Culturzustände, die mit dem Tode Ludwig's XIV. in Europa eintraten, bezeichnet man als Rococo und Zopf: jene Richtung ging von Frankreich, diese von Deutschland aus. Das Rococo war die letzte abgeschwächte Form, in welcher der französische Adel sich vom Bürgerthum zu scheiden suchte, seine letzte Metamorphose seit den Zeiten des Ritterthums.

Bis dahin war wenigstens auf der Oberfläche der französischen Gesellschaft die Gallische Frivolität zum Schweigen gebracht, die würdige Haltung des Königs wirkte auf seine Umgebungen zurück. Nun, ermuntert durch das Beispiel des Regenten und seiner wüsten Gesellen, warf die Liederlichkeit alle Scham ab, Cynismus in Form und Gesinnung wurde guter Ton. In den Tagen Racine's hätte kein Gebildeter daran gezweifelt, daß Versailles der Sitz des guten Geschmacks sei, jetzt verbreiteten sich von da aus die tollsten Orgien raffinirter Genußsucht über alle Kreise Frankreichs. An allen Höfen Europas spielen verwegene Abenteurer eine hervorragende Rolle, und verzetteln die Politik in läppische Intriguen. Einer dieser Abenteurer, der Schotte Law, wußte dem Regenten von Frankreich die Meinung beizubringen, daß man um so reicher sei, je mehr man Schulden habe, und leitete wirklich in diesem Sinn mehrere Jahre die Staatsfinanzen. Der Besitzstand der Großen wurde untergraben, der hohe Adel trieb schwindelhafte Geldgeschäfte, das Vermögen wechselte im Handumdrehn: dem banquerouten Edelmann mußte der Hof unter die Arme greifen, das war das Hauptgeschäft des Staats. Das Spiel wurde das Idol der Zeit, schneller Erwerb ohne Arbeit das höchste Streben. Lebensart, Tracht, Hausrath, alles nahm das Gepräge

eleganter Bequemlichkeit an; die Kunst warf sich auf lüsterne Gegenstände. Zierliche Porcellanfiguren im Schäfercostüm durften in keinem Salon coquetter Damen fehlen, und dieser Salon wurde der Mittelpunkt der Geselligkeit. Eine neue Art der Galanterie kam auf, zierlich, frivol, empfindsam lüstern. Für den Marquis ward es Pflicht, auf Eroberungen auszugehn, rein aus Eitelkeit und Langeweile; die Ehe wurde ganz cynisch behandelt. Fest stand in den Pariser Sitten nichts mehr.

Von Kindheit auf wurden adlige Knaben und Mädchen zur Zierlichkeit dressirt, zur Galanterie und Coquetterie förmlich angelernt; Friseur und Tanzmeister waren neben dem Koch die wichtigsten Stützen der Gesellschaft. Die großen Aufzüge schrumpften in Maskeraden, Schäferspiele und Feenstücke zusammen, durch die man die Langeweile nothdürftig verscheuchte. Eine typische Figur dieser Zeit war die Nebenbuhlerin des Regenten, die Herzogin von Maine. Enkelin des großen Condé, hatte sie den ganzen Stolz und Ehrgeiz des hohen Hauses, aber sie war von kleiner, fast zwerghafter Gestalt: bei der thurmhohen Frisur der Zeit stand ihr Gesicht in der Mitte der Statur. Im 16. J. heirathete sie den Bastard Ludwig's XIV., einen bescheidenen jungen Mann, den sie schnell unter den Pantoffel brachte. Hochmüthig, herzlos, fantastisch, sammelte sie seit 1700, 24 J. alt, in Sceaux einen Hof, der Versailles im Kleinen vorstellen sollte: einige Schöngeister gaben den Ton an, vornehme „Schäfer" mußten in demüthiger Galanterie vor der kleinen Hoheit wetteifern. „Was bei gemeinen Leuten Unverschämtheit wäre, wird bei uns Halbgöttern zur rechtmäßigen Galanterie!" Alle Tage trieb sie die Langeweile zu irgend etwas neuem; sie nannte sich selbst die Honigfliege, und stiftete einen Orden mit diesem Namen. Als Ludwig XIV. starb, und der Regent ihren Gatten, dem nach dem Testament des Königs die Regentschaft zufallen sollte, bei Seite schob, versicherte sie, das ganze Reich in Flammen aufgehn zu lassen; sie fädelte eine Verschwörung ein wie Cinna's Geliebte, erreichte aber nichts anderes, als daß sie auf kurze Zeit ins Gefängniß kam. Dann setzte sie ihr altes Wesen fort; noch im 70. Jahr heischte sie die nämliche anbetende Galanterie wie im 16. Sie hatte sich eine künstliche Welt geschaffen, in die kein Tageslicht der Wirklichkeit drang. „Sie hat ihr ganzes Leben hindurch Komödie gespielt", schrieb Voltaire, den sie im 70. J. in ihren Schutz nahm, „und wird sie bis ans Ende spielen." So geschah es auch, aber nicht sie allein, die ganze feine Welt spielte Komödie.

Die ritterlichen Ueberlieferungen des französischen Adels hatten allen Kern eingebüßt; die Heroïnen der classischen Schule hatten sich ebenso

ausgelebt als die Cavaliere des Amadis und der Scudery, das Publicum war ihrer müde geworden. Mit den Unsitten des Rococo-Zeitalters kamen auch in der Dichtung neue Ideale auf.

Dies neue Zeitalter zeichnet sich in dem Roman „Gilblas" von Lesage ab, dessen erste Bände 1715 erschienen, eben da der König starb. Er ist im Stil der Spanischen Schelmenromane, auch nach Spanien verlegt, aber er schildert Französische Sitten und wurde das Lieblingsbuch der guten Gesellschaft Europa's. Ein lustiger Vogel kommt in alle möglichen Situationen, auch die schimpflichsten, und lernt bei der Gelegenheit die verschiedenen Schichten der Gesellschaft kennen, die leicht, anmuthig und pikant geschildert werden; das Leben erscheint wenig erbaulich, aber lustig. Einen eignen Willen zu haben, gilt als überflüssig, alles läßt sich vom Zufall tragen, es wird nicht einmal der Versuch gemacht, im Guten oder Schlimmen Kraft zu entwickeln. Diese frivole Welt ist in völliger Harmonie mit sich, darin unterscheidet sich das Buch vom „Simplicissimus", in dem bei allem Leichtsinn doch mitunter ernste, ja finstre Töne durchklingen.

Freilich kam in der Zeit der Regentschaft nur offen zum Vorschein, was insgeheim längst gewuchert hatte. Schon 1707 zeichnete der nämliche Dichter im „hinkenden Teufel", ebenfalls unter spanischem Costüm, die Pariser Sitten aus allen Schichten der Gesellschaft in ihrer innern Unwahrheit und Frivolität, und das Lustspiel „Turcaret" 1709 scheint mitten in der Regentschaft geschrieben zu sein. Welche gründliche, unglaubliche Gemeinheit! eine Welt, in der man sich schämen möchte zu existiren, und die doch mit sich sehr zufrieden scheint! Das ist nicht mehr Nachbildung des Plautus und Terenz, das ist dem wirklichen Leben abgeschöpft: diese „haute finance", die lange vor Law, mit unerhörter Schamlosigkeit das Land aussaugt, und das schmählich Gewonnene in verächtlicher Lüsternheit vergeudet! Dieser Adel, der sich nicht schämt, Speichelleckerei bei den verworfensten Gaunern zu treiben! Es ist für die Rococo-Sitten ein classisches Zeugniß, und sehr lesbar.

Gilblas hat bei aller Unsitte den Vorzug der Naivetät; diese geht in den Rococo-Romanen der folgenden Jahrzehnte verloren: man sucht sich einzureden, daß man mit den Gesinnungen des Gilblas noch ein vollkommener Cavalier sein könne; ja daß etwas von der Leichtfertigkeit desselben zum Wesen eines echten Cavaliers gehöre: die gemeinen Leute müssen erwerben, arbeiten, den Gesetzen gehorchen; der Edelmann hat den Vorzug, seinen Gelüsten folgen und das Leben dilettantisch nehmen zu dürfen. Es sind geist- und talentvolle Schriftsteller, die im Roman die

Denkweise des Gilblas in die vornehme Welt übertragen, aber sie haben alle etwas Geziertes, ihr Stil ist Manier. Eine feste Sitte zeichnet sich bei ihnen nicht ab, wir werden lediglich mit den Grillen und Einfällen hochgeborner Müßiggänger unterhalten. So in Crebillon's „Egarements du coeur et de l'esprit" 1735: der bildungsbedürftige junge Mann wird förmlich angeleitet, den Hof zu machen, Damen zu verführen, ohne daß es ihm rechter Ernst ist, es muß einmal so sein. Später artet das, namentlich bei Crebillon selbst, in die reine Lust an der Zote aus. Sehr merkwürdig ist des Abbé Prevost kleine Novelle „Manon Lescaut" 1733, die ärgste Paradoxie von der Welt, mit äußerster Anmuth dargestellt. Der junge Chevalier wird von seiner Geliebten, einer Dirne, betrogen, und weiß es; trotzdem kann er von ihr nicht lassen, ja als sie eines Verbrechens wegen am Schandpfahl steht, stellt er sich neben sie, und will sie in die Deportation begleiten. Das wird nicht wie ein Krankheitsfall geschildert, der Dichter sucht den Leser für das unreine Mädchen einzunehmen, und es gelingt ihm zum Theil. Die Grundsätze der Ehre sind bis zur letzten Spur verwischt: die Erben der Noblesse aus dem 17. Jahrhundert sind zu bloßen Rentiers herabgekommen, die aus Langeweile sündigen.

Im Gegensatz gegen diese dilettantische Lebensauffassung der Franzosen gehn die Engländer darauf aus, mit dem Soll und Haben in's Reine zu kommen. Die Engländer sind nie bloße Genußmenschen gewesen, auch in ihrem Sport zeigt sich immer das Bedürfniß der Arbeit, der starken, ja gewaltsamen Anstrengung. Ihnen schwebt das Ideal eines Gentleman vor, zunächst freilich an einen bestimmten Stand geknüpft, der Grundbesitzer, doch so, daß diesem Stand eine sittliche Pflicht auferlegt wird. Die Praxis läßt darin freilich viel zu wünschen übrig, aber es wird wenigstens in der Theorie verlangt. — Unter der Regierung der Königin Anna hatte sich, in Prosa und Poesie, der modern englische Stil gebildet; die Dichter gingen sämmtlich bei Boileau in die Schule: sie lernten von ihm den präcisen Ausdruck, und gewannen dadurch nicht blos an Verständlichkeit, sondern auch an Kraft. Sie suchten in ernsthaften Gedanken bleibenden Gehalt. Doch hatte der französische Schulmeister das angeborne brittische Naturell keineswegs unterdrückt. Die Litteraten, die nun in der Gunst der Nation erheblich stiegen, waren weit entfernt von dem Frauenhaften der französischen Manier: ihr Sammelplatz war nicht der Salon, sondern das Kaffeehaus, wo sie stark rauchten und tranken; sie trieben eifrig Politik und waren leidenschaftliche Whigs oder Tories. Aber einmüthig kämpften sie gegen die Brutalität des vorigen

Jahrhunderts; sie suchten, was das Leben reizend macht und was ihm bleibenden Gehalt verschafft, der Phantasie zu empfehlen. Einige Typen, die sie schufen, leben noch heute: Addison's altenglischer Gentleman, der rechtschaffen seine Pflicht thut, aber lebt und leben läßt; Shaftesbury's „Virtuoso", der sich durch ernsthaftes Studium des Schönen und Idealen zu einer umfassenden humanen Bildung, zu einem vollen Menschen rundet, und de Foe's Robinson, der in harter täglicher Arbeit sich selbst in allen Widerwärtigkeiten sein Leben schafft. Im Robinson regt sich der alte Germanische Wandertrieb, diesmal mit Ekel an der modernen Civilisation verknüpft. Freilich drängt es ihn, seine einsame Insel einmal zu verlassen; aber die Culturwelt, die ihn wieder empfängt, ist gerade so schlimm, wie die Kannibalen, denen er auf der Insel begegnete. Der Dichter, ein rechtlicher und tapferer, auch frommer Mann, hatte die Schlechtigkeit der Menschen gründlich kennen gelernt, und wußte, als vollendeter Realist, auch das Unwahrscheinlichste mit hartem Griffel wiederzugeben; man mußte ihm glauben.

Der „Robinson" zündete in Deutschland fast ebenso schnell als in England. Robinson war ja deutscher Herkunft: er hieß eigentlich Kreuznarr, was die Britten in Crusoë verstümmelten; Kreuznarr aber sagte ungefähr so viel als Simplicissimus, der ja auch einmal an einer wüsten Insel gestrandet war. Seit 1719 erschien eine „Robinsonade" nach der andern; der deutsche Bürger, niedergedrückt von der Enge der heimischen Zustände, träumte sich gern in eine recht ferne eingebildete Welt. Die merkwürdigste jener Robinsonaden ist die letzte, „die Insel Felsenburg", 1731 von Schnabel, einem Stolbergischen Beamten, geschrieben: auf jener Insel, nahe bei St. Helena, finden sich Deutsche jedes Standes und jeder Provinz allmälig zusammen; sie theilen einander ihre heimischen Schicksale mit, und gründen einen Staat, in dem jeder Unterschied der Confession aufhört. So suchte sich der Deutsche ein Vaterland, das ihm in der Wirklichkeit versagt war, im fernen Ocean.

Aber es war nicht blos diese Aussicht in die Ferne, welche dem deutschen Bürger den Robinson interessant machte; auch in ihm regte sich der Trieb nach Arbeit, der Wunsch, durch tüchtige Ausbildung seiner Kräfte sich auf eigne Füße zu stellen. Bei den deutschen Höfen dagegen und in der sogenannten Gesellschaft hatte Gilblas den Vortritt. Liederlich war die größere Zahl derselben wie in Frankreich unter der Regentschaft, aber diese Liederlichkeit war mit einer Rohheit gepaart, von der man jenseit des Rheins nichts wußte; das deutsche Erblaster der Trunksucht wucherte unter den jungen Edelleuten wie unter den Studenten, und beide

nahmen es als Vorrecht ihres Standes, sich über sittliche Regeln der „Philister" mit Willkür hinwegzusetzen.

Gegen diese Willkür wehrte sich nun der sonst so zahme, sittliche Spießbürger aus Leibeskräften; wenigstens wollte er sie in seinen eignen Kreisen nicht dulden. Gegen den Adel wagte er sich nicht, aber für seinen Stand bildete er eine eingeschnürte Moral aus, die garnicht deutscher Art ist. Die Prediger hielten immer strenger auf Kirchenbußen, in den Schulen wurde, nicht blos herb sondern grausam, Zucht und Ordnung eingebläut, und die Väter alten Schlages hielten sich verpflichtet, Gehorsam und Gottesfurcht durch unerbittliche Härte einzuprägen; sie hatten täglich die Spießruthen in den Kasernen vor Augen, und fanden sie ganz in der Ordnung. Vor allem suchten sie ihre Söhne vor unsolidem Lebenswandel zu bewahren, und als den unsolidesten sahen sie das Treiben der Poeten an.

„Heute", schreibt Christian Weise „bezeichnet der Name Poet als kaiserlicher Titel eine Art gelehrten Adels, steht aber sonst in großer Verachtung. Etliche Personen haben freilich die Welt in lauter Schäfereien verwandeln wollen und die Poesie als Hauptaufgabe ihres Lebens angesehn; aber diese mußten auf fremde Freigebigkeit lauern. Der Lehrer, der einen armen Studirenden zu tief in die poetischen Wälder führt, handelt recht wie ein Stiefvater an ihm."

So dachte auch der Vater des jungen Poeten Günther, ein Arzt in Striegau, der sich durch eisernen Fleiß aus der Dürftigkeit aufgeschwungen hatte, und bei seinem knappen Einkommen den aufstrebenden Ehrgeiz des Knaben von früh auf zu beugen suchte; er hielt es für seine Pflicht, ihn von dem liederlichen Treiben der Studenten, Schauspieler und adliger Vagabunden fern zu halten. Nur mit Widerstreben gab er zu, daß man dem Sohn eine Freistelle in der lateinischen Schule zu Schweidnitz verschaffte; Günther war 8. April 1695 geboren.

Den Tag seines Abgangs von der Schule wurde ein von ihm verfertigtes Trauerspiel von der Schuljugend aufgeführt. In Schweidnitz ließ er eine Gebiebte zurück; mit ihrem Namen Leonore sind, nicht selten mit Angabe des Datums, so viele Situationen in seinen Gedichten bezeichnet, daß man daraus eine vollständige Geschichte dieser Liebe abschreiben möchte. Indeß waren diese Lieder nicht Tagebuchnotizen, sondern lebendige Auffrischungen vielleicht halbverblichener Erlebnisse. „Weiß ich doch nicht, wen ich nenne! doch genug, es ist ein Bild, das, solang' ich leb' und brenne, mir allein das Herze stillt."

So kam er Nov. 1715, 20 Jahr, als Studiosus der Medicin

nach Wittenberg. Wenn er sich im Anfang ziemlich ordentlich hielt, so verfehlte bald das wilde Burschenleben seine Wirkung nicht; er scheint es ziemlich arg getrieben zu haben. Vielleicht wirkte eine bittre Erfahrung mit: ein Vierteljahr nach seiner Abreise hatte Leonore einem reichen alten Herrn die Hand gegeben. „Jetzt seh' ich die Triebe der thörichten Liebe vernünftiger an. Ich breche die Fessel, ich löse mein Herz, und hasse mit Vorsatz den zärtlichen Schmerz . . . Komm, selige Freiheit! und dämpfe den Brand, der meinem Gemüthe die Weisheit entwandt! . . Es lodern die Briefe, der Ring bricht entzwei, und zeigt meiner Schönen: nun leb' ich recht frei! Nun leb' ich recht frei, und schwöre von Herzen, daß Küssen und Scherzen nur Narrenspiel sei. Denn wer sich verliebet, der ist wol nicht klug — Geh, falsche Sirene! ich habe genug. — Nun kommt mir nicht etwa mit albernen Possen, und rückt mir mit starken Versprechungen vor! Im Lieben hat wahrlich die Rache kein Ohr. Ich schwöre verbindlich, bis daß ich genossen, und bin ich dann fertig,dann schwenk' ich den Hut, und gehe zur andern, die eben das thut." — Solchen Einfällen stehn die zartesten Empfindungen gegenüber: das eine wie das andre ist Eingebung des Moments.

„Will ich dich doch gerne meiden, gieb mir nur noch einen Kuß, eh' ich sonst das letzte leiden und den Ring zerbrechen muß . . . In den Wäldern will ich irren, vor den Menschen will ich fliehn, mit verwaisten Tauben girren, mit verscheuchtem Wilde ziehn, bis der Gram mein Leben raube, bis die Kräfte sich verschrein; und da soll ein Grab von Laube milder als dein Herze sein."

„Mein Gott, wie ist die Zeit entronnen! Was hast du, Herz, von aller Lust? Dies, daß du Reu' und Leid gewonnen, und wissen und entbehren mußt!" — —

Die schlimmen Folgen seines Studentenlebens waren handgreiflich: er hatte seine Medicin versäumt, seine Gesundheit war angegriffen, er steckte in Schulden. Als er Wittenberg verlassen wollte, ließen ihn seine Gläubiger verhaften; der aufgebrachte Vater erklärte, ihn nicht weiter unterstützen zu wollen; doch fand er Gönner, die ihn losmachten, und so kam er Juni 1717 nach Leipzig. Burkhard Mencke, zum viertenmal Rector Magnificus, — er hatte auf langen Reisen alle Berühmtheiten Europa's kennen gelernt, machte ein reiches Haus und suchte den Studenten Selbstachtung einzuflößen — nahm sich freundlich seiner an und führte ihn in die beste Gesellschaft ein; daß er seine lustigen Bekanntschaften fortsetzte, sah er ihm nach. Die bedenklichste Frage war: wovon sollte der junge Mann leben? Privatstunden brachten nicht viel ein, zahlende Buch-

händler gab es wenig, die einzige Art, sich Brod zu verdienen, war die versificirte Gratulation und Condolation. Günther hatte ansehnliche Gönner, seine Arbeiten fanden Beifall, sie wurden nicht übel bezahlt, und Mencke schöpfte Hoffnung, ihn durch einen großen Wurf aller Noth zu entheben. Ein liederlicher Cavalier hatte 1705 durch ein Lobgedicht auf Prinz Eugen die bescheidene Summe von 50,000 Rthr. erworben; warum sollte es dem viel talentvollern Günther nicht auch gelingen? er munterte ihn auf, zur Feier des Friedens von Passarowitz, Juli 1718, den Pegasus zu besteigen. Günther vollzog seine Aufgabe, Mencke, mit dem Gedicht höchlich zufrieden, schickte es nach Wien, aber es trug ihm blos eine leere Danksagung ein. Populär ist es nicht geworden: aus der Lyrik der Türkenkriege hat sich nur „Prinz Eugen der edle Ritter" am Leben erhalten.

Nun versuchte Mencke, seinen Schützling am Dresdner Hof unterzubringen. Dresden war der eigentliche Sitz des Deutschen Rococo, und konnte galante Versmacher sehr wohl brauchen.

Sept. 1719 wurde in Dresden die Hochzeit des Kronprinzen mit einer kaiserlichen Princeß gefeiert. Der Oberceremonienmeister v. Besser schreibt darüber: „Nachdem einige die überschwängliche Schönheit solcher Festivitäten loyal bewundert, so sind Andre auf die Frage gerathen: wie Ihro Majestät bei einer so schweren und mühsamen Regierung so viele Zeit und Lust gewinnen mögen, alle diese wunderswürdige Dinge zu ersinnen und auszuführen?" — „Magnificenz ist einem Fürsten nothwendig, da er der Statthalter Gottes ist. Gott beweiset sich als groß und mächtig in seiner strahlenden Sonne, seinem Donner und Blitz; so muß auch der Fürst in seinen äußerlichen Werken strahlen und glänzen."

Bei der Gelegenheit wurde ein hamburger Opernschreiber, Ulrich König, nach Dresden berufen: für die Pritschmeisterstelle war er zu gebildet, man gab ihm einen ehrsamen Titel und als Hoftracht statt der Hanswurstjacke einen Heroldsrock. Durch unterwürfige poetische Beihilfe erwarb er sich Besser's Gunst, der ihn in die Geheimnisse der Ceremonialwissenschaft einweihte, und dem er endlich förmlich adjungirt wurde. Besser fuhr fort, sich prächtig aber im Stil seiner goldnen Zeit zu kleiden, was nicht selten den Spott der Jugend herausforderte.

Hof und Stadt wurden möglichst im Stil von Versailles eingerichtet: auch Dresden sollte eine große Decoration für die Hoffeste bilden, wozu der Zwinger den Mittelpunkt hergab. Auf gute und schöne Sängerinnen für die Oper und Tänzerinnen wurden enorme Kosten verwandt; auch die andern schönen Künste fanden Beachtung, man fing an, Antiken

und Bilder aus der Renaissance zu kaufen. Freilich fehlte noch viel, mit Versailles zu wetteifern; es fehlte der geschulte Geschmack, der Reichthum einer nationalen Aristokratie; der Polnische Adel, der sich an den neuen Königshof drängte, schreckte den Deutschen Bürger durch seine Rohheit ab; der Glanz der Königskrone war doch nur ein erborgter. Hof und Adel in Dresden bewunderten die lüsternen Bilder der Pariser Rococomaler; dem soliden Leipziger waren sie ein Greuel.

Wenn sich die getreuen Unterthanen Auguft des Starken über die tolle Verschwendung beklagten, wurden sie scharf zurechtgewiesen. „Nachdem seither sich allerlei Leute angemaßt, von Sachen, die den Staat angehn, Zeitungen zu schreiben und viele mit anzüglichen Ausdrücken angefüllte Nachrichten auszustreun und hiedurch das Volk zu widrigen Räsonnements zu verleiten: soll sich hinfüro dergleichen Niemand unterfangen, bei Strafe des Festungsbaus!" — Es kam ein Stil der Kriecherei auf, der an Aberwitz grenzte. Bei einer Reise der Königin schreibt der schweifwedelnde Professor Philippi: „Wahrlich, da ein jeder treugesinnte Sächsische Unterthan sein Herz gleichsam auf den Weg legt, den Ihro Majestät zu nehmen allerhöchst gesonnen, damit Selbe, als führen Sie auf lauter Herzen Ihrer getreuen Unterthanen, so oft Sie unter währender Reise Ruhestatt halten, auf eben solchen Herzen als einem gar sanften Kissen Sich zu lagern geruhen mögen": — u. s. w.

Nun wünschte man bei Hofe, neben Besser und König, die in ihren Productionen etwas umständlich waren, noch einen dritten Versmacher zu engagiren, dem es leichter von der Hand ginge. Als solchen schlug Mencke seinen Schützling Günther vor, der aber vor dem Hof in Dresden in einem so angetrunkenen Zustand erschien, daß er mit Schimpf fortgeschickt wurde. Ungefähr um dieselbe Zeit erfuhr er, daß seine Leonore Wittwe sei; die alte Liebe regte sich wieder; er reiste nach seiner Heimath ab. „Die Regung ist zu scharf, ich muß dich stumm umfangen, ein Blick, ein Druck, ein Kuß vertritt der Zunge Pflicht. Ihr Jahre, die ihr spät und unter Noth vergangen, verzeiht mir jeden Fluch! ich klag' euch weiter nicht." — „Wie reimt sich Lieb' und Tod zusammen? — Es schickt und reimt sich gar zu schön, denn beide sind von gleicher Stärke und spielen ihre Wunderwerke bei allen, die auf Erden gehn".

In der Absicht, das Studium der Medicin wieder aufzunehmen, kam er dann nach Breslau, wo er in die schwelgerischen Kreise des schlesischen Adels aufgenommen wurde. Aber die Dresdener Scene wiederholte sich, er verfiel in Krankheit und Elend. In seiner Hoffnungslosig-

keit schickte er Leonore einen Scheidebrief: — „nimm also, liebstes Kind! Dein Herz — o schweres Wort! zurücke, und kehre dich an keinen Schmerz, womit ich's wiederschicke. Es ist zu edel und zu treu, als daß es mein Gefährte sei, und wegen fremder Plage sein eigen Heil verschlage. Du kannst dir durch dies theure Pfand was köstlicher's erwerben, mir mehrt es nur den Jammerstand und läßt mich schwerer sterben! . . . So brich nun Bild und Ring entzwei und laß die Briefe lodern! Ich gebe dich dem Ersten frei, und habe nichts zu fodern."

Wiederholt hatte er umsonst an die Thür seines harten Vaters geklopft; noch einmal suchte er ihn zu rühren. „Denke, was der Unmuth thut, wenn uns Freund' und Feinde kränken, wenn uns innerliche Reue, äußerlicher Mangel drängt, wenn sich Anverwandter Haß unter unsre Feinde mengt! Da verliert sich die Geduld, da vergißt man sich und alles, läßt es durch einander gehn, strauchelt oft aus Furcht des Falles; man getraut sich nichts zu wagen, man verfällt von Zeit zu Zeit, und gewöhnt sich ganz gelassen zu der Niederträchtigkeit. O wie oft hat Fleisch und Blut durch ein ungeduldig Schmollen, weil kein Retter kommen will, die Verzweiflung rufen wollen! Dadurch fällt mein zeitlich Wohl und das Heil des ganzen Lebens; alles was ich denk' und thu' wird durch deinen Zorn vergebens . . . Vater, denkt denn deine Liebe gar an keine Wiederkehr? Ach ich bitte deinetwegen: mach' uns nicht das Sterben schwer!"

— Der Vater antwortete mit einem Fluch. —

„Nun lieber Gott! Du bleibst ja lange! ich weiß nicht, was ich denken soll. Der Zweifel macht die Hoffnung bange, ich weine Bett und Bibel voll. Ach soll denn ich, nur ich allein ein Greuel meines Schöpfers sein? — Ich mag mich schicken, drehn und winden, es ist mit allem nichts gethan. Ein Sperling schläft in hohen Linden, und findet, wo er füttern kann: mich jagt die Mißgunst hin und her, und macht mir selbst die Armuth schwer." Solche Stimmungen ergreifen ihn, „wenn die Einsamkeit der kummervollen Nacht den Zustand meiner Noth im Finstern klarer macht. Da setzet sich mein Geist im Umsehn keine Schranken, da sinnt er hin und her, da spielt er in Gedanken, da seh' ich selbst in mir die Händel dieser Welt, den bösen Lauf der Zeit im Spiegel dargestellt . . ."

Nur daß er im Gedicht seinen Schmerz ausschreien kann, schafft ihm Trost. „Der Schmerz wird leicht betrogen, so oft der müde Geist zu eifrig nachgedacht, und Schwäch' und Mattigkeit das Holz zu Federn macht." Dann sucht er Stärkung in der Natur: „das Fernglas darf

ich nicht erst zum Himmel drehn, ich bin der Erde nah, hier leben große Wunder, die größten in mir selbst: die Seele, die den Zunder zu Mehrung ihres Heils blos in sich selbst ernährt!" —

Aber der Trost währt nicht lange; ein Blick auf die Sonne und es fällt ihm ein, daß es ihr geht wie ihm: „sie, die den Erdkreis stets mit Wärm' und Wachsthum trifft, bekommt doch nichts davon als Dünste voller Gift!" — „Das Gleichniß thut mir weh." — „So spiel' ich halb verrückt mit Bildern, Noth und Schmerz." — Er sieht im Traum ein krankes Frauenbild, von wilden Nachtgestalten gequält, gehetzt, athemlos niederstürzen. „Die Gegend von dem Trauerspiele wies in der Näh' ein lustig Feld: auf diesem lacht' und scherzten viele, wie wenn man etwa Hochzeit hält. Es waren Freund' und Anverwandten, die unsrer Aermsten Noth wohl kannten; sie rief, sie schrie, sie weint' und bat, und streckte die zerfleischten Armen. Nicht Einer war, der aus Erbarmen nur wenig Schritte näher trat. Drauf ächzte sie zum letzten Male: ach Himmel! hilf mir aus der Noth! — Er that es mit dem schärfsten Strahle, sein Mitleid war ihr schneller Tod. Die Feinde schleppten ihre Leiche durch Wege, Sand, Moräst' und Sträuche, ihr Grabmal war ein wüster Ort. Mein Aug' erschrak vor solchem Grimme, und wachte gleich von dieser Stimme: — so schickt man deine Jugend fort!"

— — „Ich höre, großer Gott, den Donner deiner Stimme! du höreſt mich nicht mehr; ich soll von deinem Grimme aus Größe meiner Schuld ein ewig Opfer sein. Ich soll, ich muß, ich will, ich gebe mich darein. Ich trotze deinem Zorn, ich fleh' nicht mehr um Gnade, ich will nicht, daß dein Herz mich dieser Straf' entlade. Du bist kein Vater mehr, als Richter bitt' ich dich: — vergiß vorher dein Kind, nachher verstoße mich!" — Es ist doch Race in dieser Verzweiflung!

. . . „Freilich ist's ein harter Stoß und ein Kelch voll Myrrh' und Gallen, wenn ein junger Baum verdorrt und die ersten Blüthen fallen. Freilich braucht es tapfre Füße, sonder Gram dahin zu gehn, wo die Träger unsrer warten und die Bahren fertig stehn! Doch da Schickung und Gewalt Keinem etwas Neues machen, und das alte muß! erklingt, nehm' ich unter Scherz und Lachen meinen Abschied von der Erde, wie ein Gast bei später Zeit lustig von dem Schmause wandert, und noch manchen Juchzer schreit . . . Arme Mutter! die du jetzt mein entferntes Grab bethräneſt, und vielleicht den kranken Leib auch schon an die Bahre lehneſt, nimm sammt meiner lieben Schwester eine kurze gute Nacht, weil die Wehmuth des Gemüthes Reim und Kiel zu

Schauden macht." — Dann wendet sich Günther an die alten Schulgesellen: — „Sollte einer unter euch um mein Grabmal Kräuter lesen, o so wünsch' er mir dabei ein geruhiges Verwesen, und erinnre seinen Nachbar: hier schlief unser Bruder ein, der uns oftenmals ermahnte, Brüder laßt uns lustig sein! . . . Allerliebstes Vaterland! Günther wird nicht wiederkommen; da ihn nun ein fremdes Grab aller Noth und Last entnommen, dank' ich deinen schönen Grenzen vor das erst gegebne Licht, das sich allgemach verzehret, und mir schon das Auge bricht. . . . Etwas drückt mir noch das Herz, daß ich jetzo doch nicht wüßte, daß die Liebe, wenn sie trennt, gar zu heftig plagen müßte! Komm, du Liebste meines Herzens, schau, es geht zur letzten Ruh; komm und drücke, schönste Seele! mir nur noch die Augen zu . . . Brich nur jetzt den Hoffnungsstab, reiß den Myrthenkranz in Stücke . . . und gedenk an deinen Dichter, der dich mit Gefahr geliebt, und dir jetzt die kalten Thränen, den betrübten Brautschmuck giebt . . . Seele, fort! du hast nun Zeit, deinen Frieden zu bedenken. Aber welch ein Zweifelmuth mehrt dein innerliches Kränken? Wirst du durch dies Ganze wandern? Bist du etwas oder nichts? oder ein getrennter Funken von dem Wesen jenes Lichts? — Laß den Kummer! er bethört; geh am sichersten und glaube deines Wesens Ewigkeit. Mach' es wie die Turteltaube, fleuch vor Angst und Sturm und Wetter aufs Gebirge Golgatha, fleuch und suche sichre Ritzen, denn der Räuber ist dir nah. Du gekreuzigte Geduld! die du leidest und doch schweigest, und so viel du Grausamkeit, auch Erbarmungszeichen zeigest . . . ich ergreife dein Verdienst, ich vertraue deinen Wunden, hat doch auch des Schächers Herz Ruh in dieser Freistatt funden . . . Lebe wohl, bethörte Welt! leb! ich wünsche dir's zum Possen . . . Hat sich etwa noch dein Zorn nicht genug an mir gerochen, o so sättige dein Maul mit den abgefleischten Knochen! Dieses Spiel mit meinem Körper gönn' ich dir zur Dankbarkeit, weil du mich durch so viel Stöße einmal aller Last befreit."

15. März 1723 starb der unglückliche Mann (28 J.) in Jena. Er ist unter den deutschen Dichtern der Erste, der ohne Scheu sein Inneres darstellte. Ihm war es gegeben, während der innern Aufregung sich selbst zu beobachten und die Bewegungen seiner Seele mit Naturfrische melodisch nachzubilden. „Günther's Gedichte," schreibt bald nach seinem Tod sein alter Gönner Mencke, „fließen unvergleichlich, sind voll Feuer, und führen etwas ungemein Reizendes bei sich. Er hat sie größtentheils aus dem Stegreif geschrieben: er würde unfehlbar einer der größten Poeten geworden sein, wenn er zu gehöriger Reife ge-

kommen wäre. Ein Brockes, der nur zum Vergnügen arbeiten darf, kann wohl etwas Schönes zur Welt bringen; aber wenn ein armer Günther singt, sich etwas zu verdienen, so muß wohl mitunter ein heiserer Ton vorkommen."

Günther war ein echter Dichter: eine solche Innigkeit des Fühlens und eine so reiche und tiefe Melodie des Tonfalls hat sich vor Goethe höchstens in einigen Volksliedern gezeigt. Was Mencke seinen „heisern Ton" nennt, kam aus den Tiefen des Gemüths, das die Widersprüche des Weltlaufs lebhafter empfand, als die genügsam sittlichen Gewohnheitsmenschen.

Günther's Poesie liegt in den Empfindungen, nicht in den Gedanken, und da seit Leibniz die Gebildeten unter den Deutschen anfingen, Fühlung mit der Poesie zu suchen, lief ihm in diesen Kreisen vorläufig Brockes' „Irdisches Vergnügen in Gott" den Rang ab. —

Barthold Brockes, der reiche Hamburger Senator, geb. 22. Sept. 1680, hatte sich längere Zeit in Italien aufgehalten und die dortige Litteratur und Kunst gründlich studirt. Er hatte Marino's „Bethlehemitischen Kindermord" in deutsche Verse übersetzt und damit großen Beifall gefunden; dann aber überführte ihn das Studium der Engländer, daß es in der Dichtung hauptsächlich auf kräftige Gedanken und lebhafte Bilder ankäme; das didaktische Gedicht war jenseit des Canals, namentlich durch Pope, mit großem Erfolg bearbeitet. Brockes war bereits ein gemachter Mann, 41 J. alt, als er 1721 das „Irdische Vergnügen in Gott" veröffentlichte. Es enthält eine Reihe von Gedichten, die einen sehr einfachen Mechanismus haben.

Brockes nimmt aus der Natur einen beliebigen Gegenstand, giebt von demselben eine möglichst anschauliche Schilderung, steigert sein Gefühl zu einer Art Arie, geht dann wieder in den gelindern Ton des Recitativs über, und schließt mit einem moralischen Couplet, das ungefähr so lautet: dieser Gegenstand ist so vortrefflich, wie groß muß die Weisheit und Güte des Schöpfers sein, der ihn zu unserm Nutzen und Vergnügen gemacht hat! — In diesem Gang ist nicht viel Poesie, und die Arien, die, ganz für die Musik eingerichtet, sich meist in wunderlich hüpfenden Versmaßen bewegen, nehmen fast nie einen höhern Schwung: es sind die geläufigen Modulationen der Oper. Die Naturschilderungen aber verdienen nicht ganz die Geringschätzung, mit der man heute von ihnen zu reden pflegt. Allerdings löst Brockes die Anschauung in ihre Elemente auf, aber er thut es doch nicht der eigentlichen Beschreibung wegen, sondern um eine Stimmung hervorzurufen. Als Beispiel eine Stelle über den

grünen Waldschatten, die, nicht frei von Schwulst, dennoch zeigt, daß Brockes nicht blos auf Aufzählung der Staubfäden ausgeht.

„Der Schatten sichtbar's Nichts in grünlicher Gestalt erfüllt die stille Luft, bedeckt den ganzen Wald, und ihr unfühlbar Wesen weis't, in grüner Dämmerung, in ruhigem Vergnügen, ein etwas zwischen Leib und Geist, das Leib und Geist zugleich besiegen, ergötzen und erquicken kann: ich seh' es mit Verwund'rung an. Hier färbt ein schattig Grün oft ein lichte Stelle, ein Schlaglicht machet dort den grünen Schatten helle, und bricht die sanfte Dunkelheit des braunen Schattens in dem Reize, daß viele Stellen wie vergüldet auf einer holden Schwärze glimmen, wodurch manch Schattenbaum sich auf der Erde bildet, an welchem Blätter, Stamm und Zweige zwar fühlbar nicht, doch sichtbar sind: die dann, wann ein gelinder Wind ihr rauschend Urbild rührt, im Sande gleichsam schwimmen, und, leichten Geistern gleich), die sonder Körper scherzen, bald die, bald jene Stelle schwärzen. Man siehet oft mit innigem Vergnügen an eines solchen Baumes Fuß den ganzen Baum auf flacher Erde liegen, auch in dem nah gelegnen Fluß, den Wipfel unter sich, die Wurzel aufwärts, stehn, so daß an einem Baum die aufmerksamen Augen (ach möchte doch der Mensch nur stets mit solchen sehn!) sich dreifach zu ergötzen taugen. Ein fast all' Augenblick veränderliches Licht zeigt auch all' Augenblick veränderte Gestalten, die keinen Augenblick dieselbe Form behalten, nein, die, mit wunderschnell gemalten Bildern, den schattenreichen Boden schildern, das Aend'rung liebende Gesicht in tausendfache Lust versetzen und auch zugleich das Herz ergötzen. Wenn Jemand sich in diesem Licht bewegt, geht oder läuft; so läßt's, als würde stets sein Kleid mit güldnen Flocken überstreut."

Zuweilen, freilich nur sehr selten, streift er sogar an Mystik. „Als jüngst mein Auge sich in die saphyrne Tiefe, die weder Grund noch Strom, noch Ziel noch End' umschränkt, in's unerforschte Meer des hohen Luftraums senkt und mein verschlungner Blick bald hie bald dahin liefe, doch immer tiefer sank, entsetzte sich mein Geist, es schwindelte mein Aug', es stockte meine Seele ob der unendlichen, unmäßig tiefen Höhle, die wohl mit Recht ein Bild der Ewigkeiten heißt, so nur aus Gott allein, ohn' End und Anfang stammen; es schlug des Abgrunds Raum wie eine dicke Fluth des bodenlosen Meers auf sinkend's Eisen thut, in einem Augenblick auf meinen Geist zusammen. Die ungeheure Gruft des tiefen, dunklen Lichts, der lichten Dunkelheit, ohn' Anfang, ohne Schranken, verschlang sogar die Welt, begrub selbst die Gedanken: mein ganzes Wesen ward ein Staub, ein Punkt, ein Nichts, und ich verlor mich selbst.

Dies schlug mich plötzlich nieder; Verzweiflung drohete der ganz verwirrten Brust: — allein, o heilsam's Nichts! glückseliger Verlust: allgegenwärtiger Gott! in dir fand ich mich wieder."

Bei weitem die größte Zahl seiner Gedichte ist freilich sehr prosaisch. Der stattliche Herr geht in seinem Garten spazieren und läßt sich vom Gärtner einige Blumen pflücken, über deren Farben und kunstvollen Bau er dann seine Betrachtungen anstellt. Oder er ißt bei Tisch einen Lammskopf und beschäftigt sich, nachdem er satt ist, damit, die kleinen Knöchelchen zu lösen, sich darüber zu verwundern, wie nett sie aussehn, und über die Geschicklichkeit Gottes zu staunen, der das Alles so wunderbar in einander gefügt hat. Es ist, als ob der reiche Städter zum ersten Male aus seinem Comptoir oder seiner Studierstube in's freie Feld träte und sich verwunderte: in einem Gedicht führt Brockes wirklich einen Alchymisten, der seine Augen vor den Schönheiten der Natur zuschließt, in's Feld und macht sie ihm begreiflich. Die Erde ist kein Jammerthal und die Welt verdient nicht die Verachtung der Menschen; Gott soll in seinen Creaturen erkannt und in ihnen besungen werden: das ist der beständige Refrain, mit welchem diese Dichtungen den Ideen von Leibniz zu Hülfe kommen.

Günther schildert die innern Widersprüche eines leidenschaftlichen von Zweifeln gequälten Herzens; Brockes bemüht sich, die Befriedigung des Weisen auszumalen, der mit Gott und der Natur im Reinen ist. Und das war das ernstliche Streben der Zeit: man wollte sich mit dem Weltgesetz aussöhnen, Gottes Allmacht, die der Pietismus nur mit Furcht und Zittern sich vorstellte, auch in der Weltregierung auf Erden begreifen.

Als Brockes 1747 starb, beschreibt ein vielgelesenes Hamburger Blatt seinen Einzug in den Himmel; er sieht Gott leibhaftig vor sich und ruft erstaunt: „Mein Schöpfer, Herr und König! stets hielt ich viel von dir, doch immer noch zu wenig." — — Das „Irdische Vergnügen in Gott", das vielfach die Leibniz'schen Ideen anstreift, erschien in einer Zeit, wo diese Philosophie sich in Deutschland der Herrschaft bemächtigte. Alle ehrbaren Leute erkannten in der Willkür der Sitten den Krebsschaden der Zeit; der Grund schien die Willkür im Denken zu sein. Es waren zum Theil moralische Gründe, welche zur Herstellung eines festgefügten Denkgesetzes trieben; um der Willkür durch strenge Zucht zu begegnen, scheute man auch die Pedanterie nicht. Durch willensstarke Pedanten wurde das deutsche Denken in Schule genommen.

„Da ich von Jugend auf eine große Neigung gegen das menschliche Geschlecht bei mir gespürt, habe ich mir niemals etwas angelegener

sein lassen, als alle meine Kräfte anzuwenden, daß Verstand und Tugend unter den Menschen zunehmen möchten; und ich werde davon nicht ablassen, so lange sich ein Blutstropfen in meinem Leibe regt!" — So leitet Neujahr 1720 Christian Wolff, Professor in Halle, Sohn eines Breslauer Lohgerbers, (geb. 24. Jan. 1679) seine „Vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt", ein. Es ist ein Versuch, Leibniz' Gedanken in ein populäres System zu bringen, und sie so auf einander folgen zu lassen, daß jeder neue Satz aus dem nächst vorhergehenden erwiesen werde. Diese „demonstrative" Methode entnahm Wolff der Mathematik, die er zu seinem Brodstudium gewählt, und über die er, erst in Leipzig, seit 1706 in Halle ausschließlich Vorlesungen gehalten hatte.

„Meine Eltern", erzählt er in einer kurzen Selbstbiographie, „haben mir von der ersten Kindheit an große Liebe zur Gottesfurcht beigebracht, daher ich alle Predigten besucht und täglich zu Hause die Bibel gelesen. Weil ich aber in Breslau den Eifer der Lutheraner und Katholiken gegen einander wahrnahm, so lag mir immer im Sinn, ob es denn nicht möglich sei, die Wahrheit in der Theologie so deutlich zu zeigen, daß sie keinen Widerspruch leide? Wie ich nun hörte, daß die Mathematiker ihre Sache so erweisen, daß sie Jeder für wahr erkennen müsse, lernte ich die Mathematik, um nach derselben Methode die Theologie auf unwidersprechliche Gewißheit zu bringen." — Die Naivetät dieses Jugendeinfalls hat ihn nie verlassen: er war im Alter fest überzeugt, aus zwei Leibnizischen Sätzen die ganze übersinnliche Welt mit unbestreitbarer Deutlichkeit construirt zu haben. Der erste Satz: „was einen innern Widerspruch enthält, ist unmöglich; es kann auch durch die Allmacht Gottes nicht möglich werden!" Der zweite: „alles Wirkliche beruht auf einem zureichenden Grund; alles was geschieht, folgt nothwendig aus einer Ursache, die ebenso wieder eine Ursache gehabt, und so ins Unendliche fort."

Lord Bacon, Descartes, Leibniz, Locke, Spinoza hatten ihre Gedanken entweder in der Studirstube oder im Weltverkehr geformt: Wolff ging vom Katheder aus, es kam ihm darauf an, unmittelbar Schule zu machen und seinen Schülern etwas Fertiges zu überliefern. „Da ich durch das academische Lesen mir meine Ideen aufkläre und familiär mache, bin ich im Stande, meine Bücher wie einen Brief gleich im Conner hinzuschreiben, was Leibniz nicht vermochte, der selbst im Discurs sich öfters lange besinnen mußte. Er gab als Ursache an, daß, weil er alles unter einander las, die Ideen confus wären und sich ihm nicht gleich präsentiren wollten; gestand auch, es fehle ihm an Deutlichkeit." — Der

Eine hatte einen pädagogischen Zweck, der Andre streute die Saat seiner Gedanken in die kommenden Jahrhunderte; die Worte gingen ihm nicht so glatt von den Lippen. Von dem Wunderbaren des Lebens, das Leibniz durch eine halb mystische intellectuelle Anschauung sich zu vergegenwärtigen suchte, hatte Wolff keine Ahnung: er äußert sich über Gott und die Welt mit derselben Nüchternheit wie über die gemeinste algebraische Aufgabe; ihm bleibt bei der Rechnung des Lebens kein irrationeller Rest. Aber grade das wollte das Zeitalter: ohne Wolff's wasserklare Darstellung wäre die Leibnizische Philosophie nie die Deutsche geworden.

Gleich mit seinem ersten Hauptwerk begründete Wolff den Deutschen Rationalismus, der sich ebenso bestimmt gegen die Freidenker, wie gegen die Orthodoxen und Pietisten ausspricht. Indem er mit allem blos Dogmatischen aufräumt, sucht er den Kern des Glaubens, den praktischen Idealismus zu retten, ein Inventar dessen zu geben, was im Christenthum denkbar und begriffsfähig ist, und dasselbe durch strengen Beweis über alle Zweifel sicher zu stellen. Vorsichtiger Weise leugnet er die Wunder nicht ganz, aber diejenigen Wunder, die etwas bezwecken, was auch auf natürliche Weise hätte ausgerichtet werden können. Gott thut nichts Unnützes, und die täglichen Wunder der Natur sind viel größer als übernatürliche Dinge. Durch die Offenbarung wird der Begriff des Guten und Bösen nicht erst hervorgebracht, sondern nur bestätigt: die menschlichen Handlungen sind an sich gut und böse, sie werden nicht erst durch Gottes Willen dazu gemacht. Die Chinesen, durch keine Offenbarung vom Wesen Gottes unterrichtet, haben dennoch eine vortreffliche Moral. Sittliche Verderbtheit entspringt lediglich aus der Unwissenheit in Betreff der wahren Gesetze des Guten und Bösen, die Besserung muß vom Verstand und nicht vom Willen anfangen, der Wille an sich strebt nach nichts als nach dem Guten.

April 1720 erschienen die „Vernünftigen Gedanken von der Menschen Thun und Lassen zur Beförderung ihrer Glückseligkeit"; „von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen und dem gemeinen Wesen". Das Grundgesetz des gesellschaftlichen Lebens ist das Streben des Einzelnen nach Vollkommenheit, welche ohne gegenseitige Förderung nicht erreicht werden kann. Gut ist, was meine Vollkommenheit vermehrt, böse, was sie vermindert. Nicht durch einen außerhalb der Welt liegenden Willen wird der Begriff des Rechts bestimmt, sondern durch die Natur der Dinge: richtiges Nachdenken findet für jedes Sittengesetz den zureichenden Grund; die wahre Quelle der Moral ist nicht die Ueberlieferung, nicht

das Gefühl, sondern die Vernunft. — Darin ging die Hallesche Juristenschule anscheinend mit ihm Hand in Hand. Auch Hieronymus Gundling, Thomasius' Schüler und Freund, schreibt ausdrücklich: „alle moralischen Wahrheiten liegen in der Vernunft; wir brauchen dazu so wenig eine Offenbarung, als zu dem Satz: $2 \times 2 = 4$." Gleichwohl war Gundling der erste, der Wolff, und zwar sehr heftig, angriff: er fand es lächerlich, daß wie bei den Scholastikern der Syllogismus die Erfahrung ersetzen sollte, daß ein Mathematiker sich unterfing, über die Verwickelungen dieser Welt zu urtheilen, in denen nur ein Jurist sich zurechtzufinden wisse. In der That leitet Wolff aus seinen Denkgesetzen zu viel her, selbst die Regeln der geselligen Höflichkeit und die Einrichtungen des Haushalts; darin liegt seine Pedanterie. Aber er hat ein großes Verdienst: er brachte die moralischen Gesetze des Bürgerthums zu Ehren; von den herkömmlichen Zugeständnissen an die lockern Sitten der vornehmen Welt wollte er nichts wissen, er faßte das deutsche Familienleben mit sittlichem Ernst auf, und trug wesentlich dazu bei, daß die deutsche Ehrbarkeit in den mittlern Schichten sichtlich zunahm.

Nicht wenig unterstützten ihn darin die Wochenschriften, die nach dem Vorbild der Engländer in Deutschland massenhaft auftauchten, und sich bemühten, das Laster abschreckend, die Tugend liebenswürdig zu schildern, während in den Komödien aus den letzten Tagen der Stuarts eigentlich nur das Laster als interessant erschien.

Wolff's drittes Hauptwerk, „Vernünftige Gedanken von den Wirkungen der Natur und von den Absichten der endlichen Dinge", macht ebenso wie das erste Front gegen Obscuranten und Freigeister. Die Natur in ihrem Zusammenhang ist nach Wolff die wahre Offenbarung Gottes. Sie ist nicht ein bloßer Causalnexus, sondern die Realisirung eines großen Zwecks; sie ist der wahre Ausdruck der göttlichen Vollkommenheit. Ihr höchster Zweck ist der vernünftige Mensch. — Zahlreiche Schriftsteller folgten dem gegebenen Impuls, und suchten die „natürliche Theologie" aus der Luft, dem Wasser und allen möglichen Elementen herzuleiten; sie fanden einen kräftigen Wiederhall in dem „Irdischen Vergnügen in Gott." Die teleologische Auffassung der Natur ist dem System Spinoza's so entgegengesetzt als möglich, das hielt aber die Dunkelmänner nicht ab, Wolff des Spinozismus zu beschuldigen: wenn man diese völlig verderbte Welt für die beste erklärte, so war es ihnen einerlei, ob man sie aus der Causalität oder aus dem Zweckbegriff herleitete. — Für die liberale Theologie, die Gott in der Natur suchte, hat diese Schrift Wolff's viel gethan; für die Naturforschung wenig, ob-

gleich Wolff selbst durch zahlreiche Abhandlungen seine ausreichende Kenntniß der Physik bekundete. —

Wolff ging wohl auf Begründung eines Systems für alle Zeiten aus, zugleich aber auf unmittelbare Wirkung, darum strebte er in seinem Vortrag nach Popularität. „Ich weiß wohl, daß die meisten Weltweisen leichte Sachen mit schweren Exempeln erläutern; meine Art ist, die wichtigsten mit den gemeinsten Exempeln zu verstärken, damit sie desto leichter verstanden werden." War er mit seiner Deduction fertig, so setzte er zum Schluß jedesmal den moralischen Gewinn des neu gewonnenen Satzes auseinander.

Er hielt seine Vorlesungen und schrieb seine Lehrbücher deutsch, gegen den lauten Widerspruch der Facultäten. „Ich habe gefunden, daß unsre Muttersprache zur Wissenschaft sich viel besser schickt als die lateinische." Er gewöhnte seine Schüler, logisch zu denken und bei der Sache zu bleiben. Sein Satzbau sticht scharf ab gegen die schwerfällige und formlose Prosa der meisten damaligen Schriftsteller; er ist einfach, bestimmt, deutlich, leicht zu übersehn. Durch zum Theil sehr glückliche Verdeutschungen philosophischer Kunstausdrücke vermehrte er ungemein den deutschen Wortschatz, und folglich die Beweglichkeit des Denkens. Von Wärme freilich zeigt sein Stil keine Spur.

Daß Wolff's Schüler eine große Fertigkeit im Disputiren erwarben, machte den Collegen viel Verdruß: „es zeigt sich bei den Studirenden, so vermittelst ihres guten Ingenii einige Progressus in der Wolff'schen Philosophie gemacht, ein solcher Fastus, daß sie ihre Präceptoren als einfältige Leute hämisch durchziehn!" — Der stille Groll kam zum Ausbruch, als Wolff 12. Juli 1721 bei Uebergabe des Rectorats an den Pietisten Joachim Lange einen Vortrag über die herrliche Moral der Chinesen hielt. Francke, eben Decan, erbat sich den Vortrag zur Durchsicht, aber Wolff lehnte ab, die theologische Facultät über seine Lehre zu Gericht sitzen zu lassen. „Die vornehmsten Gottesgelehrten in allen drei Religionen des h. Röm. Reichs haben erkannt, mein Buch trage zu gründlicher Erkenntniß der Gottesgelehrtheit nicht wenig bei, und setze einen in Stand, sie wider alle Einwürfe zu vertheidigen." Wegen ihrer Meinungsverschiedenheit verwies er Francke an die rechtgläubigen Theologen, mit denen er ja über eben die Sätze im Streit liege. In der That hatte noch Mai 1719 Francke, mit dem Führer der Orthodoxen, dem Hofprediger Löscher, hart und endgültig gebrochen. Aber Francke, der jetzt unbedingt die Hallesche Facultät beherrschte, und durch die Schüler des Waisenhauses ein strenges Regi-

ment über alle Gesinnungsgenossen in ganz Deutschland ausübte, war nicht gemeint, in nächster Nähe eine so arge Ketzerei aufkommen zu lassen.

Aufgehetzt von den Pietisten, setzte ein ehemaliger Schüler Wolff's eine Schrift auf, in welcher er denselben beschuldigte, den Glauben an die Vorsehung zu bestreiten und das heidnische Fatum zu lehren. Sobald Wolff die ersten Bogen dieser Schrift erhielt, forderte er 8. März 1723 Prorector und Senat „zur gebührenden Ahndung dieses Frevels" auf: „da es der Universität sehr nachtheilig, wenn man renommirten Professoribus gefährliche Irrthümer von denen affingiren ließe, die vermöge der Statuten Andern Respect schuldig sind." Da die akademische Behörde sich lau verhielt, wandte sich Wolff an den Hof, der 5. April dem Gegner Schweigen auferlegte: „wie wir an dergleichen Collisionen ein höchst ungnädiges Mißfallen tragen; weil durch des Professor Wolff bisher bezeigten Fleiß und bei Auswärtigen erworbenen Ruhm Viele nach dortiger Universität gezogen werden."

Die theologische Facultät beschloß nun, in einer Denkschrift, die von Lange abgefaßt wurde, dem Hof über die gefährlichen Irrthümer Wolff's zu berichten, und darauf anzutragen, daß ihm die philosophischen Collegia entzogen würden. Lange's Geschwätz — in einer zweiten Denkschrift brachte er es auf 77 Bogen! — ist nicht zu lesen; am correctesten stellt Professor Buddeus im Namen der Facultät von Jena alles zusammen, was sich gegen die neue Philosophie einwenden ließ.

Es wird Wolff vorgeworfen, daß er den vom Geist Gottes selbst eingegebenen Beweis für das Dasein Gottes, den Schluß von den Geschöpfen auf den Schöpfer, als betrüglich durchzieht; hingegen den seinen auf den Satz des „zureichenden Grundes" baut, welcher nur zur Entkräftung des freien Willens erdichtet ist; die Freiheit des göttlichen Willens darin sucht, daß Gott die beste Welt erwählt, ungeachtet er solche seiner Meinung nach erwählen müssen; das Vorherwissen zukünftiger Begebenheiten an den nothwendigen Zusammenhang derselben bindet und also in der That aufhebt; vorgiebt, daß das Wesen der Dinge keineswegs von Gottes Willen abhänge, sondern blos in Gottes Verstand begründet sei; die gegenwärtige im Argen liegende Welt für die vollkommenste und beste, ja für unzerstörbar ausgiebt, da doch aus der Schrift erhellt, daß Gott sie gänzlich verderben und an ihrer Stelle einen neuen Himmel und eine neue Erde erschaffen will; das darin befindliche Böse nicht allein für unvermeidlich, sondern für ein Mittel größerer Vollkommenheit, eben so die Sünde für den Creaturen wesentlich und mit den Schranken der Endlichkeit zusammenfallend ausgiebt; dem menschlichen

Willen die wahre Freiheit gänzlich abspricht. „Gleichwohl freilich an diesem System lange und mit großem Fleiß gearbeitet, so ist solches auch gleich vom Anfang mit solcher Behutsamkeit eingerichtet worden, daß man die gefährlichsten Dinge unter allerhand Zweideutigkeiten versteckt und sich manche Zwickmühlen offen hält."

In diesen Streitigkeiten sollte nun der Landesherr das Rechte finden; was in Halle vorging, durfte ihm nicht gleichgültig sein. Die Universität Halle nahm seit ihrer Gründung 1693 eine hervorragende Stellung im deutschen Culturleben ein: die juristische Facultät als Vorkämpfer für die Preußischen Rechtsansprüche gegen Papst und Kaiser, die theologische als Vorkämpfer gegen die confessionellen Zeloten, namentlich in Berlin. Aus beiden Rücksichten stand sie in Berlin in Gunst, was aber den König nicht abhielt, der Garnison die ärgsten Uebergriffe gegen das Hallische Bürgerthum zu verstatten. Thomasius, Hieronymus Gundling, Francke und Lange setzten diesem Unfug mannhafteren Widerstand entgegen als Wolff. Insofern schien der Letztere dem König bequemer, er galt als fügsam.

Die Uebergriffe der Hallischen Garnison unter dem Fürsten von Dessau waren nur ein einzelnes Beispiel, das sich überall wiederholte; der Bürger litt schwer darunter, und fand nicht leicht Abhülfe, obgleich sonst im Soldatenstand strenge Mannszucht gehandhabt wurde: die Strafen gingen bis zur äußersten Grausamkeit. Das Unheil war die starre Trennung zwischen Soldaten und Bürgern: es war nirgend gelungen, den Bürger wehrhaft zu machen für die Vertheidigung des Landes; der geworbene Soldat verlor das bürgerliche Recht und war dem Bürger ein Greuel, während der Officierstand den höchsten Rang im Staat einnahm. Am bittersten empfand das der Bürger in Preußen, das seit 1713 wie eine große Kaserne aussah: er verachtete den Soldaten, aber er mußte ihn auch fürchten.

König Friedrich Wilhelm hatte mit den Hallischen Philosophen etwas Verwandtes: sie waren Feinde der Willkür und Frivolität, despotisch, nüchtern, die eigentlichen Drillmeister der deutschen Nation. Von den strammen Zöpfen, die Friedrich Wilhelm gleich nach seiner Thronbesteigung in Militär und Civil einführte, rührt die Bezeichnung „Zopfzeit". Das Tabakscollegium, wo man zum Bier, die Thonpfeife im Mund, auf schmalen und steifen Holzbänken, ohne alles Ceremoniell die wichtigsten Staatsangelegenheiten entschied; der Stock, den der König nie aus der Hand ließ, und mit dem er so manchem vornehmen Müssiggänger die Arbeit einbläute; der Hohn gegen alle französischen Tanz-

meister und geschniegelte Marquis, wie gegen alle Buchgelehrsamkeit, Empfindelei, Verweichlichung und Wortprunk; der bürgerliche Abscheu gegen alle lose Dirnen, vornehmer und gemeiner Art: welch Gegensatz gegen das gleichzeitige Rococo! Das Rococo wollte das Leben bequem machen, es streckte sich in Sophas, hüllte sich in kostbare Schlafröcke und klebte vor dem Spiegel Schönpflästerchen auf: der Zopf verabscheute alles Bequeme und Zierliche, seine Tendenz war, zu geniren. Dem Mann ziemte nur der knappe Soldatenrock. — Dieser König, über dessen wunderliche Außenseite man lachte, vor dessen Härte man sich scheute, „stabilirte die Souveränität wie einen rocher de bronce"; er führte 19. Jan. 1723 — 34 J. alt — die Verwaltungsordnung ein, die ein Jahrhundert hindurch die Grundlage des Preußischen Staats geblieben ist, ein Muster von gesundem Menschenverstand, und er sorgte mit eiserner Strenge dafür, daß sie nicht blos auf dem Papier blieb. Er brachte Ordnung und Pflichttreue in das Beamtenthum und die Armee. Die Krankheit der Zeit war Lust an der Willkür und Scheu vor jeder Verantwortlichkeit: dieser Krankheit setzte Friedrich Wilhelm wie Wolff die unerbittliche Strenge eines Mannes entgegen, der von dem absoluten Recht seiner Sache überzeugt ist. Ein stämmiger robuster Mann, haßte der König den „blauen Dunst". Einfach und regelrecht in seinen Sitten, gab er darin dem Bürgerthum, das anderwärts durch die Hofsitten corrumpirt wurde, ein gutes Beispiel. Er wollte überall das Rechte, aber wenn sich ihm gegenüber ein Rechtsanspruch zu behaupten versuchte, brach sein Jähzorm durch alle Schranken.

Die Idee einer Union zwischen den beiden protestantischen Kirchen hatte man seit 1720 fallen lassen, aber noch vor kurzem hatte der König jede Kanzelpolemik streng untersagt; er selbst war reformirt, verabscheute aber die Calvinistische Idee der Gnadenwahl; die Hallischen Pietisten kamen ihm viel zu lutherisch vor, und wie sich der „zureichende Grund" zur Gnadenwahl verhalte, wollte ihm nicht klar werden. Endlich gab ihm ein Mitglied des Tabakscollegiums, von Lange belehrt, die Auskunft: wenn ein Grenadier desertire, so wolle es so der „zureichende Grund", er könne nicht widerstehn und verdiene also keine Strafe.

Das hieß die Sache am rechten Ende anfangen. 8. Nov. 1723 erfolgte die Cabinetsordre: „Demnach Uns hinterbracht worden, daß der Professor Wolff in öffentlichen Schriften und Lectionen solche Lehren vortragen soll, welche der im göttlichen Wort geoffenbarten Religion entgegenstehn, haben Wir eigenhöchsthändig resolvirt, daß derselbe seiner Professur entsetzt sein soll . . . Wie Ihr denn auch gedachtem Wolff an-

zudeuten habt, daß er binnen 48 Stunden bei Empfang dieser Ordre die Stadt Halle und alle unsere übrigen Lande bei Strafe des Strangs räumen solle." Wolff wartete die Frist nicht ab: er hatte schon vorher einen Ruf nach Marburg, wo er 13. Dec. 1723 feierlich einzog. —

„Ich habe," sprach Francke am nächsten Sonntag von der Kanzel, „in meinem Gemüth von den entsetzlichen Verführungen, die durch seine Collegien in die hiesigen Anstalten eingedrungen, solchen Jammer und Herzeleid gehabt, daß ich nachher, als wir über alles Vermuthen davon erlöst worden, oft nicht ohne große Bewegung die Stelle angesehn, da ich auf den Knieen Gott um Erlösung von dieser großen Macht der Finsterniß angerufen habe, und es zum Exempel lebenslang behalten werde, daß Gott Gebete erhöre, wo von Menschen keine Hülfe zu hoffen ist."

Dem gemeinsamen Feinde gegenüber suchten die Pietisten und Orthodoxen ihren alten Groll zu vertuschen. „Die offenbarte Religion", schreibt Löscher in Dresden, „kann ohne wahre Geheimnisse nicht bestehn; eine Philosophie, die alles mathematisch demonstriren will, kann sich mit ihr nicht vertragen. Unser Wissen ist Stückwerk. Die Quellen der wahren Philosophie sind die Erfahrungen der Menschheit: sobald ein Philosoph sich nicht mehr auf den Stab stützt, den Gott ihm reicht, hüpft er einher mit allerlei Einfällen, und zuletzt hebt er sich vom Grund und Boden in die Luft, um mit den Wolken zu flattern. Nichts dient so sehr zur Ueberführung derer, die auf böse Lehrwege verfallen, als die Historie." Zu diesem Zweck gab er die vollständigen Reformations-Acten heraus.

Die öffentliche Meinung indeß war bereits für die neue Schule gewonnen, Facultätsgutachten fruchteten ebensowenig wie Verbote: die Kenntniß der Wolffischen Philosophie galt als Erforderniß der allgemeinen Bildung. An vielen Orten traten Gesellschaften zusammen, um sich im Verständniß derselben zu üben; die Prediger sprachen vom „zureichenden Grund", sie definirten die Bibelsprüche nach Wolffischen Kategorien und selbst der Katechismus wurde nach den Ansprüchen der „Vernünftigen Gedanken" zugeschnitten. Ein Handbuch, ein Lexicon nach dem andern erscheint, sogar eine Geschichte der Wolffischen Philosophie, die mehr als hundert Büchertitel aufweist.

Es konnte nicht fehlen, daß die Wolffische Schule mit der Zeit auch auf das Gebiet der schönen Künste, das ihr ursprünglich fern lag, ihre Aufmerksamkeit richtete. Bülfinger, Professor der Mathematik in Tübingen, wies 1725 auf die Nothwendigkeit hin, auch die „dunkeln

und verworrenen" Begriffe der Einbildungskraft in das System der reinen Vernunft aufzunehmen: der Grund des Vergnügens am Schönen müsse in der Natur der Seele aufgewiesen werden. In demselben Sinn arbeitete Alexander Baumgarten in Halle, dessen älterer Bruder Jacob daselbst einen theologischen Lehrstuhl einnahm, an einem Lehrbuch der Aesthetik, und zwei junge Kritiker in Zürich, Bodmer und Breitinger, widmeten ihre Schrift „vom rechten Gebrauch der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmacks" dem berühmten Philosophen in Marburg. Am folgereichsten aber wurde die Einführung der Wolffischen Formeln in Leipzig.

Seit dem Frieden von Utrecht wandte man der schönen Litteratur wieder eine ernstere Aufmerksamkeit zu, und sah sich nach Mustern unter den gebildeten Völkern um. Hatte die zweite Schlesische Schule dem Italienischen Stil gehuldigt, so war es seit Boileau allgemeiner Glaubensartikel, daß nur die Franzosen den echten classischen Geschmack besäßen; und der damaligen nüchternen Bildung des Deutschen Bürgerthums schien es ein großer Vorzug, daß sie durch eine Reihe von Regeln es dem Schüler leicht machten, sich diesen Geschmack anzueignen.

Bestimmter noch als zu Goethe's Zeit schmeichelte sich damals Leipzig, einzig das reine Deutsch zu sprechen. Burkhard Mencke, Günthers Gönner, der angesehenste Mann der Stadt, selbst Dichter, stand an der Spitze einer poetischen Gesellschaft, wie sich deren überall zusammenfanden, wo der Mittelstand im städtischen Leben sich behaglich fühlte: wie vor hundert Jahren die Fürsten und Herrn, lasen sich hier bürgerliche Litteraturfreunde vor, was sie in Versen geleistet. Zum Senior dieser Gesellschaft ließ Mencke 1726 den jungen Gottsched wählen, der seit zwei Jahren in seinem Hause Informator war: Predigersohn aus der Nähe von Königsberg, hatte er daselbst die Wolffische Philosophie vorgetragen, war aber aus Furcht vor den Preußischen Werbern (er maß sechs Fuß!) nach Leipzig entflohn. Dieser, ein Mann von ungewöhnlicher Arbeitskraft und einem ungewöhnlichen Glauben an sich selbst, faßte die Sache sofort in großem Stil: die Gesellschaft sollte sich durch Filiale über ganz Deutschland ausbreiten, und durch Massenwirkung den guten Geschmack verpflanzen, geleitet von einem Dictator, der ihr die Mühe des eignen Urtheils erspare. Dazu fühlte sich Gottsched vollkommen berufen. Bisher hatte die Gesellschaft nur Poetisches geleistet, er sorgte dafür, daß auch die Beredsamkeit angebaut wurde; er trieb jeden Einzelnen, soviel als möglich zu schreiben, damit man endlich eine Deutsche Litteratur bekomme, und gab alles heraus. Die Wirkung

dieser Sammlungen verstärkte er durch eine kritische Wochenschrift, in welcher Correctheit im Sinn Boileau's als erstes Erforderniß des guten Geschmacks empfohlen wurde.

Eifrig war er darauf bedacht, für die Reform des deutschen Geschmacks die Gunst der Großen zu gewinnen; mit Wonne besang er ein Dresdener Carneval. „Nun hab' ich's selbst gesehn, nun weiß ich, wie es ist, mein König! wenn Dein Volk des Kummers ganz vergißt, indem es voller Lust nach Deinen Zimmern eilet und da die Faschingslust mit Deinem Hofe theilet. Es ist Dir nicht genug, daß Du mit Sorgfalt wachest, Dein Land vor Feinden sicher machest, — nein, Deine Gnade geht bis auf die Lustbarkeit! Dein Unterthan genießt bei Dir die goldne Zeit." — Aber seine Polemik gegen die Oper, die er für unnatürlich hielt, weil in Wirklichkeit die Leute nicht singen, zog ihm die Feindschaft des Dresdner Hofpoeten Ulrich König zu, der selber Opern geschrieben, und damit die Ungnade des Hofs.

Unausgesetzt regte er die Deutschen zur Cultur ihrer Sprache an: sie sollten sich schämen, latein und französisch zu radebrechen! Eine junge Dame in Danzig, Adelgunde Kulmus, mit der er correspondirte, seine spätere Gattin, schrieb ihre ersten Briefe französisch, was er ihr verwies; bald wurde sie bekehrt: „Sie stellten mir die männliche Schönheit meiner Muttersprache so lebhaft vor, daß ich sogleich den Entschluß faßte, mich mehr darin zu üben, und ich fange schon an, gern Deutsch zu denken und zu schreiben."

„Wenn Thomasius noch lebte", sagte Gottsched in der Denkrede nach dessen Tod, 23. Sept. 1728, „würde er mit Vergnügen wahrnehmen, wie die deutschen Schriften täglich mehr Leser bekommen, und wie das von ihm so tapfer bestrittene Vorurtheil beinahe alle Kraft verloren hat." Leider that Wolff — der nicht mehr Deutschlands, sondern Europas Lehrer sein wollte — seinen Gegnern seit 1728 den Gefallen, seine Lehre in dickleibigen lateinischen Quartanten zu veröffentlichen.

Dagegen ließ ein vornehmer Mann, Justizrath von Bünau in Dresden, in demselben Jahr den ersten Band seiner „Deutschen Kaiser- und Reichshistorie" deutsch erscheinen. „Einige werden zwar tadeln, daß ich die deutsche Sprache vor der lateinischen gewählt, maßen diese auswärts mehr bekannt ist: allein Cicero, dem vorgeworfen war, daß er in seiner Muttersprache und nicht lieber in der griechischen als der damaligen Gelehrtensprache geschrieben, hat bereits geantwortet: mihi quidem nulli satis eruditi videntur, quibus nostra ignota sunt." Er war in den Quellen völlig zu Hause, seine Bibliothek die reichste in Deutschland.

Der erste Band seiner Geschichte, ein starker Quartant, umfaßte nur die Römerzeit; es folgten noch drei Bände, bis zum Anfang des zehnten Jahrhunderts. Das Buch ist wirklich componirt, die Tendenz gegen die Hierarchie gerichtet.

Zugleich schrieb der Leipziger Stadtschreiber Mascou die „Geschichte der Deutschen bis zum Anfang der fränkischen Monarchie", mit besonderem Augenmerk auf die Rechtsentwickelung; ein Buch, von dem Mencke 1728 urtheilte, es sei so vorzüglich, daß es verdient hätte, lateinisch geschrieben zu werden.

Gottsched hatte die Empfindung, für Deutschland dasselbe zu wollen, was Boileau und die französische Academie für Frankreich durchgesetzt hatte. Er theilte seine Bestrebungen dem beständigen Secretär der Academie, Fontenelle, mit, der zwar kein Wort deutsch verstand, aber ihm 21. Juli 1728 sehr höflich erwiderte, und ihn ermahnte fortzufahren.

Indeß war Gottsched's Aufgabe schwieriger, seine Befähigung geringer. Er war eigentlich ein sehr beschränkter Kopf und voll Hochmuth und Eigensinn. Er handelte in gutem Glauben, aber er faßte alles persönlich auf; er brauchte einen starken Anhang, war daher glimpflich gegen Jeden, der sich ihm unterwarf und sich seinen Regeln fügte; barsch und abstoßend gegen Jeden, der ihm widersprach. Für frisches, eigenartiges Leben hatte er keinen Sinn. Wie ein nüchterner Schulmeister nahm er die Ruthe in die Hand, und bläute den Schriftstellern Declination und Conjugation, endlich den Satzbau ein — ein großes Verdienst, das ihm unvergessen bleibt! Er drang darauf, deutlich und correct zu schreiben; Wortfolge, Satzbau, alles ging nach der Schnur; auch aus der Poesie sollten alle Inversionen verbannt werden: „ein Poet muß die Wortfügung beibehalten, die in ungebundener Rede gewöhnlich ist." Wenn er aber die Franzosen zum Muster nahm, so verkannte er ihren Hauptvorzug, die Fähigkeit, Licht und Schatten gehörig zu vertheilen. Der Hauptfehler seines Stils war, daß er das Gleichgiltige mit derselben Gravität behandelte wie das Wichtige; es war ein steifer Stelzentritt, in dem alle natürliche Bewegung verloren ging. Seine Urtheile waren einseitig; mit Recht bekämpfte er den Schwulst der Lohensteinischen Schule; aber er that Günther nicht weniger in Acht und Bann! Mit Recht eiferte er gegen die Zoten der volksthümlichen Litteratur, gegen unfläthige Bücher wie Henrici's „academischen Schlendrian" (1726), und es bleibt ein Verdienst, daß er 1728 Neuber, einen ehemaligen Studenten, jetzt Director einer Wandertruppe, veranlaßte, den Hanswurst vom Theater

auszutreiben. Denn Hanswurst war der Todfeind des ehrbaren Bürgerthums, vom Pöbel begünstigt wie von den Großen: Friedrich Wilhelm ging im Cynismus so weit, seinen trunkfälligen Hofnarren Paul Gundling, der täglich beschmutzt durch die Gassen geschleift wurde, nicht blos zum Reichsfreiherrn, sondern zum Präsidenten der von Leibniz begründeten Academie zu ernennen, 24. Sept. 1724!" Der Kampf gegen diesen Unfug war löblich, aber was Gottsched an die Stelle setzte, war nicht der Rede werth. Er wollte alle Poesie regelmäßig haben, und als den Regelmeister betrachtete er ausschließlich Boileau; er veranlaßte Friderike, Neuber's hochbegabte Gattin, regelmäßige Stücke aufzuführen, und half, da es an Originalen fehlte, mit Uebersetzungen aus dem Französischen aus, die hinter der Mittelmäßigkeit zurückblieben; sein „sterbender Cato", 1731 dem Addison nachgebildet, gehört noch zu dem Erträglichsten in dieser ledernen Litteratur. Er glaubte es durch die Masse zwingen zu können; wenn nur recht viele „regelrechte" Stücke gedruckt wurden, glaubte er die Poesie geborgen. Es ist schlimm, wenn ein mittelmäßiger Kopf Dictator des Geschmacks wird; er begünstigt alles Mittelmäßige, macht alles verdächtig, was außerhalb seines Anhangs versucht wird; daß er zuletzt dem Kinderspott verfällt, ist eine natürliche Folge seiner unnatürlichen Position.

Gottsched's Höhepunkt fällt in die Jahre 1730—1735. Seine „kritische Dichtkunst vor die Deutschen" 1730 hatte durchgeschlagen, man übertrug ihm in Leipzig eine Professur der Wolffischen Philosophie; sein „sterbender Cato" reihte ihn unter die berühmten Dichter, er hatte zahlreiche Anhänger in seinem Gefolge, die Gegner wagten sich noch nicht heraus. Gern hätte er auch Männer von Ruf zu seinen Verbündeten gezählt, und mit Einem gelang es ihm: er bewog Professor Mosheim in Helmstedt, das nominelle Präsidium der deutschen Gesellschaft zu übernehmen. Mosheim war ein gründlicher Gelehrter und gefeierter Kanzelredner; seine lateinischen kirchenhistorischen Arbeiten galten als classisch; er selbst war von einer musterhaften Rechtgläubigkeit, aber duldsam gegen Andersdenkende. Während die Wolffianer auch auf der Kanzel nicht aufhörten, bei den einfachsten Dingen zu definiren und zu concludiren, sprach Mosheim als Prediger einfach und schlicht. Mit großer Weltklugheit, ohne alle Anmaßung, wußte er Fürsten und Ministern gegenüber die Würde des Standes aufrecht zu halten. Er war ein vornehmer Mann, ihm gegenüber hielt sich Gottsched sehr devot.

Nicht wenig kränkte es diesen, daß in Leipzig selbst die bedeutendsten Männer sich ablehnend gegen ihn verhielten; es waren haupt-

sächlich die Philologen, deren Wissenschaft ohnehin das aprioristische Verfahren ausschließt. Unter ihnen zeichneten sich, neben Prof. Christ, dem eigentlichen Begründer der Archäologie für Deutschland, hauptsächlich Rector und Conrector der Thomasschule aus, Matthias Gesner und Ernesti. Alle drei, um 1730 durch Bünau nach Leipzig berufen, waren Feinde der Pedanterie, hatten eine vielseitige Bildung und einen umfassenden Blick, es kam ihnen nicht, wie Gottsched, auf Sammlung von Notizen an, sondern auf strenge Kritik. Ernesti wurde später Professor der Theologie und suchte sie nach philologischen Grundsätzen auszubessern; Gesner, der liebenswürdigste von ihnen, Predigersohn aus dem Nürnbergischen, auch in seinem Familienleben musterhaft, hielt sich von allen theologischen Controversen fern; für die Kenntniß der classischen Sprachen hat er, erst in Leipzig, später in Göttingen, mehr gethan, als irgend einer seiner berühmten Nachfolger. Bei kärglichem Einkommen wußte er die Ehre des bürgerlichen Gelehrten auch der vornehmen Welt gegenüber durchzusetzen. Cantor der Thomasschule war Sebastian Bach, gleichfalls eine schlicht bürgerliche Natur. Er war als Organist und Clavierspieler geschätzt, aber wenig ahnte die respectable Stadt, daß in ihrer Mitte ein Mann lebte, dessen Genius einmal die Nachwelt unter die ersten aller Zeiten stellen würde.

Das gebildete lutherische Bürgerthum in Leipzig war in stetiger stiller Opposition gegen den sittenlosen katholischen Hof in Dresden, von dem es sich aber abhängig fühlte, und dem es von Zeit zu Zeit schmeicheln mußte.

Mit noch größerm Widerwillen blickte es auf das, was in Berlin vorging, obgleich der Protestantismus und die Sittenstrenge des Preußischen Königs ihnen sympathischer hätten sein können als die lockere Wirthschaft in Dresden. Als Friedrich Wilhelm Jan. 1728 mit seinem Sohn Friedrich Dresden besuchte, war er empört über die offen zur Schau getragene Unzucht, er fürchtete die üble Einwirkung auf den Prinzen. Er selbst machte sich andre Vergnügungen: er ließ 11. April 1731 seinen verstorbenen Hofnarren, den Präsidenten der Academie Freiherrn Paul v. Gundling unter possenhaften und schmutzigen Ceremonien in einem Weinfaß begraben. Was Friedrich Wilhelm für sein Land Gutes that, blieb im Ausland unbeachtet; seine Tollheiten waren in aller Munde. Am meisten wurde Deutschland durch die Preußischen Werber beunruhigt; kein hochgewachsener Mann war davor sicher, ihnen in die Hände zu fallen. Keiner wußte, ob die Potsdamer Riesen, die der König mit großen Summen geworben, nur ein Spielzeug seien oder Europa mit einem Kriege bedrohen sollten.

Der leitende Gedanke des Kaisers Karl VI. war die Pragmatische Sanction, d. h. die Verwandlung seiner sämmtlichen Staaten in eine untheilbare Erbmonarchie, in welcher, gegen das bisherige Hausgesetz, seine Tochter erbberechtigt sein sollte. Die Europäischen Mächte für diese Neuerung zu gewinnen, war die Aufgabe seiner Diplomatie. Gegen ihn entspann sich ein heimliches Bündniß zwischen England und Frankreich; es war das goldne Zeitalter der Diplomaten, einer betrog den andern.

Friedrich Wilhelm war gut kaiserlich gesinnt. Die auf ihn Einfluß hatten, waren durchweg im Sold Oestreichs; der kaiserliche Gesandte General v. Seckendorf hatte sie alle in der Hand, vom General Grumkow bis zum Hofnarren Gundling und zum Kammerdiener Eversmann. Dagegen bemühte sich die Königin, Schwester des Königs von England, durch eine Vermählung ihres Sohnes Friedrich mit einer Englischen Prinzeß die Beziehungen zu ihrem Stammhaus zu festigen.

Der König hatte einen entschiedenen Widerwillen gegen die Franzosen, gegen das Rococo, gegen die Unsittlichkeit, und die Engländer hatte er in Verdacht, den Fußtapfen der Franzosen zu folgen. Dieser Widerwille dehnte sich auch auf seinen Sohn aus, den er für einen französischen Libertin ansah: „ich kann keinen effeminirten Kerl leiden, der nicht reiten noch schießen kann, die Haare wie ein Narr frisirt, immer Grimassen macht, und dabei recht hoffärtig ist!" Der stramme Soldat nahm es besonders übel, daß der Sohn sich in einen kostbaren Schlafrock zu hüllen liebte: zwei Zeitalter stießen gegen einander.

Mit Groll sah Friedrich Wilhelm, wie Frau und Kinder für England intriguirten. Prinz Friedrich, wiederholt mißhandelt, machte 4. Aug. 1730 einen Fluchtversuch, wurde angehalten und als Deserteur vor ein Kriegsgericht gestellt. Ein großer Schreck ging durch Deutschland, die Geschichte mit Don Carlos und dem Czarewitsch Alexei schien sich zu wiederholen. Dazu kam es nicht, aber als der Mitschuldige, Lieutenant v. Katte, vom Kriegsgericht nur zu Festungsstrafe verurtheilt wurde, cassirte der König den Spruch, und ließ Katte, „weil er mit der künftigen Sonne tramirt", vor den Fenstern des Prinzen köpfen, der in Küstrin in strengem Gewahrsam blieb. Dort umgab ihn Seckendorf mit Spionen, die ihm jedes Wort hinterbrachten. Man merkte an, daß er bei jeder neuen Bekanntschaft zuerst die lächerlichen Seiten aufzuspüren und zu verhöhnen liebte. Friedrich selbst versorgte seine Spione mit wunderlichen Ansichten. Er liebe die Weiber, aber nur flüchtig; wenn er sie genossen, verachte er sie. Wenn er einmal

heirathe, so wolle er es als galant'homme thun, d. h. seiner Frau jede mögliche Freiheit lassen und sich jede nehmen; er hätte keine kriegerischen Gelüste und keinen Sinn für Geschäfte, aber er sei ein großer Poet geworden und könne in zwei Stunden hundert Verse machen. Der König ertheilte die Instruktion: er solle sich das französisch-englische Wesen aus dem Kopf schlagen und nichts als Preußisch sein, ein deutsches Herz haben, alle Petitmaitres, französische politische und verdammte Falschheit aus dem Herzen lassen. 15. Aug. 1731 ließ er ihn zum Fußfall zu; er kam eben aus Königsberg zurück, wo er einen untreuen Beamten hatte hängen lassen, der sich geäußert, so etwas sei gegen einen Edelmann nicht Mode.

Prinz Eugen in Wien, dem Seckendorf regelmäßig rapportirte, ließ sich durch des Prinzen anscheinende Friedensliebe nicht täuschen. Als ihm Seckendorf von allerlei Projecten desselben zur Vergrößerung Preußens meldete, auch von einer Anfrage, ob nicht eine Heirath mit Maria Theresia möglich wäre? schrieb er ihm 12. Mai 1731: „es erhellt aus diesem wunderlichen Project, was vor weit aussehende Ideen dieser junge Herr habe, und wiewohl selbige annoch flüchtig und nicht genug überlegt sein, so muß es ihm doch an Lebhaftigkeit und Vernunft garnicht fehlen, mithin er seinen Nachbarn mit der Zeit gefährlich werden dürfte." Seckendorf mußte vor allem gegen die englische Heirath wirken, und die Vermählung mit einer Princessin von Bevern empfehlen, die der König in der That seinem Sohn als Bedingung der völligen Begnadigung auferlegte. Nun aber fand eine heimliche Verständigung des kaiserlichen Hofs mit dem Cabinet von St. James statt, und Seckendorf erhielt zu seinem Schrecken den Befehl, nunmehr für die englische Heirath zu wirken; aus Furcht vor dem Zorn des schwer beleidigten Königs ließ er sich auf diese Wendung nicht ein, und 10. März 1732 wurde Friedrich mit der Princeß von Bevern verlobt, 12. Juni 1733 vermählt.

Die Intriguen des Wiener Hofs waren nicht schön, aber naturgemäß. Friedrich Wilhelm war gut kaiserlich, aber darum wollte er sich es nicht nehmen lassen, als Souverän mit andern Mächten zu verhandeln, und über seine Mittel hinaus Soldaten zu werben. In seinem Kopf vertrug sich beides mit einander: Prinz Eugen dagegen und Prinz Friedrich sahen mit voller Klarheit voraus, daß endlich ein Zusammenstoß erfolgen müsse. Für einen Vasallen des Reichs war Preußen bereits zu stark; zu schwach und auseinandergerissen, um ein bequemes Dasein in sich zu finden: die Methode des Kaisers, ihm in allen auch gerechten Wünschen entgegenzutreten, die verkehrteste.

Vielerlei Beschwerden hatte Friedrich Wilhelm gegen den Kaiser; hauptsächlich die Austreibung der Salzburger Protestanten, die er 21. April 1732 in Halle herzlich aufnahm. Um sich mit dem Kaiser zu verständigen, verlangte er eine persönliche Zusammenkunft, die auch, sehr gegen den Willen des Prinzen Eugen, im Sommer in Böhmen wirklich stattfand. Der derbe Soldat gab der steifen Majestät, der Zopf der Allongeperrücke argen Anstoß; man schied frostiger als je: der König fühlte sich durch den Oestreichischen Hochmuth gedrückt, und ahnte das Netz, in das man ihn verstrickt hatte. Seckendorf, der mit all seinen Künsten ihm nicht weiter beikommen konnte, und jeden Augenblick einen Ausbruch fürchtete, berichtete wiederholt nach Wien, der König sei in Gefahr, verrückt zu werden, und dieser rief einmal, indem er auf seinen Sohn wies: „hier steht Einer, der mich rächen wird!"

2.

Englisch-Französische Einwirkungen.

1732—1736.

Es war eine entscheidende Wendung für die Europäische Cultur, daß die Denkart des 18. Jahrhunderts von England nach Frankreich importirt, und durch die Franzosen, die gefälliger waren in ihrer Darstellung und das Vorurtheil der älteren Bildung für sich hatten, über den ganzen Erdtheil ausgebreitet wurde.

Anscheinend hatten die Engländer mit den Franzosen nichts gemein: dort protestantische Gesinnung, germanisches Volksthum und parlamentarische Verfassung, hier Jesuitische Bigotterie, romanisches Phantasieleben und Willkür des Hofs. Gleichwohl fand zwischen den beiden Völkern eine Annäherung statt, die nicht blos aus politischen Motiven hervorging. Erst waren die Englischen Poeten bei den französischen Kunstlehrern in die Schule gegangen, nun wandten die aufstrebenden Köpfe der Franzosen ihre Aufmerksamkeit auf die brittische Philosophie.

Die Blüthe der Cartesianer war vorüber; die französischen Freidenker gehörten der Schule Bayle's an: sie zweifelten an allem, sie spotteten über alles, und kamen damit in der Erkenntniß nicht weiter. Dagegen erwies sich Locke's Philosophie für die allgemeine Bildung Englands fruchtbar, weil sie nie die Fühlung mit den Einzelwissenschaften

verlor: in allen Disciplinen lernte sie und gab Anregung. Das sensualistische Princip Locke's veranlaßte eine gründlichere Bearbeitung der Physiologie und läuterte die ärztliche Praxis. Newton's Schüler bildeten die Astronomie und höhere Mathematik immer weiter fort. Die Richtung Locke's auf die Gegenwart und das Gemeinnützige nöthigte die Geschichtsforscher, von gleichgültigen Notizen zu abstrahiren und die Momente, die zur Entwickelung der Cultur wesentlich waren, schärfer zu betonen, ohne deshalb das Detail zu vernachlässigen. Denn auf die empirischen Thatsachen blieb der brittische Geist immer gerichtet. Die Erziehung bemühte sich, den jugendlichen Kopf mit Bildern der Wirklichkeit zu füllen, die Dichtung, das Kleinleben der Natur und der Menschenwelt in all seinen Schattirungen zu belauschen: darin sind Thomson's „Jahreszeiten" charakteristisch für die gesammte englische Poesie. Die Härten Locke's wurden durch die Humanität des liebenswürdigen Shaftesbury gemildert; dagegen wagte Lord Bolingbroke, in seiner Jugend der erste Lebemann England's und ein höchst unternehmender Politiker, jene Lehre, die alles Gesetz auf den gemeinen Nutzen bezieht und das Jenseits aus dem Gesichtskreis der Vernunft völlig verbannt, bis in die äußersten Consequenzen durchzubilden.

Ein brittischer Lord hatte damals in der Welt schon etwas zu bedeuten: die Engländer hatten im Spanischen Erbfolgekrieg den Vogel abgeschossen, sie wurden reich und eine ausgesprochene Weltmacht; die brittische Aristokratie galt für die vornehmste in Europa; dazu rühmte sie sich, ihren Königen gegenüber, einer beneidenswerthen Freiheit. Das Volkslied: „Rule, Brittania! rule the waves! Never Britons shall be slaves!" kam damals auf.

Unmittelbar auf die andern Nationen zu wirken, waren trotzdem die damaligen Engländer nicht recht geeignet: ihre Dichtung hatte bei allen Vorzügen etwas Herbes und Abstoßendes, in vielen von ihnen glaubt man eine Anlage zum Spleen wahrzunehmen. Sie blickten mit scharfen Augen in's Leben, aber es zeigte ihnen nicht seine freudigsten Seiten. In Swift, des grimmen Dechanten „Gulliver" 1726 spricht sich ein wilder Haß gegen die civilisirte Welt aus: in der ganzen Weltlitteratur ist nie eine grausamere Verhöhnung der Menschennatur, eine frechere Verzweiflung vorgekommen, als in „Gulliver unter den Yahoos". Zur Geltung in Europa kamen die positiven Seiten des brittischen Geistes erst, als der glänzendste Schriftsteller dieses recht eigentlich schriftstellerischen Jahrhunderts sich seiner bemächtigte, und alle Nationen und Stände zum Hören zwang.

Voltaire, oder wie er eigentlich hieß, Arouet, war 21. Nov. 1694 in Paris geboren, aus einer Beamtenfamilie zweiten Ranges; der Vater zweifelte bei seinem früh hervortretenden Talent keinen Augenblick, daß er es in der Carriere weit bringen werde. Aber Voltaire, so unermüdlich er zu arbeiten verstand, hatte keine Lust, in fremdem Auftrag zu arbeiten; er entschloß sich zu einer rein litterarischen Laufbahn.

Eine solche war in jenen Tagen undenkbar ohne die Gunst des Hofs, und diese zu gewinnen, war unter der Regentschaft und den darauf folgenden Ministerien Voltaire's unabläßiges Trachten. Der sicherste Weg schien ihm die Hintertreppe, und er fand kein Arg darin, sich bei den regierenden Maitressen in Gunst zu setzen. Dazu war er ungemein beanlagt: galante Verse flossen aus seiner Feder mit einer Zierlichkeit, der kein französischer Dichter vor ihm oder nach ihm nahe kam; es war seine Natur. Er hatte das lebhafte Bedürfniß nach weichem weiblichem Verkehr, und das Sprühfeuer seines Witzes machte ihn für die meisten Frauen unwiderstehlich.

Die Franzosen sind geborene Schauspieler; auch in ihren innigsten Beziehungen geberden sie sich, als wären die Augen der ganzen Welt auf sie gerichtet. Voltaire, in dem sich der französische Geist am vollsten und reinsten krystallisirt, war es im höchsten Maaße. Alle seine kleinen und großen Schicksale gestalteten sich in seinem Kopf zur Tragödie, zum Lustspiel oder zur Farce: noch Angesichts des Todes verfiel er auf Possen, die einem Deutschen schlechthin unbegreiflich vorkommen. Wo er bei seiner queckfilbernen Unruhe einmal für eine Zeit einen bleibenden Aufenthalt fand, war sein Erstes, eine Bühne aufzuschlagen, in der er selber mitspielte oder die er wenigstens leitete. Auch sein erster großer litterarischer Erfolg, Nov. 1718, war ein Theaterstück, „Oedipus", dessen Aufführung er durch die unglaublichsten Intriguen ermöglichte. Aufgewachsen in den Ueberlieferungen Boileau's, stand ihm fest, daß die classische Form die einzig berechtigte sei, daß Corneille, Racine und Moliere die Griechen bei weitem überragten, und daß er selbst berufen sei, die Kunst auf den Gipfel zu führen. Wenigstens im späten Alter ist es ihm gelungen, jenen Größen als ebenbürtig zur Seite gestellt zu werden.

Die beiden epischen Gedichte „Henriade" und „Pucelle", entwarf er schon in der Jugend, führte sie zum Theil auch aus, und ließ sie handschriftlich circuliren. Heinrich IV. war sein Lieblingsheld, theils wegen seines heitern Gallischen Wesens, theils wegen seiner religiösen Toleranz; er war ihm der Typus einer ritterlichen Natur, soweit sein

nüchternes Zeitalter sich eine solche vorstellen konnte. Die „Pucelle" ist ein wildes Possenspiel zur Verhöhnung des Wunderglaubens, der christlichen Asceſe und der ritterlichen Ueberspannung, elegant ausgeführt und vollgepfropft mit zierlichen Zoten, welche die „gebildete" Welt Europa's höchlich ergötzten.

In der „Henriade" steckt Voltaire einmal die Maske des gläubigen Katholiken auf; wie er eigentlich über das Christenthum dachte, spricht ein Jugendgedicht, „Epistel an Urania" aus, in dem vom Standpunkt des reinen Deismus die biblische Ueberlieferung von Gott auf's Härteste verurtheilt wurde. „Ich möchte Gott lieben, ich suche in ihm meinen Vater; man zeigt mir einen launenhaften Tyrannen, den ich hassen muß! Ich bin kein Christ, aber nur, um Gott um so mehr zu lieben!"

Voltaire glaubte an Gott, theils weil er in der Ordnung der Natur die Spuren einer höhern Intelligenz fand, theils weil ohne diesen Glauben die Moral aus den Fugen gehn würde: wenn Gott nicht existirte, müsse man ihn erfinden! Dagegen haßte er das Christenthum, weil es in seinen Ueberlieferungen diesen beiden Grundbegriffen des höchsten Wesens widerspreche. Freilich liegt in seinem Deismus wie in seinem Christenhaß immer etwas Skeptisches: dem Schüler Bayle's geht die Philosophie vom Zweifel nicht blos aus, sie mündet wieder in ihn ein. „Nichts ist mir sicher: heute behaupte ich eine Idee, morgen zweifle ich daran, übermorgen leugne ich sie; alle ehrlichen Philosophen haben mir gestanden, daß es ihnen nicht anders geht."

Ein ähnlicher Skepticismus zeigt sich auch in den politischen Einfällen seiner Jugend.

„Peuple! que la flamme s'apprête! Volez, détruisez l'Injustice! saisissez au bout de la lice la désirable Liberté!" — Die Arie sang Voltaire in seinem 22. Jahr. So empfand er, so lange er sich poetisch erhitzte; bei kühler Ueberlegung aber fand er das gemeine Volk unreif zur Freiheit; die „Canaille" braucht einen Stachel und neben dem Brod eine gute Portion Aberglauben. Die Freiheit und Bildung ist nur für die „Honnêtes Gens", die durch ihre Stellung über den gemeinen Dunstkreis erhaben sind.

Zu den „Honnêtes Gens", d. h. zur Aristokratie der Bildung und des Geschmacks gezählt zu werden, war Voltaire's hauptsächliches Augenmerk. Dazu reicht aber Geist und Witz nicht aus; nur der vermögende Mann wird dazu gerechnet. Es ist wohl bequem, an den Tischen der Großen zu speisen und sich an ihrem Glanz zu sonnen, aber vornehm

ist es nicht; der Vornehme muß die Gesellschaft bei sich empfangen. Ein Vornehmer in diesem Sinn zu werden, war Voltaire's unablässiges Sinnen und Trachten. Nicht umsonst hatte er Law's Verwaltung beobachtet; er speculirte viel, oft verwegen, aber stets mit kalter Berechnung und meist glücklich. Er hat sein Ziel erreicht; am Abend seines Lebens gehörte er unbestritten zu den Vornehmen.

Zudem war die Rolle eines „Beschützten" gegen seine Natur. Wußte er feiner zu schmeicheln als ein Andrer, so lauerte in ihm zugleich ein Dämon des Uebermuths und der Posse, der sich gelegentlich Luft machen mußte; wenn er recht warm in der Gunst eines Großen saß, schickte er plötzlich ein Epigramm in die Welt, das ihn in arge Widerwärtigkeiten brachte. Die Großen hätschelten ihn, aber mit Herablassung. Unmerklich führte er sich mit einem adligen Namen ein: Arouet de Voltaire; der Schelm hatte die Gesellschaft zum Besten, Voltaire ist ein Anagramm von Arouet l. J. (le Jeune). Die Gesellschaft ließ es sich gefallen, die Sitten des Rococo waren fließend; aber ein hochmüthiger Junker verhöhnte ihn darüber, erhielt eine derbe Antwort, und ließ ihn Dec. 1725 öffentlich von seinem Lakaien mißhandeln. Die vornehme Gesellschaft, die ihn noch eben gefeiert, fand den Spaß nicht übel, und Keiner rührte sich, Voltaire in Schutz zu nehmen. Dieser trieb nun mit großem Geräusch Waffenübungen, dem Gegner zu Leibe zu gehn; die Familie des Junkers, das mächtige Haus Rohan, wurde doch etwas besorgt; 17. April 1726 saß Voltaire in der Bastille, und wurde 2. Mai nach England deportirt, wo er drei Jahre blieb.

Bis dahin macht er den Eindruck einer Rococofigur; er erinnert lebhaft an Gil Blas. Nach seiner Rückkehr aus England zeigt er sich völlig umgewandelt. Er hatte dort eine Aristokratie kennen gelernt, die ihm stärker imponirte als die Honnêtes Gens seiner Salons.

„Das Englische Volk", heißt es in den Briefen über England, die Voltaire bald nach seiner Rückkehr ausarbeitete, „ist das einzige, das durch seinen Widerstand die königliche Gewalt gemäßigt hat. Der König besitzt in England alle Macht, Gutes zu thun; für das Ueble sind ihm die Hände gebunden. Das Volk ist nicht blos auf seine eigne Freiheit eifersüchtig, es stützt auch die Freiheit der andern Völker. Allerdings sind Ströme von Blut geflossen, das Götzenbild des Despotismus zu ersäufen, aber die Engländer glauben nicht, ihre Freiheit zu theuer erkauft zu haben. Die andern Völker haben nicht weniger Blut vergoßen, aber dies Blut hat nur zum Kitt ihrer Knechtschaft gedient."

„Wenn man den Engländern von unsern Abbés erzählt, die, durch

Weiber-Intriguen zur Prälatur erhoben, in offenkundigen Ausschweifungen leben, galante Verse machen, täglich prunkende Soupers geben, und sich gleichwohl vom heiligen Geist erleuchtet glauben, dann danken sie Gott, daß sie Protestanten sind." Gleichwohl hatte der brittische Protestantismus nichts Verlockendes für Voltaire. Ihm war die Reformation gründlich zuwider, weil sie Unfrieden und Blutvergießen in die Welt gebracht, den Pöbel aufgeregt, und das elegante, heitere, geist- und kunstreiche Leben der Renaissance unterbrochen hatte, da die Honnêtes Gens unter sich über den Aberglauben lachten, und ihn der Canaille überließen. Die Reformation hatte die Klöster geschlossen, dafür aber die Erde zum Kloster gemacht, und ihren Anhängern ein ungeselliges, feierliches, finstres und galliges Wesen eingeimpft. Die Dogmen der Römischkatholischen Kirche sind absurd, aber die der Calvinisten, Lutheraner oder Jansenisten um nichts vernünftiger; wer sich wirklich frei machen will, muß sich vom Christenthum in all seinen Confessionen lossagen. Die ersten Jahrhunderte des Christenthums, auf welche der Protestantismus zurückgehn will, enthalten nichts als Fälschungen, Schwärmerei, Aberglauben und Betrug; schon in ihnen hat sich die Kirche zum abscheulichsten Gebäude des Unsinns gestaltet.

In den Briefen über England sagte sich Voltaire völlig von der Cartesischen Lehre los, und bekannte sich rückhaltlos zu Locke und Newton, freilich behielt er daneben seinen Bayle in Reserve, und spielte, je nach Bedürfniß oder Gelüst, abwechselnd den Einen gegen den Andern aus.

Die Wirkung seiner Briefe wurde noch dadurch gesteigert, daß er nun auch als Dichter zur Geltung kam. Sein Lehrgedicht „der Tempel des Geschmacks" 1732 gewann eine ähnliche Autorität wie Boileau; mit der gleichzeitigen „Zaïre" begann seine glänzende theatralische Laufbahn. In demselben Jahr knüpfte sich das nähere Verhältniß zu der gelehrten und geistvollen Marquise de Châtelet. Sie besaß einen Gatten, auf den sie aber wenig Werth legte, und führte nach einigen Liebesversuchen stürmischerer Art mit Voltaire auf ihrem kleinen Schloß in Cirey ein zwischen Liebe, Eifersucht, Festlichkeiten, Wissenschaft, Kunst, Prozessen und politischen Intriguen getheiltes Leben, das 17 Jahre dauerte.

Die Briefe über England, der radicale Bruch mit dem Autoritätsprincip, waren das Manifest einer neuen Weltperiode; sie zwangen das Publicum, den Verfasser ernsthaft zu nehmen, was es bisher nicht gethan. 10. Juni 1734 wurden die „Briefe" durch Henkershand verbrannt, Voltaire auf einige Zeit verhaftet. Gleichzeitig schrieb der Präsident Montesquieu die „Considérations sur les causés de la grandeur et

de la décadence des Romains" und bereitete den „Esprit des lois" vor, und Maupertuis veröffentlichte das Werk über die Gesetze der Gravitation; beide hatten sich mit Voltaire zusammen in England aufgehalten. Mit diesen Schriften wurden die Ideen Locke's und Newtons als die weltbewegenden in Europa geltend gemacht.

Noch vollständiger als in den „Briefen" tritt Voltaire's Weltanschauung in dem „Versuch über die Sitten und den Geist der Nationen" hervor, der für die Europäische Geschichtschreibung Epoche gemacht hat. Voltaire war einer der besten Erzähler von der Welt; schon die „Geschichte Karl's XII.", die er noch in England schrieb, ist das Muster einer lebendigen und lichtvollen Darstellung. In den „Sitten der Völker" schied er mit scharfem Blick aus dem Wust, den die damaligen Notizenkrämer aufgespeichert, diejenigen Züge aus, auf die es zum Verständniß der Culturbewegung ankam, und fügte sie, indem er alles Gleichgültige wegließ, zu einem sprechenden Gemälde zusammen.

Nach Voltaire muß jede echte Weltgeschichte Culturgeschichte sein. Es kommt nicht darauf an, festzustellen, was in diesem oder jenem Jahr dieser oder jener König gethan oder gelassen? sondern auf die Untersuchung: worin bestanden in jener Zeit die Gesetze, die Grundsätze der Verwaltung, des Handels und Verkehrs? u. s. w. Die Fragen hat Voltaire durchaus richtig gestellt, zur Beantwortung gehörte ein bei weitem größeres Wissen als er besaß; seine Kenntnisse reichten weit, aber wo sie ihn im Stich ließen, construirte er ein wenig aus dem Handgelenk; bei der Zuversichtlichkeit seines Tons hat man allen Grund, ihm scharf auf die Finger zu sehn.

Nach Voltaire bildet der unveränderliche „gesunde Menschenverstand" für die Weltgeschichte den Faden; den Einschlag die wechselnden Meinungen und Vorurtheile, in welchen der Zufall sein Spiel treibt; auf welchen positiven Grundlagen sie fußen, das zu erforschen hält er selten der Mühe werth, und so sieht bei ihm die Geschichte im Großen und Ganzen wie ein Wust von Verirrungen aus; in dem sich nur einzelne glückliche Zeiten bemerklich machen, wie Menschenwohnungen in einer Wildniß.

Das Buch war in offen ausgesprochenem Gegensatz gegen Bossuet, dessen formvollendetes Geschichtswerk für Frankreich damals eine allgemein anerkannte Autorität war. Wie ist es möglich, fragt Voltaire, daß man die Entwickelung der allgemeinen Weltgeschichte vom Standpunkt eines kleinen, ungebildeten und allgemein verachteten Volks aus betrachtet, der Juden? Die theologische Geschichtschreibung weiß von

keinen andern Völkern zu erzählen, als von solchen, die mit Juden in Verbindung kamen; sie ignorirte es vollständig, daß ihnen gewaltige Culturstaaten mit völlig beglaubigter Geschichte voraus gingen, hauptsächlich die Chinesen, daß die ganze Indische Welt außerhalb des Gesichtskreises der Juden lag. Wenn Voltaire seine eigentliche Darstellung mit Karl dem Großen beginnt, so betrachtet er in der Einleitung, um Bossuet zu widerlegen, auch die alte Geschichte, mit oberflächlicher Kenntniß, aber oft mit genialen Blicken. Seine Vorliebe für die Chinesen, die aus seinem Glauben an die aufgeklärte Monarchie hervorging, theilt er mit den meisten seiner Zeitgenossen. Die Engherzigkeit der theologischen Geschichtschreibung nachzuweisen, ist Voltaire gelungen; sie ist für immer beseitigt.

Eine rechte Construction des culturhistorischen Zusammenhangs der Welt konnte ihm schon darum nicht gelingen, weil ihm die Civilisation, wie sie von der Schule Locke's verstanden wurde, als das einzig Werthvolle der Welt erschien; weil er den Aberglauben und die Vorurtheile, die sich derselben entgegen stellten, nur als ungerechtfertigte und gleichsam zufällige Irrungen der Natur gelten ließ, statt in ihnen den Ausdruck eigenartiger und starker geistiger Mächte zu finden. So betrachtete er das Christenthum nur mit höhnischem Achselzucken und legte sich garnicht die Frage vor, wie es möglich war, daß aus den kleinen Mitteln, die er aufzählt, eine weltbeherrschende Macht hervorging? Fast mit der nämlichen Geringschätzung betrachtete er den Germanischen Geist, der ihm ganz barbarisch vorkam, und dem er nur das Recht zuerkannte, von der Civilisation als roher und schwer verdaulicher Stoff verbraucht zu werden. So bleibt ihm denn, abgesehn von den Chinesen, die doch auch bei ihm in den Zusammenhang der Geschichte nicht eingreifen, nur die Culturwelt des Perikles, des Augustus und der Antonine, die, von der Barbarei des Mittelalters unterbrochen, erst in der Renaissance wieder zum Durchbruch kommt, um in den Glaubensstreitigkeiten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts von neuem zu verkümmern, bis endlich, vorbereitet durch die Naturwissenschaft und die moderne Baconische Philosophie, im Jahrhundert Ludwig's XIV. die Menschheit sich jene Bildung aneignet, die ihren hervorragenden Geistern wenigstens eine freie Aussicht in das was zu wünschen, zu hoffen, zu erreichen ist, eröffnet. Dies Jahrhundert rechnet er ungefähr von der Gründung der Academie bis zum Erscheinen seiner eignen „Briefe über England", mit welchen, wie er richtig fühlt, ein neues Zeitalter sich ankündigt, der erste Beginn eines wirklichen bleibenden Fortschritts durch

die Aufklärung. Gleichwohl ist er bescheiden genug, vor der unmittelbar vorhergehenden Periode als einer vornehmeren und glänzenderen sich höflich zu verneigen.

Das „Jahrhundert Ludwig's XIV.", der Abschluß des großen Werks über die Sitten, ist, abgesehn von der klaren und durchsichtigen Darstellung, in der kein Wort zu viel steht, auch im Urtheil nicht ungerecht. Was Voltaire an seinem Helden lobenswerth findet, seine vornehme und doch liebenswürdige Haltung, sein guter Geschmack, sein Interesse für die Kunst, ist wirklich zu loben, und wenn er seine schlimmen Seiten durchweg zu entschuldigen sucht, so verschweigt er sie doch nicht. Als Franzose freilich wird er durch den Glanz des Reichs einigermaßen geblendet; für die Deutschen, die darunter litten, fühlt er kein größeres Interesse als für ein Barbarenvolk.

Wenn sich Voltaire durchaus als Weltbürger ausspielt, so bemerkt der aufmerksame Leser doch bald den Hintergedanken, daß echtes Weltbürgerthum, d. h. echte humane Bildung, nur in der guten Gesellschaft von Paris zu finden ist. „Dans la grande foule composée d'imbéciles et parsemée de cuistres, il y a un petit troupeau séparé qu'on appelle la bonne compagnie; ce petit troupeau, étant riche, bien élevé, instruit, poli, est comme la fleur du genre humain: c'est pour lui que les plus grands hommes ont travaillé; c'est lui qui donne la réputation."

Das Centrum dieser Bildung war Paris; aber ihr Tummelplatz war bei dem Druck, der in Frankreich von oben her auf der Aufklärung lastete, die Holländische Presse: in ihr wurde alles abgelagert, was in Frankreich untersagt war. Seine Ideen in die Weite auszubreiten, bot sich Voltaire indeß ein unerwartetes Mittel.

Kronprinz Friedrich von Preußen hatte schon früh die französische Litteratur studirt, und mit besonderer Begeisterung Voltaire gelesen. Freilich wollte er sich auch in der in Deutschland gangbaren Philosophie unterrichten: er ließ sich Wolff's Hauptwerk in's Französische übersetzen, und der Prediger Achard mußte ihm einen Commentar dazu geben. „Enfin", schreibt er 27. März 1736, „je commence à apercevoir l'aurore d'un jour qui ne brille pas encore tout-à-fait à mes yeux; et je vois qu'il est dans la possibilité des êtres que j'aie une âme, et que même elle soit immortelle." Ueber Achard's Erläuterungen macht er sich lustig, gleichwohl spricht er sich 8. Aug. in einem Brief an Voltaire, der eine langjährige Correspondenz eröffnete beifällig über den deutschen Philosophen aus. Voltaire wuchs in den

Augen des europäischen Publicums immer höher heran, schon lange sehnte sich Friedrich, mit ihm zu verkehren.

6. Aug. 1736 war Friedrich in das anmuthig gelegene Reinsberg eingezogen. Alle möglichen Lustbarkeiten wurden verübt, es war eine ununterbrochene Maskerade, die erheblich mehr Geld kostete als er besaß; auch wurde mit Eifer musicirt. Daneben aber beschäftigte er sich mit humanitären Fragen. Er hatte vor, an einem Programm seiner Regierung zu arbeiten, und wählte dazu die Widerlegung des Macchiavelli, den man als Einbläser aller bösen Fürsten verabscheute. Friedrich wies nach, daß es sich für einen König mit nichten zieme, durch Meineid, Giftmord und Aehnliches seinen Plänen nachzuhelfen, daß er vielmehr die Pflicht habe, für das Wohl seiner Unterthanen zu sorgen. Die traurigen Wirkungen des Despotismus hatte er an sich selbst so bitter erfahren, daß man an seiner Aufrichtigkeit nicht zweifeln darf.

Dem Prinzen war ganz ernsthaft daran gelegen, zum Wahren und Schönen vorzudringen. Wolff's Pedanterie stieß ihn ab, in Voltaire glaubte er einen ebenbürtigen Geist zu finden. Er wollte nicht blos von ihm lernen, er suchte auch ein Verständniß für das, was in seinen eignen Gedanken und Empfindungen vorging. Er hatte das tiefe Bedürfniß, sich mitzutheilen, das durch seine unglückselige Jugendzeit verkümmert, aber keineswegs unterdrückt war. Voltaire, den diese Anknüpfung sehr erfreute, weil sie sein Ansehn in Frankreich erhöhte, theilte ihm freigebig von seinem Wissen und Können mit, und kam seinen Ergießungen warm entgegen; er wußte fein zu schmeicheln und zart zu berichtigen. Als Dichter gab er ihm die Mittel an die Hand, edle Empfindungen klangvoll auszudrücken; als Philosoph zeigte er ihm die Hebel, die Last überkommener Meinungen von sich abzuschütteln; er lehrte ihn, feurig zu declamiren, und bitter zu spotten. Damit kräftigte er die Doppelnatur, die ohnehin in Friedrich lag. Daß durch ihn der bedeutendste unter allen Deutschen dem geistigen Leben Deutschlands wenigstens halb entzogen wurde, war ein Verhängniß, aber es hatte, wenn man das Verhältniß der beiden Culturen in Rechnung zieht, nichts Befremdendes.

Es steckte in Friedrich doch ein starker Fonds von deutschem Idealismus. Das Uebergewicht der französischen Cultur über die deutsche war ihm ein feststehender Glaubensartikel, aber wenn er Jemand suchte, auf dessen Treue er bauen könne, wandte er sich an einen Deutschen, und verschwieg das seinen Franzosen nicht. — —

Dem deutschen Bürgerthum wollte die moderne Aufklärung noch nicht recht eingehn, weil sie mit zuviel französischer Frivolität auftrat; sie ihm zu vermitteln, erwies sich die Schweiz als ein günstiger Boden: sie hatte sich an den Kämpfen zwischen den Franzosen und Deutschen nicht betheiligt und Fühlung nach beiden Seiten behalten. Die Schweizer fingen nun an, in der deutschen Litteratur eine sehr ansehnliche Rolle zu spielen. Ihre Gelehrten betheiligten sich eifrig an den mathematischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten der Engländer und Franzosen, und ein hervorragender eidgenössischer Schriftsteller meinte, der Ruhm der Euler und Bernouilli werde fortbestehn, wenn Sempach und Moorgarten längst vergessen wären. Diese Vermittlerrolle fiel ihnen auch in schönwissenschaftlichen Dingen zu.

Des Abbé Dubos „Réflexions sur la poésie et la peinture" veranlaßten 1721 zwei junge Kritiker in Zürich, Bodmer und Breitinger, in den „Discursen der Maler" für den Begriff der Kunst eine neue Basis zu suchen. Poesie und Malerei müssen die Natur zum Muster nehmen; das Verfahren des Malers klärt uns über die Aufgabe des Dichters auf. Was in der Vernunftlehre die Begriffe, das sind in der Logik der Phantasie die Bilder: dort wird die rechte Verknüpfung der Begriffe, hier die rechte Verknüpfung der Bilder gelehrt."

Wie kommt es, daß in der nachbildenden Kunst unsre Lust erregt, was uns eigentlich schmerzlich ergreifen sollte? — Der Grund liegt in dem Bedürfniß der Seele, beschäftigt zu werden, um dem Gefühl der Leere zu entfliehn. Die Leidenschaften verleihen uns ein lebhafteres Gefühl unseres Daseins; was uns in der Wirklichkeit entsetzen würde, berührt uns in der Nachbildung nur gelind, so daß die Lust, die im erhöhteren Gefühl unsres Daseins liegt, mit keinem Schmerz verbunden ist. In einer Reihe von Abhandlungen setzten die beiden Schriftsteller diese Untersuchungen fort.

Bodmer hatte erst, wie Brockes, dem Italienischen Geschmack gehuldigt; die Lecture des Englischen „Zuschauers" hatte ihn umgestimmt. Er legte sich nun ernsthaft auf das Studium der Englischen Litteratur. Schon 1725 warf er seine Augen auf Milton's „Verlornes Paradies"; er übernahm, das Gedicht durch eine prosaische Uebertragung in Deutschland einzubürgern. Ein ungemein glücklicher Griff, da Milton's Form der modernen Geschmacksbildung nicht den Anstoß gab wie die der Shakespeare'schen Zeit. Es war nicht blos der poetische Werth des Gedichts, was Bodmer anzog, sondern ebenso die Persönlichkeit des Verfassers: Milton war der Anwalt der kirchlichen und bürgerlichen

Freiheit; er dachte vom Gemeinwesen wie ein Grieche und Römer. Diese politische Sympathie des Schweizers für einen Mann, der an den deutschen Höfen noch immer als Königsmörder verrufen war, ist bei dem ästhetischen Urtheil in Anschlag zu bringen; die kräftigen Parlamentsreden der Teufel in Milton's Hölle schlossen den Deutschen, die bisher nur von der Kanzel laute Worte vernommen, einen neuen Schauplatz auf.

Sieben Jahre hatte Bodmer an der Uebersetzung gearbeitet: 5. April 1732 schickte er sie fertig an Gottsched, und versprach eine ausführliche Kritik. „Ich bin begierig", erwidert Gottsched, „die Regeln zu wissen, nach welchen eine so regellose Einbildungskraft entschuldigt werden kann!" Doch rühmt er die Uebersetzung außerordentlich: „Milton hat durch sie mehr Kraft und Nachdruck gewonnen als er in seiner Muttersprache besitzt."

Bodmer erwiderte mit einem Aufruf an die Deutschen, in der Dichtkunst einen höhern Aufschwung zu nehmen, in homerischem Geist einen heiligen Stoff zu besingen. Das könne aber nur geschehn, wenn der Dichter sich mit einem neuen Geist erfülle: „wenn er bei Seite setzt der Liebe ird'schen Brand, ihr äußerliches Thun und wandelbaren Stand, wenn er die Liebe malt, die im Verstand entspringet, die nur ein Weiser fühlt, der sich zum Himmel schwinget, wo Gott der Schönheit Quell und ew'ger Brunnen ist." Von dieser Perspective aus übersieht er (1734) die Geschichte der deutschen Poesie. Die ältern Zeiten, die nur noch wie aus grauer Ferne schimmern, behandelt er summarisch, und rechnet erst von Erasmus die Wiederherstellung des guten Geschmacks: „nachdem man von den Alten desselben wahre Spur und rechtes Maaß erhalten. Gemach legt' auch die Sprach' ihr wüstes Wesen ab und wuchs jetzt schöner auf nach Richtschnur, Maaß und Stab. Doch langsam und mit Müh, inmaßen der Gelehrte das ewige Latein mit wahrer Furcht verehrte". Der große Aufschwung, den die Poesie mit Opitz genommen, sei bald wieder gesunken. „Sind die Gedanken wahr, so sind sie auch gemein". — „An Worten sind sie mehr als an Gedanken reich; fern ist's, daß selbige sich in einander senken; sie geben auch Nichts heim zu fühlen und zu denken." Ueber Hoffmannswaldau und Lohenstein sprach sich Bodmer ebenso höhnisch aus als Gottsched, dem er sein Gedicht widmete; der Gegensatz zwischen ihnen erklärte sich erst in den Abhandlungen, die Ende 1739 erschienen: Breitinger's „von der Natur, der Absicht und dem Gebrauch der Gleichnisse" und Bodmer's „vom Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen."

Der echte Dichter, so wird gelehrt, bemüht sich, in die Imagination seiner Leser Bilder der Sachen zu malen; sie ist der Plan, auf welchem er sein Gemälde entwirft. Sie ist bei der Geburt des Menschen leer, wie ein gehobeltes Brett, und fähig, alles zu fassen, was ihr darauf vorstellen wollt; sie ist so geraum, daß sie fassen mag, was immer die Natur hervorbringt, ja daneben eine Menge Chimären, poetische Figuren und Capricen. Die Feder des Schreibers ist der Pinsel, mit dem er in dies große Feld malt, und die Worte sind die Farben, die er so wohl zu verwischen, zu erhöhn, zu verdunkeln und auszutheilen weiß, daß ein jeder Gegenstand in derselben seine lebhafte und natürliche Gestalt gewinnt. Der ist der beste Dichter, der seinen Lesern so lebhafte Bildnisse in die Imagination malen kann, daß sie die Originale wie auf einer Tafel oder einem Spiegel sehn.

Um aber die Imagination der Leser zu treffen, muß die Imagination des Dichters selbst warm sein. Dann wachsen ihm, so zu sagen, die Worte auf der Zungen, er beschreibt nichts als was er sieht, er redet nichts als was er empfindet, er wird von der Poesie fortgetrieben nicht anders als ein Rasender, der außer sich selbst ist, und folgen muß, wohin ihn seine Raserei führt. Man soll niemals schreiben, als wenn man einen Affect empfindet. Es ist garnicht nöthig, daß dieser Affect einem wirklichen Gegenstand gilt, wenn man nur die Imagination so zu stimmen weiß, daß die Kraft ihrer Vorstellungen dem wahren Gefühl gleichkommt.

Diese Theilnahme des Herzens am poetischen Geschäft war nicht französisch; was aber die Schweizer als poetisch wirksame Hebel empfahlen, entsprach recht sehr den Ansichten der jüngern französischen Schule.

„Je neuer und unerwarteter eine Vorstellung ist, desto größer muß das Ergötzen sein; das Neueste ist aber das Wunderbare. Die Kunst des Poeten besteht darin, die Sachen, die er durch seine Vorstellung angenehm machen will, von dem Ansehn der Wahrheit künstlich zu entfernen, ohne daß man jedoch den Schein der Wahrheit gänzlich aus dem Gesicht verliere; er muß das Wunderbare als wahrscheinlich, und das Wahrscheinliche als wunderbar vorstellen!

„Da der Dichter auf Entzückung der Phantasie und auf Erweckung derjenigen Lust losgeht, die das menschliche Herz in der Bewegung und im Kampf der Leidenschaften zeigt, so wird dasjenige, was beim Redner nur Mittel zum Zweck ist, sein Hauptwerk. Sein Gemälde muß das Gemüth in eben die Bewegung setzen, als die wirkliche Gegenwart der

Dinge erwecken würde. Dazu ist die gemeine Art zu reden viel zu schwach; der Ausdruck der Dichtung muß viel neuer, prächtiger und nachdrücklicher sein.

„Freilich haben die Deutschen den Lohensteinschen Schwulst verbannt; aber sie sind darüber so seicht, dürr und trocken geworden, und in eine so niedrige Plattheit verfallen, als ob sie alles Zutraun zu ihren Kräften verloren hätten. Sie gehn nicht, sie kriechen mit zaghafter Behutsamkeit im Staube. Darum wäre es mir lieb, wenn ich ihnen Muth einflößen und sie bereden könnte, daß Mangel und Kargheit ebenso viel Ekel erregt als Verschwendung."

Die Neigung der Deutschen zur Abstraction macht sie seit einiger Zeit „so vernünftig und schließend, daß sie zugleich matt und trocken werden. Bei ihrem platten Begriff von Wahrscheinlichkeit geht ihnen auch Milton nicht ein. Grade die schöpferische Kraft, wodurch dieser den übersinnlichen Wesen Sichtbarkeit verleiht, ist das Hauptwerk der Poesie, die ihre Materie allzeit lieber aus der möglichen als aus der wirklichen Welt nimmt."

Die Poesie, jetzt zur Schmeichelei und zu Zoten schändlich mißbraucht, war in ihrem Ursprung der Verehrung Gottes gewidmet. „Eine Materie aus der wahren Religion hat vor einem Gedicht, das auf die heidnische Mythologie gegründet ist, den Vortheil der Wahrscheinlichkeit in seinen wunderbarsten Erfindungen. Dazu kommt, daß die wahre Religion eine andre Hoheit und Würde, eine andre Majestät in den himmlischen und höllischen Vorstellungen, in den Wahrsagungen und Feierlichkeiten mit sich führt, als die heidnische." Die Dichtung ist werthlos, wenn sie sich nicht über das gemeine Alltagsleben erhebt. In diesem Sinn entwarf Bodmer das Schema zu einem Heldengedicht über die Sündfluth. —

Kräftiger noch als bei Bodmer sprach sich das brittische Vorbild in den „Versuchen schweizerischer Gedichte" aus, die zuerst 1732 erschienen; der Titel sollte zugleich eine Entschuldigung sein: es finden sich in den Gedichten starke Provincialismen und andre Härten. Der Verfasser, ein junger Arzt in Bern, Albrecht Haller, geb. 16. Oct. 1708 hatte in Leyden unter Boerhave studirt und war von diesem großen Physiologen als sein bedeutendster Schüler anerkannt; in Basel wurde er von Bernouilli in der höhern Mathematik unterrichtet. Bei einem längern Aufenthalt in London wurde er von den dortigen Gelehrten als Ebenbürtiger begrüßt.

Er hatte sich sehr früh als Dichter versucht, im Lohenstein'schen

Geschmack; das Studium der englischen Dichter, namentlich Pope's, wies ihm einen andern Weg: „er nahm von demselben die Liebe zum Denken und den Vorzug der schweren Dichtkunst an"; er bemühte sich, so viel und so starke Gedanken als möglich in kürzestem Raum zusammenzudrängen. „Der Dichter muß Bilder, lebhafte Figuren, kurze Sprüche, unerwartete Anmerkungen auf einander häufen; er darf niemals die Aufmerksamkeit des Lesers abnehmen lassen, ihm niemals leere Zeilen vorlegen, die nichts zu denken geben." Durch diese markige Gedrungenheit sollte die Sprache der Poesie über die der Prosa erhoben werden. Haller wirkte durch Auslassung der Mittelglieder, daß der Gedanke wie ein Räthsel erscheint, dessen Lösung überrascht aber als nothwendig empfunden wird. Darin war er der rechte Gegensatz gegen die nüchterne Weitschweifigkeit der Gottschedianer, die alles herausjagten. Grade durch das Ringen nach der Form, da der Schweizer sich den hochdeutschen Ausdruck erst mühsam erkämpfen mußte, tritt das Neue und Frische der Bilder deutlicher hervor.

Haller's erster größerer Versuch steht noch unter Brockes' Einfluß: in den „Alpen", der Frucht einer botanischen Wanderung, schmeckt die Beschreibung der Pflanzen mitunter nach einem Lehrbuch, aber zugleich liegt in seinen Bildern ein tieferer Gehalt. Von seiner Art nur ein Beispiel.

Haller beschreibt einen Wald: „wo dort im rothen Glanz halb nackte Buchen glühn, und hier der Tannen fettes Grün das bleiche Moos beschattet; wo mancher helle Strahl auf seine Dunkelheit ein zitternd Licht durch enge Stellen streut, und in verschiedner Dichtigkeit sich grüne Nacht mit goldnem Tage gattet. Und jenes Baches Fall, der schlängelnd durch den grünen Rasen die schwachen Wellen murmelnd treibt, und plötzlich aufgelöst in Schnee- und Perlenblasen, durch jähe Felsen rauschend stäubt. Auf jenem Teiche schwimmt der Sonne funkelnd Bild gleich einem diamantnen Schild, da doch das Urbild selbst vor irdischem Gesichte in einem Strahlenmeer sein flammend Haupt versteckt, und unsichtbar vor vielem Lichte, mit seinem Glanz sich deckt. Dort streckt das Wetterhorn den nie beflogenen Gipfel durch einen dünnen Wolkenkranz; bestrahlt mit rosenfarbnem Glanz, beschämt sein graues Haupt, das Schnee und Purpur schmücken, gemeiner Berge blaue Rücken . . . Des Himmels tiefe Höhn, in dessen lichtem Blau die Erde grundlos schwimmt; die in der Luft erhabnen weißen Seen, worauf durchsichtig Gold und weißes Silber glimmt. . . Ein Waldstrom stürzet Fall auf Fall; der dick beschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen und schießt mit jäher

Kraft weit über ihren Wall. Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Eile, in der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau; ein Regenbogen strahlt durch die bestäubten Theile, und das entfernte Thal trinkt ein beständig Thau." —

Haller hat den Deutschen die Poesie der Alpen aufgeschlossen. Indeß giebt das Landschaftliche nur die Farbe des Gedichts: das Pathos desselben ist die Sehnsucht des städtischen Patriciers, der in seinen Umgebungen nur Selbstsucht und Eitelkeit erblickt, nach freier Natur. Es ist der erste Schmerzensschrei des eingeengten Bürgers nach frischer Luft. Wie Tacitus die Deutschen seinen abgeschwächten Römern, so schildert Haller das einfache Leben der Alpenbewohner in bewußtem Gegensatz gegen den Dunstkreis, den er selber athmen muß. „Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch goldne Zeiten! Euch hat ein hold Geschick der Laster reichen Quell, den Ueberfluß versagt. — Die Natur bedeckt ein hartes Land mit Steinen; sie warf die Alpen auf, euch von der Welt zu zäunen! . . . Die Gelahrtheit feilscht hier nicht papierne Schätze, man mißt die Straßen nicht von Rom und von Athen, man bindet die Vernunft an keine Schulgesetze! . . Hier hat Natur die Lehre, recht zu leben, dem Menschen in das Herz und in den Sinn gegeben."

In den Städten ist das alles anders geworden! Früher war die Schweiz reich an Helden, die dem Vaterland alles opferten: „ach sie vergrub die Zeit, und ihren Geist mit ihnen! Der Tugend Name ist zum Mährlein worden; man lacht, wenn noch ein Buch von Männern Nachricht giebt, die etwas sich versagt und außer sich geliebt!" „Ehmals war unser Bürger arm, doch fähig zu befehlen: es war ein Vaterland, ein Gott, ein freies Herz; Bestechen war kein Kauf, Verrätherei kein Scherz. Jetzt sinken wir dahin, von langer Ruh' erweicht; das Mark des Vaterlands ist mürb' und ausgehöhlt, und einmal wird die Welt in den Geschichten lesen, wie nah' dem Sittenfall der Fall des Staats gewesen!" —

Uebrigens sind die sittlichen Anschauungen des Alpenreisenden nicht engherzig. „Hier wo die Natur allein Gesetze giebet, umschließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich: was liebenswürdig ist, wird ohne Scheu geliebet. . . . Sobald ein junger Hirt die sanfte Glut empfunden, die leicht ein schmachtend Aug' in muntern Herzen schürt, so wird des Schäfers Mund von keiner Furcht gebunden. . . . Er liebet sie, sie ihn, dies macht den Heirathsschluß; die Eh' wird oft durch nichts als beider Treu befestigt."

Haller, schon in der Jugend von strengen Sitten, dem Wein ab-

geneigt, ernst bis zur Hypochondrie, hat dennoch das für jene Zeit beliebteste Liebesgedicht geschaffen, die Ode auf „Doris" (1730), ein Jahr nach den „Alpen". Im Alter hatte er schon vor, es zu vernichten, ließ es jedoch stehn, als „Andenken einer herrschenden und in einem gewissen Verstand unschuldigen Leidenschaft: die Jahrzahl selbst wird das Uebrige erklären." Einige Monate nämlich nach diesem Gedicht heirathete Haller, und will wohl sagen, daß die Empfindungen seiner Braut galten, daß Doris ein Pseudonym für Marianne war. —

„Sprich Doris! Fühlst du nicht im Herzen die zarte Regung sanfter Schmerzen, die süßer sind als alle Lust? Strahlt nicht dein holder Blick gelinder? Rollt nicht dein Blut sich selbst geschwinder, und schwellt die unschuldsvolle Brust? . . . . Wie sollte dich die Liebe schrecken? Mit Scham mag sich das Laster decken, die Liebe war ihm nie verwandt. Sieh deine freudigen Gespielen: du fühlest was sie alle fühlen, dein Brand ist der Natur ihr Brand. . . . Wann zärtlich Wehren, holdes Zwingen, verliebter Diebstahl, reizend Ringen mit Wollust beider Herz berauscht, wann der verwirrte Blick der Schönen, ihr schwimmend Aug' voll seichter Thränen, was sie verweigert, heimlich heischt; wann sich — allein, mein Kind! ich schweige! Von dieser Lust, die ich dir zeige, ist, was ich sage, kaum ein Traum. Erwünschte Wemuth, sanft Entzücken — was wagt der Mund euch auszudrücken! das Herz begreift sich selber kaum."

Das Lied wurde damals von jungen Mädchen in jedem frohen Kreise gesungen. Man sieht den Unterschied der Sitten: es sind das Vorstellungen, die heut zu Tage junge Mädchen so leicht nicht über die Lippen bringen. Dazu hat das Lied runde 22 Strophen, und ist durchaus nicht leicht singbar; die schönen Kinder müssen damals einen kräftigeren Athem gehabt haben. In der Melodie tritt Haller entschieden hinter seinen Vorgänger Günther und hinter seinen Zeitgenossen Hagedorn zurück.

Man hat in neuerer Zeit die descriptive und die didaktische Gattung ganz aus dem Gebiet der Poesie verbannen wollen; aber eine unreife Periode der Poesie gewinnt nur dadurch echten Gehalt, daß sie gedachte Bilder sichtbar macht, und ernsthafte Gedanken in edle Formen kleidet: da muß die Sprache sich des leeren Scheins entäußern, das Lebendige sondert sich von der Phrase. Die Wolffische Schule brachte einige didaktische Dichter hervor, die ihre Lehren in gemessenen Strophen vortrugen; Haller, der Leibniz wohl kannte, hat mit seinem Lehrgedicht der deutschen Poesie werthvolle Stoffe und bedeutende Formen gegeben.

Er bewegt sich fast durchweg in Fragen der Theodicee. Er ist in seinen Gedichten fromm, aber keineswegs rechtgläubig: über die verknöcherten Orthodoxen denkt er wie der fromme Arnold in seiner Ketzergeschichte, ja sein Urtheil klingt an die brittischen Freidenker. Schon in seiner ersten Satire bekämpft er das „entsetzliche Ungeheuer" des Aberglaubens. Wer sich dem blinden Glauben ergiebt, „hat die Vernunft verschworen, dem Denken abgesagt, sein Eigenthum verloren. Sobald der Priester spricht, muß Irrthum Wahrheit sein. Traut nicht dem schlauen Blick, den demuthsvollen Mienen: den Dienern aller Welt soll doch die Erde dienen! Eh noch ein Papst geherrscht und sich ein Mensch vergöttert, hat schon der Priester Zorn, was ihm nicht wich, zerschmettert! . . Was Böses ist geschehn, das nicht ein Priester that!" Selbst Voltaire konnte sich nicht härter aussprechen. — Haller findet den gemarterten Huronen mitleidswürdiger als den christlichen Märtyrer, der gegen das Gesetz des Staats sündigt; der Unterschied ist nur, daß dieser, wenn er zum Tode geht, „gewaltige Worte spricht, wovon er nichts versteht." „Ist denn der ein Held, der am verdienten Strick noch prahlt im Galgenfeld?!"

Die eine Religion schilt Laster, was die andre als Tugend preist: fast überall steigt man zur Heiligkeit durch gröbliche Versündigung am Naturgesetz. Haller verdammt ausdrücklich „jenes Wahngespenst, das nur auf Dornen geht, zum Elend sich verpflichtet und die Welt zum Kerker macht," und rühmt Epikur: „seine Wollust ist so keusch wie eure Tugend!" — Freilich wurde die Stelle später gestrichen.

Die Gottheit, die auch in diesen Erstlingsgedichten niemals fehlt, klingt doch stark an den Begriff der Gottnatur an. — „Von dir, selbständig Gut, unendlich Gnadenmeer! kommt dieser inn're Zug wie alles Gute her. Das Herz folgt unbewußt der Wirkung deiner Liebe, es meinet frei zu sein und folget deinem Triebe!" Mit andern Worten: das Herz, wo es sich selbst folgt, ist gut.

„Unfruchtbar an sich selbst, bringt es auf den Altar die Frucht, die von dir selbst in uns gepflanzet war; was von dir stammt, ist echt, und wird vor dir bestehn."

Haller zweifelt nicht daran, daß die Vernunft, hauptsächlich durch Betrachtung der Zweckmäßigkeit in der Natur, zu Gott führt, wenigstens ihn suchen lehrt. Freilich führt auch die Philosophie auf Irrwege. Des Aberglaubens satt, sucht der Philosoph „beim Lichte der Vernunft sich in sich selbst zu finden. Im Anfang führet ihn sein forschender Verstand noch zu der Wesen Grund und weit vom Menschentand; bis, wenn

er jetzt entfernt von irdischen Begriffen im weiten Ocean der Gottheit wagt zu schiffen, Vernunft der Leitstern fehlt und er aus Blindheit irrt, ein falsches Licht ihn führt und seinen Lauf verwirrt; er selbst im trüben Tag, den nur ein Irrlicht heitert, sich nach den Klippen lenkt und endlich plötzlich scheitert . . Viel Irrthum hat der Mensch sich selber zugezogen, er ist, der Erde war, dem Himmel zugeflogen; wohin Vernunft nicht reicht, hat Stolz sich hingetraut."

„Versenkt in einen Traum nachforschender Gedanken schwingt ein erhabner Geist sich aus der Menschheit Schranken." Nun ist Leibniz hingegangen, wo ewige Wahrheit weilt: könnte er uns jetzt klar machen den Grund der Dinge, „den Zug, der Alles senkt, den Trieb, der Alles dehnt, den Reiz in dem Magnet, wonach sich Eisen sehnt —" u. s. w. — Schwerlich! — Was über die Mathematik hinausgeht, liegt außerhalb der Grenzen des menschlichen Verstandes. „In's Inn're der Natur dringt kein erschaffner Geist; zu glücklich, wem sie noch die äuß're Schale weist!" — Wir erkennen durch Erfahrung das Spiel der vorhandenen Kräfte, es gelingt allenfalls, die eine auf die andre zurückzuführen; aber was sie an sich sei, das wissen wir nicht.

Schwerer noch lastet auf dem Gemüth die Frage: wie stimmt das Uebel in der Welt mit der Güte Gottes? — „O Vater! Rach' und Haß sind fern von deinem Herzen; du hast nicht Lust an Qual, noch Freud' an unsern Schmerzen. Du schufest nicht aus Zorn: die Güte war der Grund, weswegen eine Welt vor Nichts den Vorzug fund. Du warest nicht allein, dem du Vergnügen gönntest, du hießest Wesen sein, die du beglücken könntest; und deine Seligkeit, die aus dir selber fließt, schien dir noch seliger, sobald sie sich ergießt. Wie hast, o Heiliger! du denn die Welt erwählt, die ewig sündiget und ewig wird gequält?"

Darauf weiß nun freilich Leibniz Bescheid zu geben. „Verschiedner Welten Riß lag vor ihn ausgebreitet, und alle Möglichkeit war ihm zur Wahl bereitet. Der Welten trefflichste gewann die Wirklichkeit. . . Ein allgemeines Wohl beseelet die Natur, und alles trägt des höchsten Gottes Spur."

„Gott sah von Anfang wohl, wohin die Freiheit führt . . . . daß ein gemessner Geist nicht stets die Kette findet, die den besondern Satz an den gemeinen bindet. Kein endlich Wesen kennt das Mitsein aller Sachen, und die Allwissenheit kann erst unfehlbar machen. Gott sah dies alles wohl, und doch schuf er die Welt."

Er wollte kein bloßes Uhrwerk: „er überließ die Geister ihrem Willen und dem Zusammenhang, aus dem die Thaten quillen. Denn

Gott liebt keinen Zwang; die Welt mit ihren Mängeln ist besser als ein Reich von willenlosen Engeln." Ja der Schmerz ist wesentlich für die beste Welt: „in aller Arten Noth, die unsre Glieder fäulet, ist Schmerz der bittre Trank, womit der Leib sich heilet."

Zudem gab Gott der Herr dem Leben einen Leitstern, der von der Offenbarung unabhängig ist. „Kein Mensch verwildert so, dem eingebornes Licht nicht, wenn er sich vergeht, sein erstes Urtheil spricht. Die Kraft von Blut und Recht erkennen die Huronen, die dort an Michigan's beschneiten Ufern wohnen, und unterm braunen Sud fühlt auch der Hottentot die allgemeine Pflicht und der Natur Gebot."

Aber gegen diese Weisheit sträubt sich das Herz und die Erfahrung, die uns zeigt, daß von Glück, Zufriedenheit und Tugend in der Welt nicht viel die Rede ist. Die Güter der Erde sind eitel, auf jeden Genuß folgt der Ekel. „Auch das Schattenglück erfreut den Menschen selten. Die Güter der Natur sind endlich und gezählt, die einen werden groß durch das, was andern fehlt: ein Sieger wird berühmt durch tausend Andrer Leichen, und ganzer Länder Noth macht einen einz'gen Reichen; der Schönen holdes Ja, die Einem sich ergiebt, verurtheilt die zur Qual, die da, wo er geliebt."

So geht der Mensch von einer Begierde, von einer Illusion in die andre: „gefaulet, abgenutzt, und nur zum Leiden stark, eilt er zur alten Ruh', und sinket in den Sarg. Der Geist, von Allem fern, womit er sich bethört, sieht sich in einer Welt, wovon ihm nichts gehört; nur geht mit ihm ins Reich der öden Dunkelheit ein unerträglich Bild der eignen Häßlichkeit: er leidet ohne Frist, weil er gepeiniget und auch der Henker ist."

Wie verträgt sich also dies Leben mit Gottes Liebe und Huld? warum schuf er die Welt, wenn sie uns nur Qual bereitet? Freilich kennen wir nur einen Theil der Welt: vielleicht ist nur die Erde der Sitz des Bösen, und in den Sternen weilt das Glück. Aber solche Trostgründe können ein stark klopfendes Herz nicht beschwichtigen: der Dichter will sich Gott so gern als den Allgütigen vorstellen, aber sein scharfer Blick zeigt ihm nur den furchtbaren Gott, zu dem er mit Schrecken betet, und so nimmt seine Andacht eine angstvoll pietistische Farbe an. Der hellsehende, fromme und edeldenkende Mann empfindet in hypochondrischen Augenblicken die Verderbtheit der menschlichen Natur so bitter, daß man an Swift's Yahoos erinnert wird.

Haller's poetische Wirksamkeit dauerte nur kurze Zeit: zwischen seinem ersten Gedicht und seinem letzten, der Trauerode auf den Tod

seiner Marianne, Oct. 1736, liegen nur sechs Jahre; was er später dichtete, war ganz unbedeutend.

Haller war seit Leibniz der erste Deutsche, der einen Europäischen Ruf gewann, nicht als Dichter, sondern als Forscher; er schrieb für die Europäischen Gelehrten lateinisch. Er war entschiedener als Voltaire ein Weltbürger.

Zuerst in den Commentaren zu Boerhave, seinem Lehrer, 1736, legte er den Grund zu seinem großartigen Gebäude der Physiologie, an dem er bis an's Ende seines Lebens fortarbeitete; er wurde mit der Zeit Mitglied aller Europäischen Academien, von allen Europäischen Höfen gefeiert. Er hat in der Physiologie viel Neues entdeckt, vielleicht das Großartigste aber war das Gesammtbild, das er davon gab: das Leben zeigt sich als ein Kosmos.

In seinem 28. J., Nov. 1736, wurde Haller an die neu begründete Universität Göttingen berufen. Diese Universität, mit schmalen Mitteln aber großer Einsicht begründet, konnte sich schon in den ersten Jahren eines Vereins von Kräften rühmen, wie sie selten eine Hochschule geziert: neben Haller der bisherige Rector der Thomasschule in Leipzig, Gesner, für Deutschland der eigentliche Begründer der classischen Philologie; Michaelis, der gelehrte und freisinnige Orientalist, der zuerst, nur gestützt auf brittische Vorgänger, die Bibelkunde auf geographisch culturhistorische Forschungen zurückführte; Mosheim aus Helmstadt, unter allen Kirchenhistorikern am gründlichsten gebildet, maßvoll und weltgewandt; bald darauf Pütter, allmälig die erste Autorität im Staatsrecht. Göttingen, das mit Stolz in seinem Landesherrn den mächtigen König von England ehrte, und stets mit den Gelehrten von Oxford in Verbindung blieb, war wie ein Symbol für die Einwirkung brittischer Denkart auf Deutschland.

Haller blieb in Göttingen 1736—1753; durch die „Gelehrten Anzeigen" gewann er eine große Macht über sämmtliche Zweige der Litteratur. Nicht stark polemisch, aber im Stillen wirkend, benutzte er diese Stellung, der Wolffischen Schule entgegenzutreten, die ihm wegen ihrer unsachlichen Syllogistik, den Göttinger Behörden wegen des Lärms, den sie verführte, zuwider war.

Leibniz' Philosophie war durch Wolff die Deutsche Philosophie geworden, sie beherrschte durch die Universitäten die Mehrzahl der Gebildeten. Aber seit sie als System allgemein recipirt war, hatte sie einen großen Mangel: sie lehrte alles begreifen wie ehemals die Scholastik, was man schon wußte, aber sie lehrte nichts Neues erfinden. Sie war völlig

ſtabil, völlig dogmatiſch geworden, und die exacten Wiſſenſchaften betrachteten es mit Recht als Ueberhebung, wenn ſie bei ihnen mitredete. Zudem ergab ſie ſich, ſeit Wolff wieder latein ſchrieb, aufs Neue dem ſcholaſtiſchen Formalismus. Ein Informator aus dieſer Schule dictirte ſeinem Knaben Hefte, deren erſter Satz lautete: „omne possibile est ens; quidquid contradictionem non involvit, est possibile!“ Jacob Carpov in Jena erwies die Dreifaltigkeit als weſentliche Eigenſchaft der Subſtanz, ebenſo April 1735 ſein Schüler Darjes: „Deus essentialis est complexus omnium substantiarum in Deitate; Deus vero personalis est substantia Entis, quod Aseïtatem habet“ u. ſ. w.; dafür mußte er auf Befehl der Facultät einen ſchimpflichen Widerruf unterzeichnen. In Halle wurde gegen einen Candidaten, der auf der Kanzel immer von „Möglichkeiten“ redete, von der Facultät die Cenſur verhängt: „obwohl das Wort an ſich keinen Irrthum enthält, ſo iſt doch der öftere Gebrauch nicht ohne Grund als ein Kennzeichen der unziemlichen Anhänglichkeit an die Wolffiſche Schule erfunden worden.“

„Ich leſe ſeit einiger Zeit dieſe Streitſchriften nicht mehr!“ ſchreibt Prof. Mosheim. „Auf beiden Seiten einerlei unbegründete Behauptungen, einerlei bittere Vorwürfe! Alle halten ſich mit Nebendingen auf, keiner greift die Sache aus dem Grund an.“ — In Berlin ſetzte Probſt Reinbeck einen Umſchwung durch: als Lange in Halle ein neues Buch über die Wolffiſchen Ketzereien veröffentlichte, erfolgte von Berlin 24. Juni 1735 ein ſtrenger Verweis, da durch dergleichen nur unnützer Lärm entſtehe.

In derſelben Zeit, Juni 1735, gerieth Reinbeck als der Vertreter der Wolffiſchen Philoſophie, in Händel mit einem Gegner von anderm Schlage, dem Mecklenburger Liscow (1701—1760), der ſeit 1733 durch ſeine ſatiriſchen Schriften Deutſchland in Aufregung ſetzte. Liscow war Juriſt, aus der Schule von Thomaſius und Gundling, an Locke, Swift, Montaigne und Bayle gebildet, vollkommen vorurtheilsfrei, im Stil von einer ſeltnen Anmuth; am anziehendſten in der tollſten Ausgelaſſenheit. Er hatte bisher nur kleine Leute gehänſelt, verdrehte Orthodoxe und ſpeichelleckeriſche Rhetoren, aber das waren nur ſeine Prügeljungen: anſcheinend nur gegen den ſchlechten Geſchmack gerichtet, traf ſeine Satire die nichtswürdige Geſinnung.

Liscow's Satiren erinnern an Erasmus' „Lob der Dummheit“; er ſtellt ſich an, als ob er in einer Geſellſchaft von Einfältigen für ihre Sache ſpreche. „Wir machen drei Viertel der gelehrten Welt aus, und können uns durch Stimmenmehrheit als die allein Berechtigten behaupten.

Daß unsre Gegner sprechen, die Mehrheit der Stimmen gelte nicht, zeigt nur, daß sie nicht reiner Lehre sind; so reden die Ketzer auch, und haben doch Unrecht, weil sie Ketzer, d. h. überstimmt sind. Die Kirche Christi hat es zu aller Zeit auf die Mehrheit der Stimmen ankommen lassen."

„Die Griechen und Römer haben sich eingebildet, man müsse erst denken lernen, ehe man sich zu reden unterstände; das Licht des Evangelii hat diesen Wahn verjagt." — „Wer sich zu klug dünkt, seinen geistlichen Führern einfältiglich zu folgen, ist nicht geschickt zum Reich Gottes, geräth auf Irrwege und verfällt endlich in das Laster der Ketzerei. Allgemein sehn auch die Seelsorger die Vernunft als ein unbändiges reißendes Thier an, dem man Zaum und Gebiß ins Maul legen muß, und mit welchem nicht auszukommen ist, wofern es nicht an eine starke Kette geschlossen wird. Ueber die Länge der Kette sind sie freilich nicht einig. Einige wollen, die Kette müsse fein lang sein, damit die Vernunft bei einer mäßigen Freiheit ihre Bande desto geduldiger trage; man habe Exempel, daß sie, wenn man sie gar zu kurz gebunden, ihre Fessel zerbrochen, alles was ihr vorgekommen niedergerissen hat, und so unbändig geworden ist, daß man sie hernach nimmer hat zähmen können. Andre dagegen behaupten, man müßte die Vernunft so kurz als möglich binden, denn sonst sei man nimmer vor ihr sicher; auch sei sie garnicht so ungeduldig, als man vorgebe."

„Die Vernunft ist eine Gabe Gottes, aber der Ausgang hat gewiesen, daß sie ein schädliches Geschenk gewesen ist. Kaum war der erste Mensch erschaffen, so verleitete ihn seine Vernunft zu derjenigen Sünde, wodurch er sich und seine Nachkommen unglücklich machte. Eva fing an zu grübeln, und da war es um sie und um uns alle geschehn. Die Vernunft macht den Menschen ungeschickt, ein Glied der bürgerlichen Gesellschaft zu sein. Wer über die Befehle seiner Obrigkeit grübelt und sie vor den Richterstuhl seiner Vernunft stellt, wird sie schlecht beobachten, wenn sie ihm unvernünftig scheinen; damit hat jeder Rebell seinen Aufstand zu beschönigen gesucht; die Vernunft ist die einzige Quelle aller Rebellionen."

„Die Weltweisen freilich scheinen der Vernunft benöthigt zu sein, aber sie haben sich ihrer wenig bedient. Heutiges Tags, da wir so schöne Compendia philosophiae haben, müßte einer ein Narr sein, wenn er ohne Noth seine Vernunft abnutzen wollte; hat er nur soviel Gedächtniß, daß er eins dieser heilsamen Bücher auswendig lernen kann, so ist er geborgen. Da man nun ohne Vernunft Völker regieren, Länder erobern, Schlachten gewinnen, Seelen bekehren, Rechtshändel entscheiden,

Pillen drechseln und ein Weltweiser sein kann, so möchte ich wohl wissen, warum es nicht erlaubt sein sollte, ohne Vernunft ein Buch zu schreiben?"

Hatte Liscow Muth genug, mit Orthodoxen und Pietisten anzubinden, so schont er die Rationalisten ebensowenig. Reinbek hatte behauptet, der ursprüngliche Stand der Unschuld wie der Verlust desselben durch den Sündenfall seien aus der reinen Vernunft zu begreifen. — „Ich will", schreibt Liscow, „was uns vom Zustand der ersten Menschen offenbart worden, nicht in Zweifel ziehn. Ich behaupte nur, daß unsre Vernunft nichts davon weiß. Der Bericht des heiligen Schreibers vom Fall des ersten Menschen ist so beschaffen, daß man Mühe hat, sich davon einen Begriff zu machen. Ich rühme mich keiner Philosophie, durch welche ich die Tiefe der Gottheit ergründen könnte, und will lieber mit unsern reinsten Gottesgelehrten nicht sehn und doch glauben, als den neuen philosophischen Christen zu Gefallen sagen, daß ich sehe, was ich nicht sehe."

„Die Vernunft ist so wild und verkehrt, daß ihr die Wahrheiten der Offenbarung ganz unwahrscheinlich vorkommen. Sie sieht wohl, daß die Menschen durch ihre unordentlichen Begierden sich selbst und Andern schaden; aber sie hält diese Unvollkommenheit für eine Frucht der Neigungen, die von der Natur dem Menschen zu seiner Erhaltung eingeprägt sind. Die Religion lehrt, der Mensch sei vollkommen von Gott erschaffen worden, habe sich aber muthwillig durch eine Uebertretung in das Verderben gestürzt, in welchem er sich jetzt befindet. Es sind das unstreitige Wahrheiten. Allein wie die Vernunft für sich nicht im Stande ist, zu begreifen, daß Gott die Fehler des Menschen als Uebertretungen seiner Gesetze willkürlich straft, so würde man ihr auch zu nahe treten, wenn man die Rechtfertigung dieses göttlichen Verfahrens auf ihre Rechnung schriebe. Nichts ist so unbegreiflich als ein Mensch ohne alle Neigung zur Sünde, der dennoch muthwillig sündigt. Einem Christen, der von der Göttlichkeit der heiligen Schrift überzeugt ist, liegt wenig daran, ob die Einwürfe der Vernunft gehoben werden: wenn er alles geduldig angehört, was ihm seine Vernunft über die Möglichkeit des Erzählten vorschwatzt, so entscheidet er schließlich, es könne doch nicht unmöglich sein, weil es wirklich geschehn ist." — Eine Klage gegen Liscow wurde Juli 1735 zurückgewiesen. Er trieb die Schriftstellerei nur in seinen Mußestunden; er ließ sich bald in wunderliche politische Abenteuer ein, die ihn ganz von dem litterarischen Markt entfernten; aber er hatte in dieser kurzen Zeit durchgreifend gewirkt.

Eine aus reformirten und lutherischen Geistlichen zusammengesetzte

Commission in Berlin sprach 23. Juni 1736 die Wolffische Philosophie von allen gegen sie erhobenen Anklagen frei; man durfte seitdem den von ihr vertretenen Rationalismus als die staatlich anerkannte Denkweise betrachten. Aber grade den tieferen Denkern ging ein innerer Zweifel auf. Die Harmonie der Welt, wie sie Leibniz gelehrt, war schön und erhebend, und Wolff hatte sie mundgerecht gemacht; aber entsprach sie den Thatsachen? Die Empiriker aller Gattungen lehnten sich immer lauter auf, und so erhob sich eine ansehnliche Opposition: theils die Freidenker aus der Englisch Französischen Schule, wie Voltaire und Liscow, theils die Frommen, die innerlich erlebt zu haben glaubten, was dem System widersprach. Beide steiften sich auf die Erfahrung, und neben der Schule des „gesunden Menschenverstandes" fing der scheinbar überwundene Pietismus an, sich zum Theil der besten Köpfe zu bemächtigen; er erlebte einen merkwürdigen Nachsommer.

3.

Der Nachsommer des Pietismus.

1730—1740.

Der alte Zwist zwischen den Orthodoxen und Pietisten hatte, seitdem beiden in der Wolffischen Philosophie ein gefährlicherer Feind erwachsen war, an Heftigkeit abgenommen; mehr und mehr hatten sich die Pietisten in die Facultäten eingeführt und sich die Formen derselben angeeignet, während die Orthodoxen sich einer größern Frömmigkeit befleißigten.

Noch aus der Mitte des Jahrhunderts giebt Semler in Halle sprechende Schilderungen von der Gewissensquälerei der pietistischen Kreise. Eine Historie der eignen Erfahrung wurde allgemeine Regel. Die Prediger und Gemeindevorsteher führten förmliche Register über die Seelenzustände der Gemeindeglieder. Wenn diese den Seelenzustand, den man verlangte, nicht lebhaft genug in sich spürten, so hieß es, es fehle ihnen an der Versiegelung, d. h. an der innern Gewißheit von der Kindschaft Gottes. Die Kinder wurden mitunter zur Verzweiflung getrieben, es war Pflicht, zu weinen und traurig zu sein. So berichtet Semler aus den Höfen von Saalfeld, Berleburg u. a., die ganz dem Pietismus ergeben waren.

Bisher war das eigentliche Apostolat des Pietismus in den Händen des Hallischen Waisenhauses gewesen, nun trat eine mächtige Concurrenz in der Brüdergemeinde ein. Mai 1727 nahm der junge sächsische Graf Zinzendorf die aus Oestreich vertriebenen Mährischen Brüder auf, und gründete mit ihnen auf einem seiner Güter die Gemeinde Herrnhut. Einer der merkwürdigsten Charakterköpfe jener Periode!

Graf Zinzendorf, geb. 26. Mai 1700 in Dresden, war hauptsächlich von Frauen erzogen, Mutter, Großmutter, Tante; Canstein und Spener waren die Freunde des Hauses. „Als in meinem sechsten Jahr", erzählt er einmal, „mein Präceptor von mir Abschied nahm, gebrauchte er sich zarter Ausdrücke von meinem Heiland: die waren mir so eindringend, daß ich in ein langwieriges Weinen gerieth, und fest beschloß, lediglich für den Mann zu leben, der sein Leben für mich gelassen. In meinem achten Jahr lag ich eine Nacht lang ohne Schlaf, und kam durch ein altes Lied, das meine Frau Großmutter vor dem Schlafengehn gesungen, in ein tiefes Speculiren, daß mir zuletzt Hören und Sehn verging. Die raffinirtesten Ideen der Atheisten entspannen sich von selbst in meinem Gemüth. Weil ich aber dem Heiland mit einer empfindlichen Aufrichtigkeit zugethan war, so hatten Vernunftschlüsse keine andre Gewalt bei mir, als mir den Schlaf zu verderben. Was ich glaubte, das wollte ich, was ich dachte, war mir odiös, und ich faßte damals gleich den firmen Entschluß, bei der im Herzen gefaßten Wahrheit einfältig zu bleiben, und was ich nicht aus ihr deduciren könnte, gleich wegzuwerfen. Ich dachte bei mir selber: wenn der liebe Herr auch sonst von Niemand geachtet wird, so will ich mich doch an ihn hängen und mit ihm leben und sterben. So bin ich viele Jahre kinderhaft mit ihm umgegangen. Aber ich verstand die Größe seines Martertodes nicht ganz, bis ich an einem gewissen Tag so lebhaft gerührt wurde von dem, was mein Schöpfer für mich gelitten, daß ich unter tausend Thränen seine unmittelbare Nähe fühlte. Ich sagte zu mir: wenn es möglich wäre, daß ein andrer Gott sein könnte, so wollte ich lieber mit dem Heiland verdammt werden als mit einem andern Gott selig sein!"

„Wir sind hier", schreibt er später einmal, „eine Synagoge des Heilands, unsers Specialvaters: denn Gott, der Vater unsres Herrn Jesu Christi, ist nicht unser directer Vater, das ist eine falsche Lehre; sondern was man so in der Welt einen Großvater, einen Schwiegervater nennt."

Im zehnten Jahr wurde er in das Pädagogium nach Halle gebracht. „Da ich auf Befehl meiner lieben Tante auswärts kein

Weibsvolk anzusehn begehrte, ob ich gleich zu Hause unter lauter Weibsleuten gewesen war, so suchten die Scholaren mir ihre Schulsünden mit aller List, die der Satan in ein menschlich Herz bringen kann, zu communiciren. Da ich ohnedem zum Fürwitz geneigt war, hätte ich eben alles wissen mögen, was gut oder schädlich gewesen; weil ich aber unter einer Gnadenzucht stand, so wurde ich nicht allein von ihren bösen Thaten zurückgehalten, sondern es gelang mir mehr als einmal, die mich verführen wollten, für meinen Heiland zu gewinnen."

Er putzte sich gern und liebte das Spiel. „Daß ich durch die Sache Jesu hätte berühmt werden wollen, war meinem Temperament ungemäß. Ich liebte Pferde, Grandeurs, meine Natur portirte mich, einen Xenophon, Brutus, Seneca abzugeben, und soviel wußte ich, daß bei der Lehre Jesu kein Staat mit dergleichen konnte gemacht werden." — „Ein pietistischer junger Herr, der einen graden Verstand hat, weiß, daß wenn ihm seine Vormünder einen Fechtmeister, Tanzmeister und Bereiter zuordnen, keine genugsame Entschuldigung zu finden ist, diese Gymnasie zu decliniren. Er bequemt sich also zum Fechtboden, zum Tanzboden, zur Reitschule: nimmt aber mit seinem Herzensfreund, dem allgegenwärtigen Heiland, die Abrede, er solle ihm ja viel fein Geschicklichkeit dazu geben, damit er von solchen Allotriis bald mit Ehren losgesprochen und in die Freiheit gesetzt werde, die Stunden auf etwas Solideres zu wenden. Mein einziger Confident hat mich auch hierin keine Fehlbitte thun lassen."

Im 19. J. ging er auf Reisen. In den Niederlanden nahm er wahr, daß die Reformirten nicht so schlimm waren, als er sich vorgestellt; eine ähnliche Erfahrung machte er an den Katholiken in Paris, wo er bei Hofe empfangen wurde: der fromme junge Graf, der zugleich ein großer Disputirer war, erregte Aufsehn; mit Verwunderung betrachteten die gebildeten Katholiken den protestantischen Frommen.

Im 22. J. hatte sich Zinzendorf mit seiner Cousine verlobt, trat sie aber, da ihre Neigung sich abwandte, ohne Bedenken seinem Freund, dem Grafen Reuß ab, und heirathete dessen Schwester. „Man mißt mir eine kalte Liebe bei; dem lieben Gott ist bekannt, mit was herzlicher Zuneigung ich der Gräfin Erdmuthe ergeben; daß ich aber eine fleischlich irdische Liebe zu ihr haben sollte, da behüte mich Gott vor! solche Phantasie, die der Satan in unsre Idee zaubert, hört auf, sobald man des Heilands ist; da fallen die Schuppen vom Auge." Er rühmte seiner Gattin nach, daß sie in einer Gemeinde, wo sich alle Stände beeifern, einander gleich zu werden, aus weisen Ursachen eine gewisse Distinction

von Außen und Innen zu mainteniren, apropos niedrig und hoch zu sein, die Welt zu verehren und zu verachten wisse.

Bei einem Religionsgespräch in Halle 1733 stellte sich der Gegensatz des neuen zum alten Pietismus deutlich heraus; der Graf wurde seitdem zu den Unwiedergebornen gerechnet, die Brüdergemeinde von der Schule des Waisenhauses angefeindet. Francke hatte sich bemüht, durch Betrachtung des ungeheuern Opfers, welches Gott der Welt gebracht, die Gläubigen zu schrecken und zu einem Bußkampf anzuregen, um sich durch Angst eines solchen Opfers würdig zu machen. Zinzendorf hatte eine solche Angst nie gespürt. „Der sogenannte Bußkampf kann nichts Andres sein als eine geistliche Convulsion, die manchmal aus dem Contrast des regierenden Verderbens und des Gesundwerdens entsteht. Unstreitig ist es besser, die Zähne brechen durch, wenn es auch vermittelst des Stäupchens geschieht, als daß das Kind beim Zahnen durch die Inaction der Natur crepire. Aber wie kein Medicus in der Welt so methodisch sein wird, dem Kind das Zahnen ohne Stäupchen zu verbieten, so wäre es unbarmherzig von den Theologen, die Seelen, die ohne dergleichen Convulsionen dem Hirten in die Arme geliefert werden, dem Wolf zuzusprechen. Die Leute wollen, daß eine Seele, die zum erstenmal nach dem Heiland weint, noch etliche Wochen, Monate oder Jahre aufgehalten werde, und den und jenen Proceß durchpassire, um dann in vorschriftsmäßiger Ordnung ein Heiliger zu werden. In meiner Idee ist das ein Heiliger, der zu den Füßen des Heilands um Gnade weint; das ist ein solch geheimnißvoller Moment der Freiheit, da man mit Liebesthränen zu thun hat, die uns keine Freude wehren." Er fand eine unsägliche Lust in der Betrachtung des blutenden Heilands und seiner Wunden. Der fromme schwäbische Geistliche Bengel, der Herrnhut besuchte, tadelte Zinzendorf, „daß er den Harnisch der evangelischen Lehre zu einem glatten Spiegel mache, in welchem die Einbildungskraft wohlgefällig sich selbst bescheine." „Wenn er von der Liebe des Heilands redet, so treibt er nicht selten die Einbildungskraft so weit, daß er dazu die schlüpfrigsten Vorstellungen der fleischlichen Liebe entlehnt. Diese Bilder sind voller Unreinigkeit; sie erwecken solche Begriffe, die sich zu einer reinen Andacht garnicht schicken; ja sie machen selbst die Unschuld erröthen." — In der That übersteigt die Verliebtheit, mit welcher sich im Herrnhuter Liederbuch die Seele als Würmlein in Jesu Seitenwunden vertieft, alle Abgeschmacktheit, die sonst in der deutschen Litteratur aufgetaucht ist.

Dabei war Zinzendorf eigentlich nicht empfindsam. „Ich kann

mich auf keine Weise unter diejenigen zählen, welche die Empfindung als ein Talent haben. Ich gehöre unter die Leute, die sehr abstract denken, geschwind denken, und denen die Gedanken zu nahe an einander hängen, um einem oder mehreren Bildern dazwischen Raum zu geben."

Zinzendorf bestand, nachdem das Loos seinen Entschluß als einen göttlichen beglaubigt, in Tübingen ein förmliches theologisches Examen, und ließ sich 19. Dec. 1734 ordiniren; seitdem leitete er die Brüdergemeinde als geistliches Haupt. 20. Mai 1737 wurde er in Berlin mit Erlaubniß des Königs zum Bischof geweiht. Unter dem Anschein voller Brüderlichkeit und ohne den äußerlichen Apparat von Strafen führte er in der Gemeinde eine strenge Zucht ein: jedes neu aufgenommene Mitglied mußte sich verpflichten, im Fall der Widersetzlichkeit auszuwandern und seine Güter der Gemeinde zu überlassen; es war, wie bei den Jesuiten, jeden Augenblick in seiner Führung von den Gemeindegliedern überwacht. „Kein despotisches Regiment kann gewaltiger sein!" schreibt Bengel. „Es werden wohl seine Geheimsten und oft der Graf selbst nicht wissen, warum er dies oder jenes thue, indem sich vieles auf einen Impetum animae occultum resolvirt, daher seine Mittel nicht allezeit lauter sind."

„Des Grafen Manieren", erzählt Cavalier v. Loen, „sind edel und seiner Geburt gemäß; man sieht, daß er unter hohen Standespersonen ist erzogen worden, und sowohl mit Majestäten als mit geringen Handwerksleuten umzugehn weiß. Doch kommt er zuweilen stark ins Gedränge. Er ist von Natur hitzig und leicht aufgebracht, er trotzt auf seinen hohen Stand, wenn man sein Lehramt angreift, und sucht gleichsam jenen aufzuopfern, um dieses zu erhöhn. Er schreibt sehr demüthig, aber wenn man seine Schriften angreift, antwortet er hochmüthig; er läßt sich nicht gern etwas sagen oder einreden." „Wenn ich sehe", schreibt einmal Zinzendorf selbst, „daß Seelen, die in der Gnade sind, von Andern geärgert werden, so ergrimme ich im Geist, und ich stehe keinem Menschen für das, was ich seinethalben mit dem Heiland rede; es kann sein, daß ich ihn ausgerottet wünsche! aber ehe ich zum Heiland gehe, warne ich ihn, damit er sich besinnen könne und wisse, daß ich nicht spiele!"

Die Gemeinde wurde nach Geschlecht und Alter in verschiedene Chöre eingetheilt; jeder Chor bekam seine eignen Erbauungen, Lieder und Festtage. Einfache Kleidung war allen gemein, aller Modeputz wurde verbannt. Die Schwestern trugen eine schlichte Haube, die Farbe der Bandschleife bezeichnete das Alter. Eine Trauertracht gab es nicht,

da der Tod oder das „aus der Zeit gehn" nicht als ein Anlaß zum Leid angesehn wurde.

Die Ehen wurden streng nach dem Willen Gottes geschlossen; jede individuelle Neigung war untersagt; was Gottes Wille sei, entschied in zweifelhaften Fällen das Loos. Alle Mitglieder wurden zur soliden Handarbeit angehalten; das Hervorgebrachte von der Gemeinde nach Außen kaufmännisch vertrieben.

Ebensoviel Zeit nahm das Gebet in Anspruch. Zunächst das officielle, nach bestimmten Rubriken sehr ausführlich geordnet. Dann das Stundengebet: da vierundzwanzig Brüder und Schwestern sich verbanden, von einer Mitternacht zur andern sich in unaufhörlichem Gebet abzuwechseln, so daß Tag und Nacht kein Schweigen vor dem Herrn sein durfte. „Die Knaben und Mädchen", erzählt Edelmann, der Herrnhut 1735 besuchte, „wurden mit Gebeten gemartert, die sie knieend aus dem Kopf machen mußten: die Worte wollten ihnen so wenig kommen, daß ich außer den Worten: ach du guter Heiland! ach du süßer Heiland! fast nichts verstehn konnte."

Zinzendorf hielt mit seinen Ueberzeugungen nicht zurück, auch wo sie der hergebrachten Meinung Anstoß gaben. So äußert er sich einmal über die heilige Schrift: „der Stil ist bald, wie wenn ein Zimmermann redet, ein Fischer, ein Mann, der von der Zollbude kommt; bald wie ein Gelehrter, der kabbalistisch studirt hat. Bei mir geht an der Apostel Respect nichts ab, wenn ich gleich denke, daß sie sehr schlecht Griechisch geschrieben haben. Unser Heiland selbst mag sehr platt geredet und vielleicht manche Bauernphrase gebraucht haben, dahinter wir jetzt etwas ganz Andres suchen, weil wir den Idiotismum der Handwerksleute zu Nazareth nicht wissen. Mit der Zeitrechnung haben sich die lieben Apostel gar sehr brouillirt: sie haben des Heilands Zurückkunft genau und nahe bestimmt, und gewiß gemeint, sie würden sie erleben; es ist aber nicht geschehen, und nach dem treuen Rath ihres Herrn hätten sie sich diese Untersuchung ersparen können."

Noch immer indeß suchte man die Zeit der Wiederkunft des Herrn zu berechnen: so Bengel, der schwäbische Geistliche, der sich in seinen Bestrebungen vielfach mit Zinzendorf berührte. „Die letzten Zeiten scheinen nun wirklich bevorzustehn. Die heilige Schrift kommt in Verachtung und wird auch von denen, die noch etwas darauf halten, oft so mißhandelt, daß Viele irre werden; die Kräfte der Vernunft und Natur werden über die Maßen erhöht, so daß man bald nicht mehr weiß, was Glaube und Gnade, mit einem Wort, was übernatürlich ist. Der

Artikel vom heiligen Geist ist ganz dahin, der Artikel von Christo geht auf die Neige, und der Artikel von der Schöpfung hängt nur noch an einem Fäserlein. Man sieht im Herzen die Religion als einen Zaum des Pöbels an, selbst viele Geistliche denken so. Allenthalben kommt man auf eine bloße Moral und natürliche Ehrbarkeit hinaus, so daß man alles Höhere verlacht und namentlich die große Heimsuchung Gottes in Christo tief heruntersetzt." Bengel wußte sogar zu berechnen, wann das Ende der Welt bevorstehe: im Jahr 1835.

„Wenn man sich eine Idee von der Kirche machen will, so muß man sich nicht die erste Kirche als Modell vorstellen. Wenn die Apostel von der Kirche reden, so reden sie nicht sowohl von der damaligen, sondern davon, was die Kirche der Absicht Gottes nach sein sollte. Das Christenthum hat noch nie seine völlige Gestalt gehabt, die es kraft der Verheißung haben sollte. Das apostolische Licht ist bald erloschen. Man darf unter den ältesten Schriften nach den Aposteln nur wenige ausnehmen, so kann man sagen: es ist die rechte Lehre von Christo nicht mehr vorhanden! sie haben so etwas Strenges und Herbes, die rechte Tiefe der göttlichen Geheimnisse, die sanfte und solide Art der Apostel ist nicht mehr da. Es muß also noch etwas Besseres nachkommen, und wirklich ist es etwas Großes, was Gott den letzten Zeiten verliehn hat."

In dieser Hoffnung sorgte auch Zinzendorf durch unermüdliche Rundreisen dafür, daß fromme Gemeinden sich seiner Richtung anschlossen: so in Saalfeld, Ebersdorf, Weißenfels, Jena; überall gewann er durch zündende Vorträge Anhang; er nahm sich jeder auftauchenden Bewegung, auch der wunderlichsten an, in welcher er den Keim eines neuen Lebens zu spüren glaubte. „Meine Führung ging ziemlich confus; mich führten die Exempel der Heiligen und keine Principien. Mein Augenmerk ist, des Heilands Testament, soviel mir möglich, ausführen zu helfen, und alle, auch nicht zusammenwohnenden Kinder Gottes zu vereinigen."

Die Pietisten aus der Hallischen Schule hatten einen specifisch deutschen Charakter bewahrt; durch die Missionen, die Zinzendorf selbst übernahm und zu denen er seine Anhänger verwandte, erweiterte sich der Blick der Herrnhuter trotz der Enge ihrer Lebensbedingungen über Europa hinaus; sie machten den Jesuiten in den fremden Welttheilen erfolgreiche Concurrenz, und vertraten die protestantische Weltanschauung gegen die Wilden. Mit den Englischen Methodisten knüpfte Zinzendorf Verbindungen, und in Deutschland klopfte Jeder, der in der Weltverwirrung das echte Christenthum suchte, in jener Zeit wenigstens ein-

mal in Herrnhut an. Die Zöglinge des Halliſchen Waiſenhauſes kamen bald gegen die neue Gemeinde zu kurz.

Im Halliſchen Pietismus lag ein Element der Unruhe, das auf die Dauer beängſtigen mußte; die Herrnhuter ſuchten und fanden Frieden, indem ſie ihr äußeres Leben einfach und zweckvoll geſtalteten, in ihrem innern Leben ſich in die Liebe Gottes vertieften und darin ſchwelgten. Zinzendorf und ſeine eigentlichen Schüler ſuchten den Gott, deſſen Liebe die Seele ausfüllen ſollte, in dem blutenden Heiland; aber das Gefühl der Liebe an ſich wurde ſo zur Virtuoſität ausgebildet, daß der Gegenſtand ſelbſt gleichgültiger wurde. Die Stillen im Lande, die dieſer Richtung folgten, trauten dem Vater im Himmel zu, daß er ihnen aus allen Verlegenheiten helfen werde; ein adliges Fräulein, eine ſchöne Seele, berichtet in ihren Bekenntniſſen von ihrem Umgang mit Gott, der ganz geſittet iſt und von Blut und Wunden nichts weiß; ein feuriger Jüngling, in der Gemeinde aufgewachſen, adreſſirt ſeine Huldigungen nicht mehr an den Heiland, ſondern, wie es dem Jüngling natürlicher iſt, an die heilige Jungfrau. Von dem harten proteſtantiſchen Gegenſatz gegen die katholiſche Kirche, der bei den ältern Pietiſten ſich ausſpricht, weiß Herrnhut nichts mehr; es iſt bei aller Enge der Zuſtände weltbürgerlich geſtimmt. Endlich iſt es nicht mehr die Madonna, nicht mehr der Heiland, auch nicht mehr Gott Vater, in deſſen idealem Licht das fromme Gemüth ſich beſpiegelt, ſondern das heilige Univerſum; und ſo findet in ihrer weitern Vergeiſtigung auch dieſe Spielart des Pietismus ſchließlich die Fühlung mit Spinoza.

In dieſer an Widerſprüchen ſo reichen Zeit, da ſich die entlegenſten Motive des Denkens und Empfindens mannigfach durchkreuzten, ſetzte ſich die Krankheit des Pietismus ſelbſt in den Köpfen heller und kühner Denker feſt. Spuren davon zeigen ſich z. B. bei dem berühmten Aſtronomen Euler; ſie erklären ſich aus der Abneigung gegen den immer mehr um ſich greifenden Naturalismus. Am auffallendſten iſt die Umſtimmung bei dem großen Phyſiologen Haller.

Bald nach Haller's Ueberſiedlung nach Göttingen, 31. Oct. 1736, veranlaßte ein unglücklicher Fall den Tod ſeiner geliebten Gattin. „Soll ich von deinem Tode ſingen? O Marianne! welch ein Lied, wenn Seufzer mit den Worten ringen, und ein Begriff den andern flieht!“ —

„Durch den Tod meiner geliebten Marianne“, ſo beginnt Haller 2. Dec. 1736 ein Tagebuch, das mehr als ein andres Document ſich eignet, uns in die pietiſtiſchen Stimmungen jener Tage einzuführen, „wurde ich in eine große Traurigkeit verſetzt, und es wachte inſonderheit

mein Gewissen auf, als ich bedachte, wie man im Todeskampf so sehnlich seufzt über die Sünden, die man ohne Bedenken täglich begeht. Ich erschrak über die fürchterlichen Folgen eines unheiligen Lebens. Immer hat sich etwas in mir nach Besserung gesehnt, aber ohne Haß der Sünde, ja ohne Reue und Traurigkeit."

„Schon lange nichts Göttliches mehr! Eitelkeit, Neid, Haß, Zorn! — Ich habe nicht mehr Kraft zu seufzen. — Elendes Gebet ohne Kraft und Glauben! Elende Entschließungen ohne Erfolg! Indeß verläuft die Zeit der Gnade, wer weiß, wie lange sie währt! — Mein Herz hängt an der Welt, so wenig es auch Ursache an der Welt findet, daran zu hängen! Es denkt an Gott mit Undank, ja mit heimlichem Haß, wie ein Verurtheilter an seinen Richter. — Es steigen mir gar große Gedanken von meiner vermeinten Gerechtigkeit auf. Die Welt wird mir alle Tage angenehmer und meine Lüste nehmen zu, Tod und Ewigkeit verliert sich aus meinen Augen. Ich bin auch nicht einmal ein rechter Heuchler mehr. — Herr erbarme dich!" — —

Mit eisernem Fleiß geht er seinen Studien nach: Geologie, Botanik, Physiologie; er fühlt sich eigentlich nur wohl im Laboratorium und im botanischen Garten. Auch was in den übrigen Fächern erscheint, liest er und zeigt es in der Göttinger Gelehrtenzeitung an; seine Receptionskraft ist ganz unglaublich! — „Tout ce travail m'enlève les jours et les heures; il sert à étouffer les semences de mécontentement qui germent si aisément dans un coeur oisif." Aber das hilft ihm nichts! „Insensible pour Dieu, pour un sauveur qui a bien voulu renoncer aux privilèges de la divinité et qui s'est fait adopter parmi nous uniquement pour qu'il lui fût possible de souffrir, je me retrouve le même, également incapable de faire mon devoir envers Dieu, envers les hommes et envers moi-même. Un état pareil devrait faire dresser les cheveux à tout homme qui ne s'aveugle point!"

22. Aug. 1739 führte er eine zweite junge Gemahlin heim. Gleich in der ersten Zeit heißt es im Tagebuch: „souvent je me trouve parfaitement incapable d'espérance, de désir même, et je ne vois riens autour de mon âme, pas même ce cher Moi que l'amour-propre distingue presque toujours, qui puisse me donner quelque consolation."

Schon im ersten Jahr seiner Ehe verliert er auch die zweite Gattin. „Vater, du bist gerecht! Du hast meine Untreue bestraft!" — „Pour guérir un coeur infatué de mollesse, d'ambition et de volupté, rempli de propos chimériques", dazu reicht die Vernunft nicht aus. — „Tous

ces bonheurs chimériques que colore une philosophie corrompue, cet amour modéré des créatures, ne font que nous aveugler et nous empêcher de voir le tombeau ouvert sous nos pieds!" — „Kaum ist das erste tödtliche Grausen vorüber, so dringen neue üppige Gedanken auf mich ein!"

Noch vor Ablauf eines Jahrs verlobt er sich zum drittenmal; diesmal war die Ehe dauerhaft. In der Stimmung des Tagebuchs ändert sich nicht viel. — „O Gott! zerstöre die falschen Quellen meines Trostes, das Tändelwerk meiner Studien! Ich lese in der Bibel die Geschichte des leidenden Heilands, und denke zugleich an meine Pflanzen und andre Possen!" . . . „Vielleicht wäre es besser, wenn ich hier nichts mehr aufzeichnete! Was ist das alles als lauer Geschmack! — Ist nicht selbst diese Schrift eine Heuchelei?!" — —

Dies Tagebuch hat Haller bis an seinen Tod, also volle 42 Jahre fortgesetzt! Fast keinen Abend versäumt er, trotz seiner sonstigen Beschäftigung, die ins Ungeheure ging und all seine Kräfte anzuspannen schien, diese Selbstbeobachtung aufzuzeichnen und Gott dem Herrn seine Erbärmlichkeit zu bekennen; die letzten Blätter klingen grade so hoffnungslos wie die ersten.

„Ich fühle das Leere alles dessen, was die Menschen zu ihrer Beruhigung aufbringen. Wie in einen Abgrund, der ohne Aufhören in eine unendliche Tiefe sich versenkt, fällt die Seele ohne Rettung. Das Gehirn und das ganze Rüsthaus der Seele ist dabei wirksam und frei; es sind nicht hypochondrische Dünste!"

„Unendlich falsch ist mein Herz, unendlich an das Irdische gebunden, kalt gegen das Ewige. Blos wenn die Stütze des Körpers zu sinken droht, erinnere ich mich, daß ein andres Leben ist. Und all diese Ueberzeugung wirkt mit der matten Kraft einer theoretischen Wahrheit, da die Sinne wie eine verzehrende Flamme uns zur Erfüllung der Begierden hinreißen. Diese Blindheit ist bei einem Sterbenden unbegreiflich." — —

Was ist das nun? — Von Heuchelei kann nicht die Rede sein: er schrieb die Blätter nur für sich selbst, erst lange nach seinem Tode wurden sie veröffentlicht. — Bei andern Pietisten sieht man doch einen Zweck, sie wollen die Seligkeit gleichsam ertrotzen; bei Haller kann man sich garnicht vorstellen, was selbst nach seiner eignen Idee dabei herauskommen sollte.

Was hatte er sich eigentlich vorzuwerfen? Wenn auch leicht gereizt, hat er nie einem Menschen etwas Böses zugefügt. Er hat seine

Pflicht im reichsten Maaß erfüllt, nicht blos in der Wissenschaft sondern auch im praktischen Leben; er hat für die Verbesserung der Zustände, mit denen er in Berührung kam, Großes gethan. Mit einer colossalen Arbeitskraft verband er ein sehr rasches Verständniß, oft gelang ihm im Spiel, wonach Andre in langer Anstrengung vergebens rangen. Er war für die Jahre 1732—1755 unstreitig der erste Kopf Deutschlands, und blieb einer der ersten bis ans Ende seines Lebens. Von allen Seiten wurde das ehrenvoll anerkannt; er hatte eine angesehene, einflußreiche, man kann sagen, glänzende Stellung. Woher also, bei einem so hellen Kopf, diese Selbstquälerei? Nichts scheint diesen Grübeleien so zu widersprechen als die Naturwissenschaft, deren treuer Pfleger er war; auch ist durch sie die Schärfe seines wissenschaftlichen Blicks nie beeinträchtigt.

Eine Art Erklärung findet man vielleicht in der Richtung der physiologischen Studien auf den Empirismus, welche sie mit den Pietisten theilt. Neben dem praktischen Interesse, sich die ewige Seligkeit zu erwerben, hatte der Pietismus noch ein andres: er experimentirte mit einer gewissen Neugier über das, was in der Seele vorgeht, wie die Physiologie aus einzelnen Erfahrungen hinter das Gesetz der Vorgänge zu kommen sucht, die man das Leben nennt; er beobachtete aufmerksam alle Erweckungen und Erleuchtungen, die im Kreis seiner Anhänger sich ereigneten, und machte nach dieser Anleitung Experimente, fest überzeugt, daß der einmal richtig beobachtete und constatirte Fall sich in allen Fällen wiederholen würde.

Dies Interesse an „Erfahrungen" kann vielleicht dazu beitragen, den Pietismus eines Mannes wie Haller zu erklären. Daß er sich in seinen Gedichten hart über die Priesterschaft aussprach, schied ihn keineswegs von den Pietisten; hatte es doch der fromme Arnold nicht anders gemacht. Von Bigotterie ist auch in seinem spätern Alter nicht die Rede; in seinem politischen Roman „Usong" werden die Geistlichen streng im Zaum gehalten; alle Religionsformen, die jüdische, muhamedanische, die chinesische, die persische, nicht blos geduldet sondern geachtet; christlicher Fanatismus wird mit Achselzucken beseitigt, das Christenthum selbst mit Vernunftgründen geprüft und in seinen Hauptpunkten als correct befunden. Die christliche Lehre erregt erst Staunen, die nachbildende Empfindung muß der Vernunft zu Hülfe kommen.

„Der erste Anblick des Geheimnisses der Erlösung ist von einer Höhe, worüber unsre Weisheit schwindelt: der Ewige, dies unbegreifliche Wesen, vereinigt sich auf's Innigste mit einem Sterblichen, er leitet die Gedanken, die Thaten, die Lehren desselben durch alle Stufen des Lebens

bis in einen elenden und schmachvollen Tod. Niemand aber wird sich ernstlich Gott ergeben haben, der die Wirkung der Gnade nicht ebenso entscheidend empfunden, wie er die Triebe der Sünde gefühlt hat." —

Weniger auffallend als bei den Naturforschern erscheint die Einwirkung des Pietismus auf die Juristen. Seit Jahren nahm unter den deutschen Rechtsgelehrten Joh. Jak. Moser, geb. zu Stuttgart 18. Jan. 1701, eine namhafte Stellung ein. Von leidenschaftlicher Art, hatte er mit Eifer in die wirklichen Geschäfte einzugreifen versucht, erst im Regierungscollegium in Stuttgart, dann bei dem Kaiser in Wien, endlich wieder in Stuttgart, unter dem Herzog Karl Alexander, einem Convertiten, der mit seinem Land abenteuerliche Pläne vorhatte. Ueberall hatte sich Moser's Stellung daran zerschlagen, daß er an die Menschen mit zu guten Erwartungen ging. Als seines Bleibens auch in Würtemberg nicht mehr war, nahm er eine Professur an der Preußischen Universität Frankfurt an; bald darauf, 12. März 1737, starb Karl Alexander; sein vertrauter Minister, der Jude Süß, wurde von dem unzufriedenen Adel verhaftet und später hingerichtet.

Abgesehn von zahlreichen Sammelschriften veröffentlichte Moser 1731 den „Grundriß der heutigen Staatsverfassung von Deutschland". — „Wien und meine Rathsstelle hatten mich gelehrt, was brauchbar und was unbrauchbar sei; ich schrieb in deutscher Sprache ein Lehrbuch, darin ich die Alterthümer, das allgemeine Staatsrecht, das Römische Recht u. s. w. ganz wegließ, und die deutsche Staatsverfassung blos vorstellte, wie sie heutigen Tags beschaffen ist." Auf die philosophische Begründung des Rechts, wie sie Wolff versuchte, gab er so wenig als auf die historische: es lag ihm nur daran, genau das Vorhandene festzustellen und Winke zur Besserung zu geben. Das ungeheure Material, das seine Vorgänger aufgestapelt, wußte er mit einem beinahe übermenschlichen Fleiß (er hat 393 Werke hinterlassen, von denen einige aus 50 Folianten bestehn!) zurechtzulegen und in einer einfachen für den Geschäftsmann leicht handlichen Ordnung abzuhandeln.

Die Empirie, mit der er als Jurist alle Thatsachen zusammenstellte, leitete ihn seit seinem 27. Jahr zum Pietismus: er hielt es für unrecht, aus Gründen der reinen Vernunft über religiöse Glaubenssätze abzurtheilen, ehe man probirt, ob man sie nicht an sich selbst erfahren könne; die wahre Religion müsse erfahren werden. In seiner Selbstbiographie versäumt er nie, eine Thatsache anzuführen, in der sich Gottes Vorsehung an ihm bewährte. Die merkwürdigste machte er in seinem 36. Jahr.

„Ich und meine Ehegattin hatten schon vor drei Jahren angefangen, uns von ganzem Herzen von der Welt ab und zu Gott zu bekehren, alles abzulegen, was wir als Sünde erkannten, im Wort Gottes und in andern geistlichen Uebungen uns zu erbauen, die Schmach Christi vor der Welt auf uns zu nehmen und uns zu seiner Nachfolge zu bekennen. Indeß hatten wir doch noch keinen bleibenden Frieden, sondern glaubten, so lange sich keine grobe Ausbrüche der Sünde äußerten, wir seien bei Gott in Gnaden: gab uns aber Gott unser tiefes Verderben zu erkennen, oder wir wurden durch diese oder jene Uebereilung davon überzeugt, was wir noch vor gebrechliche Creaturen seien, so waren wir niedergeschlagen, unsers Gnadenstandes ungewiß, und wußten uns weder zu rathen noch zu helfen. Hintennach habe ich eingesehn, daß uns zwar Jesus Christus lieb und werth gewesen, aber wir hatten eben doch uns auch noch selbst mit in Rechnung genommen: wir wollten erst durch unsre eignen guten Werke und heiliges Leben vorher schön werden, ehe wir uns zu Gott nahen und uns durch Christum in seinem Blut rechtfertigen lassen wollten; wir hatten eine verkehrte Scham, und verbargen uns in unserm besudelten Kleide viel mehr vor Jesu, als daß wir uns in demselben zu ihm genaht und ihn um die schönen Kleider des Heils gebeten hätten. Die redlichen Seelen, mit denen wir Umgang hatten, verstunden die Sache nicht besser als wir. Wir hörten den öffentlichen Vortrag eines erbaulichen Lehrers, der aber selbst auf gesetzlichem Wege wandelte; und so blieben wir eben in unsrer unerkannten eignen Gerechtigkeit und heimlichen Unglauben stehn."

„Auf einer Reise sprachen wir einen wackern Mann, der fragte uns: nun ihr lieben Brüder! wie steht's denn um euch? habt ihr Vergebung der Sünden? Wir stutzten, und es wollte keiner mit der Sprache heraus. Endlich sagte ich, wie es mir wirklich um's Herz war: dieses sei so etwas Großes, daß ich mir nicht getrauete, mich dessen anzumaßen. Er sagte aber nur: ei, das ist eine falsche Demuth! haben Sie es, so dürfen Sie es auch sagen; und haben Sie es nicht, so seien Sie so redlich und gestehn es! — Dabei aber verblieb es, und wir verstunden ihn nicht völlig. Als aber ein Freund ein Jahr hernach eine weite Reise that, und auf selbiger viel gegründete Seelen sprach, erzählte er uns nach seiner Zurückkunft, wie so sehr viele er unter ihnen angetroffen habe, welche alle einmüthig bezeugten, daß sie zu einem bleibenden Frieden Gottes gekommen wären, auch gewiß wußten, und ihnen niemals mehr streitig wurde, daß ihnen alle ihre vergangenen, gegenwärtigen und noch bis an das Ende ihres Laufs auf Erden vorkommenden Sünden, wenn

sie im Stand der Gnade beharren würden, um des Blutes Jesu Christi willen auf einmal alle und auf ewig vergeben, und auf überzeugende Weise in ihrem Gewissen versichert worden seien. Sie hätten sich nämlich je länger je mehr als schwere Sünder erkennen lernen, und daß nicht nur die Ausbrüche, oder auch nur die Lust der Sünde, Sünde seien, sondern daß sie eben ganz verdorben und zu allem Guten untüchtig seien. In diesem Zustand nun, da sie sich selbst ein Ekel und ein Greuel gewesen, hätten sie sich zu Jesu genaht, um Gnade und Barmherzigkeit um des für sie vergossenen Blutes willen gebeten, und so seien sie begnadigt und der Kindschaft Gottes gewiß worden. — Dies gab mir einen wahreren Aufschluß von der Sache, und weil ich es der h. Schrift gemäß fand, so legte ich mich alle Tage, ohne meiner Gattin etwas davon zu sagen, auf den Boden vor dem Herrn, und bat ihn, weil ich nun erkenne, wie grundbös und verdorben ich sei, ich auch nicht mehr als ein Heiliger, sondern als ein Gottloser durch Christum gerecht zu werden verlange, so möchte er denn auch mir eine gewisse und bleibende Versicherung der Vergebung aller meiner Sünden schenken. Als ich dergestalt einige Wochen täglich angehalten hatte, wurde ich eines Sonntags, da ich sonst keine Anlage noch Neigung zu sinnlichen oder aus Phantasie herrührenden Dingen habe, einesmals im Geist vor Gottes Gericht gestellt. Wer dieses nicht versteht, dem kann ich es auch nicht sagen noch erklären: es ging ohne Bilder und sinnliches Wesen zu; doch auf eine so überzeugende Weise, als ich irdische Dinge sehn, hören, fühlen kann. In diesem Zustand wurden mir in einem Augenblick nicht nur alle Ausbrüche der Sünden meines ganzen Lebens von Jugend auf, auf einmal, und doch so, daß ich einen jeden derselben genau nach allen Umständen der Zeit, des Orts unterscheiden konnte, vor Augen gelegt, daß ich weder zuvor noch hernach mein Lebtag im Stande gewesen wäre, selbige nur zu erzählen. . . Zugleich aber konnte ich einen penetranten Blick in den von der Sünde so gar durchdrungenen ganzen Zustand des Menschen thun, und wie der heilige Gott diese Sünde und Sündhaftigkeit verabscheue und in keiner Gemeinschaft mit einer solchen unreinen Creatur stehn könne und wolle. Ueber dies erging eine förmliche Anklage über mich und das, was ich mit meinen Sünden verdient hätte; ich wurde gleichsam über viele Artikel verhört und befragt, ob ich nicht gestehn müßte, daß ich dies und dies verdient habe? wobei ich zu empfinden bekam, was der Zorn Gottes heiße. Ich gestand auch alles, was mir sowohl von Sünde und Verderben, als auch von der dadurch verdienten Strafe vorgehalten wurde, willig zu,

gab mich aller Verdammung schuldig, und daß ich die Gerechtigkeit Gottes auch in der Hölle preisen müsse; ich bat aber zugleich um Gnade um Jesu willen. Hierauf war es, als wenn Jesus, von dem ich bisher nichts beobachtet hatte, hervorträte, für mich um Gnade zu bitten. . . Diese von Jesu seinem Vater geschehene Anzeige seiner für mich geschehenen Genugthuung war mir unaussprechlich lebhaft gegenwärtig in meinem Gemüth; und zugleich erging in meinem Inwendigen ein Machtwort an mich: nun ist es Zeit zuzugreifen! und ich that es auch augenblicklich. Ich erwartete keines richterlichen Ausspruches auf die gegen mich angebrachte Klage, sondern fing an, Gott die Ehre zu geben, ihm zu danken und ihn anzubeten, daß er das Blut Christi zur Versöhnung auch für meine Sünden angenommen habe, mich um seinetwillen und in ihm begnadigt und zum Kind angenommen habe: und unter diesem Loben und Danken wurde ich von dem Frieden Gottes ganz überschwemmt, wie darin eingetaucht, und nach Geist, Seele und Leib durchdrungen. Ich stand endlich wieder auf: es ging mir aber, wie einem gesunden und muntern Kind, das, wenn es auf die Welt kommt, und so viele Dinge beobachtet, welche es noch niemals gesehn, seine Augen überall herumlaufen läßt, doch aber sich nicht recht drein zu schicken weiß. Ich rief meine Gattin und christliche Hausgenossen an einen abgesonderten Ort, und erzählte ihnen, was der Herr an mir gethan hatte. Sie verwunderten sich, widersprachen es zwar nicht, konnten es aber auch nicht ganz glauben, weil es mit gewissen Bildern und Sätzen, die sie sich von Andern in den Kopf gesetzt, nicht übereinkam: ich ließ mich aber nicht irre machen, denn ich wußte wohl, was an mir geschehn war." —

Die rohe Lebensweise der Frankfurter Studenten trieb Moser noch tiefer in den Pietismus; einmal sollte ihm auch die Rohheit von Oben nahe treten. Oct. 1737 besuchte König Friedrich Wilhelm seine Universität Frankfurt; mit ihm der lustige Rath Morgenstern, der sich auf das Katheder stellen und einen Vortrag über die Narrheit halten mußte; im Weigerungsfall hatte der König ihm gedroht, ihn kreuzweis schließen und unter die Pritsche legen zu lassen. Er trug ein gesticktes blausammetnes Kleid mit sehr großen rothen Aufschlägen und einer rothen Weste, sammt einer großen Perücke, die über den ganzen Rücken herabhing; die Stickerei an den Knopflöchern bestand aus lauter Hasen; statt des Degens hatte er einen Fuchsschwanz und auf dem Hut statt der Federn Hasenhaare.

Die Professoren mußten ihm opponiren. Der König äußerte: der Morgenstern sei klüger als sie alle; Gundling, auch ein gelehrter

Mann, sei mit ihm nicht zu vergleichen, und er habe ihn zum Vicekanzler aller preußischen Universitäten gemacht; ein Quentchen Mutterwitz sei besser als ein Centner Universitätswitz. Als Moser einwendete, Narretheien seien den Christen verboten, rief der König: „Ja, ja! das ist auch so ein Heuchler! Was ist es denn? ein jeder Mensch hat seinen Narren; ich habe den Soldatennarren, der da hat den Hochmuthsnarren!"

Lange hielt es Moser in Frankfurt nicht aus; er ging nach Ebersdorf im Voigtland, einem seiner Frömmigkeit wegen berufenen Ort. „Hier trafen wir reichlich an, wonach unser Herz sich sehnte, und die ersten sechs Jahre waren die seligste Zeit in unserm ganzen Leben. Unser Gottesdienst war so erwecklich, daß auch unbekehrte Leute aus der Nachbarschaft herbeiströmten. Der Umgang war noch ganz frei, man war nicht genöthigt, sich Jemand weiter zu entdecken, als man gut fand; man war aber selber froh, wenn man rechtschaffene Personen fand, denen man sein ganzes Herz darlegen konnte." —

Acht Jahre hielt er sich als Privatmann in Ebersdorf auf, bis dieses endlich ganz den Herrnhutern in die Hände fiel, die ihm durch ihr Gebahren beständig Anstoß gaben. „Der Schmerz über die Zerrüttung dieses edlen Hauses von Kindern Gottes nahm mich dergestalt ein, daß ich unter beständigen Seufzern daherging, auch am Leib elend wurde, und doch mich nicht entschließen konnte, ohne einen deutlichen Ruf Gottes auszugehn." — Endlich deutete ihm der Prediger selbst an, er gebe Aergerniß, er sei in statu perplexitatis. „Strick ist entzwey, und mir seynd frei!" rief Moser aus und verließ die Gemeinde.

Moser hat ein langes, arbeitsvolles, vielbewegtes, an Erschütterungen reiches Leben geführt; kein schweres Schicksal konnte seinen Muth beugen, seine Freude am Leben verkümmern. Ehrenfest, tapfer und unerschrocken, trotz der pietistischen Richtung, der er noch kurz vor seinem Tode einen wohlüberlegten Ausdruck gab. „Ob ich gleich, wenn ich es mit Menschen zu thun hätte, auch von guten Werken sprechen und Belohnung erwarten dürfte, so wäre mir doch unbegreiflich, wie ein Mensch auf den Einfall gerathen könnte, damit vor Gott zu bestehn, wenn ich nicht wüßte, daß die Menschen ihres Herzens unergründliches Verderben nicht kennen. Das hindert mich aber nicht im Geringsten, vergnügt meine Tage zuzubringen. Ich setze meine Religion nicht darin, daß ich gewisse Lehrsätze für wahr halte, sondern daß ich wieder mit Gott vereinigt sei, und zwar allein durch Jesum. Dazu gehört das tiefe Gefühl des unergründlichen Verderbens des menschlichen Herzens und des unseligen Zustands eines natürlichen Menschen: die wirkliche Ergreifung

der uns ohne alles Verdienst angebotenen Gnade Gottes durch den Glauben an Jesum, und ein bleibendes Zeugniß des heiligen Geistes, daß mir, so lange ich in der Gnade stehn bleibe, alle meine vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Sünden um des Blutes Jesu willen vergeben seien. Wie nun das lauter Dinge sind, welche die Vernunft nicht lehren kann, so geschieht es mir garnicht sauer, mich von den Vernünftigen insofern als einen Narren ansehn zu lassen." —

Moser war ein gottesfürchtiger Mann, von Menschenfurcht wußte er nichts. Bei seinem unbegrenzten Thätigkeitstrieb nahm er wieder Dienste in der Regierung zu Stuttgart, kam bald mit dem Herzog Karl Eugen in Conflict, und wurde 1759 ohne Urtheil und Recht in einen unterirdischen Kerker geworfen. Als man ihm nach fünfjähriger schwerer Haft Begnadigung anbot, wenn er sich schuldig bekenne, war er Manns genug, dies Ansinnen stolz auszuschlagen. Er kam endlich durch einen Spruch des Reichshofraths frei, und arbeitete rüstig fort bis an sein Ende; der Umfang seiner Schriften, meist Sammelwerke, ist ganz unglaublich; sie sind meist antiquirt, haben aber nicht wenig dazu beigetragen, das juristisch-politische Interesse in Deutschland zu fördern. Von dem, was man sich gewöhnlich unter einem Pietisten vorstellt, hatte er garnichts. Ein rüstiger alter Herr, breitschultrig und wohlbeleibt, mit hochrothem Gesicht und klarem festen Auge; von einer Arbeitskraft, die keinen Augenblick Muße ertrug; der in seinem siebzigsten Jahr ohne Beihülfe der Hände einen Tisch zwischen die Zähne nahm und der Gesellschaft Kaffee präsentirte; ein streitfertiger alter Herr, der in einer Periode niedriger Demuth nicht blos den Muth sondern auch die Stimme hatte, den Großen laut und vernehmlich die Wahrheit zu sagen.

Moser's Pietismus pflanzte sich auf seinen geistvollen Sohn Karl Friedrich fort, der auch in der Politik eine hervorragende Rolle gespielt hat; er tritt in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" als Philo auf. In diesen Bildern, die Goethe aus seinem Verkehr mit Fräulein von Klettenberg nachgezeichnet hat, wird eine Seite dieses jüngern herrnhutischen Pietismus erkennbar, die wesentlich zu seiner Charakteristik gehört; eine gewisse Freiheit im Verkehr mit Gott, der, ähnlich wie die Kunst, als eine Art schönen segensreichen Luxus betrieben wird: so hatten vornehme Fromme wohl den Wunsch, den Herrn zu schauen, aber auf eine gewähltere Weise als das geringe Volk.

Aus dieser Sucht nach einem vornehmeren Weg zum Heil erfand dies widerspruchsvolle Zeitalter eine geheime Quelle der Weisheit, aus der man den Durst nach dem Jenseits bequemer löschen könne als

aus allen Lehrbüchern der Theologie: die Freimaurerei. Wie weit dieser Orden mit den frühern Rosenkreuzern zusammenhing, mit denen er sich später vermischte, ist nicht ausgemacht; er erschien aber gleich von vornherein als eine Zuflucht für die Honnêtes Gens, die alles wissen, aber das gemeine Volk von ihrem Wissen ausschließen wollten.

In der Nacht vom 14./15. August 1738 wurde in Braunschweig Kronprinz Friedrich von Preußen von einigen Edelleuten, die eingeweihte Maurer waren, feierlich in die Loge aufgenommen. Sie war erst vor Kurzem aus England importirt, und trug den Zweck zur Schau, das reine Weltbürgerthum mit Ueberwindung aller staatlichen und kirchlichen Schranken auszubreiten. Die Sache mußte vor dem König sehr geheim gehalten werden, dessen schlichtem Soldatensinn die damit verbundene Geheimnißkrämerei äußerst verdächtig war.

Juni 1739 führte man dem König einen wunderlichen Heiligen zu, der einen Bauernkittel trug und einen langen Bart wie ein Jude, sich für einen Bortenwirker ausgab, übrigens verwunderliche Reden führte, die ziemlich ketzerisch klangen. Da er sich nach Berlin durchschleichen wollte, verhörte ihn der König. Es war ein ehemaliger Kandidat, Edelmann, geb. 9. Juli 1698 in Weißenfels; das lange Haar und den Bart erklärte er aus dem Bestreben, Christo ähnlicher zu werden. — „Geht Er in die Kirche?" fragte ihn der König. — „Ich habe meine Kirche in mir." — „Er ist ein gottloser Mensch, ein Quäker!" — „Wir sind Narren um Christi willen." — „Geht er zum Abendmahl?" — „Wenn ich Christen fände, die sich nebst mir Christo zu gleichem Tod pflanzen wollten, so bin ich bereit, heute oder morgen." — „In der Kirche wird es ja ausgetheilt!" — „O Ew. Majestät! das halte ich nicht für des Herrn Abendmahl, sondern für eine antichristliche Ceremonie." — Es ist kein kleines Wunder, daß der König, statt ihn auf diese dreiste Rede mit Stockschlägen zu begnadigen, ihm 16 Groschen gab, mit der lachenden Bemerkung, er möge sich bekehren. Edelmann hatte die Kühnheit, ihm das Gleiche zu wünschen, und die 16 Groschen nur unter Protest anzunehmen. Doch wurde ihm versagt, nach Berlin zu gehn, wo er Gönner und Gesinnungsgenossen hatte, und er mußte in seinen bisherigen Aufenthalt Berleburg zurückkehren.

Bis zu seinem 33. Jahr hatte Edelmann in verschiedenen Informatorstellen gelebt, wie ein Theolog gewöhnlichen Schlages; dann waren ihm durch Arnolds Ketzer- und Kirchengeschichte Zweifel an der Orthodoxie gekommen, namentlich an der Rechtmäßigkeit der Kindertaufe. Er war überall herumgewandert, rechtschaffene Christen zu finden; einer

nach dem andern von den kleinen Secten hatte er sich angeschlossen; mit Staunen erfährt man aus seiner Selbstbiographie von den Tollheiten, die daselbst getrieben wurden. Mit Zinzendorf, der ihm erst sehr imponirte, hatte er sich überworfen, und endlich Ostern 1738 eine Zuflucht in Berleburg gefunden.

Interessant ist, wie er sich von der letzten tollsten Secte losmachte, eben als er mit dem Propheten derselben disputiren sollte. — „Als ich in wahrer Höllenangst unter Seufzern und Thränen mich zu Bett legte, überfiel mich der Schlaf, der bisher wegen der wunderlich durcheinander laufenden Phantasien mehr eine Marter als Erquickung gewesen war. Wie ich eine Weile gelegen hatte, erwachte ich plötzlich, und in dem Augenblick kamen mir die Anfangsworte aus dem Evangelium Johannis mit solcher Lebhaftigkeit ins Gemüth, daß mir nicht anders däuchte, als wenn sie Einer in meiner Gegenwart zu mir spräche und mit einem nur zu empfindenden Nachdruck zu mir sagte: Gott ist die Vernunft! — Man stelle sich einen lange an Händen und Füßen gebundenen Sklaven, vor, der sich mit einmal in Freiheit gesetzt sieht!"

Auch den Teufel, der ihn bisher schwer geängstet, wurde er los, als er überlegte, daß Lucifer Lichtbringer heißt.

Er legte sich auf ein Handwerk, las eifrig die Bibel und fing an, namentlich Sonntags über Berg und Thal spazieren zu gehn und Gott in der Natur zu betrachten; er hatte sich nun wirklich aus der dumpfen Kerkerluft der Secten unter den freien Himmel gerettet. So vorbereitet, warf er sich wie sein Vorgänger Dippel auf das Studium des Spinoza, und sein Groll gegen das Christenthum gab bald dem der französischen Aufklärer nichts nach. „Alle übrigen Religionen ließen der menschlichen Natur noch das Vermögen, etwas Gutes zu thun; wie aber der Paulinische Glaube aufkam, mußte sich Jeder als Sklaven der Sünde bekennen. Dadurch wurde aller Sinn der Tugend in den Menschen erstickt, zumal ihnen weisgemacht wurde, sie könnten ohne Verdienst gerecht werden, wenn sie nur glaubten, daß ein todter Mensch an ihrer Statt gethan, was sie von Rechtswegen hätten selber thun sollen."

„Ich habe wie Jeremias keinen andern Beruf als zu zerstören; auszureißen allen falschen Gottesdienst! die Wahrheit muß einmal durchdringen, und wenn alles darüber bersten sollte!" — „Was ich mit Gründen der Vernunft nicht ausmachen kann", heißt es in dem Glaubensbekenntniß, das er Aug. 1745 veröffentlichte, „dabei muß ich zu meiner innern Empfindung meine Zuflucht nehmen. Was ich innerlich empfinde, kann unmöglich anders sein als ich es empfinde; diejenige Vorschrift

überführt den Menschen allemal am kräftigsten, die das stärkste Gefühl in seinem Gemüth verursacht." — „Es ist ein Gott: ich empfinde und erkenne ihn aus Betrachtung der Natur im Licht der Vernunft. Gott ist ein in allen Dingen gegenwärtiges Sein und Wesen; alle Creaturen sind Arten seines Seins. Was in den Creaturen Wirkliches und Gutes ist, das ist Gott selbst in ihnen. Erkennt man das Vollkommene der Creaturen, so erkennt man Gott. Gottes Verstand und Wille zeigt sich nirgend anders als im Verstand und Willen der Creaturen. Der Welt Jahre sind Gottes Jahre; das Entstehn und Vergehn der Dinge ist Erscheinung eines in allen Dingen gegenwärtigen Seins, das sein unendliches heiliges Leben in diesen Wandlungen zu erkennen giebt. Die Seele des Menschen ist ein Strahl aus Gott: ihrem innern Gefühl zu folgen, ist Tugend und giebt Seligkeit."

„Gottes Wesen kann Niemand ganz übersehn, jede Erkenntniß von ihm ist Stückwerk. Zu diesen Stückwerken gehört auch die Bibel: sie ist weder von Gott eingegeben noch eine Regel unsres Glaubens; alle Ketzer berufen sich auf sie, weil sie sich beständig widerspricht.

Die Urheber des Alten Testaments, die Juden, sind in der ganzen Welt das am wenigsten glaubwürdige Volk. Die Lehre von der Dreieinigkeit ist aus heidnischen Fabeln zusammengetragen. Was das Christenthum vom Sündenfall und der dadurch verderbten Vernunft aussagt, ist Lüge, wie der Teufel selbst, der wahre Eckstein dieser Religion: es ist unmöglich, daß eine Creatur Gott wirklich hassen kann. Jesus war ein bloßer Mensch, aber hoch ausgestattet und ein rechter Magus. Gott hat ihn erweckt, die Menschen zu lehren, daß zwischen Gott und Menschen keine Sünde möglich sei: durch das unermüdliche Einschärfen dieser Wahrheit verdient er den Namen des Heilands." —

Wegen dieses Glaubensbekenntnisses, das aller Orten vom Henker verbrannt wurde, mußte Edelmann Jahre lang aus einer Stadt in die andre fliehn; überall donnerten die Prediger von den Kanzeln gegen ihn. „Ich habe Dippel", ruft einer von ihnen in Hamburg, „den Erstgebornen des Satans genannt: im Vergleich mit diesem eingefleischten Teufel könnte er wohl ein Engel heißen!" — „Ich kenne alle Feinde alter und neuer Zeiten", sagt ein andrer in Berlin, „aber noch nie habe ich ein solches Ungeheuer bemerkt als diesen abtrünnigen Judas, dies Kind des Verderbens!"

So war zum zweitenmal aus dem Pietismus heraus eine radicale Opposition gegen die Kirche aufgewachsen, und man fing an, den Wolfischen Rationalismus, den Edelmann ebenso leidenschaftlich bekämpfte

als die Orthodoxie, als eine Art Schutzwehr anzusehn. Unter den Augen des Königs gründete Graf Manteuffel in Berlin die Gesellschaft der „Alethophilen", die sich die Verbreitung der Wolffischen Philosophie zum Zweck setzte. Wolff wagte, ein neues Buch dem König zu widmen, der 1739 durch Cabinets-Ordre den Candidaten das Studium der Wolfischen Logik empfahl, und Wolff eine Professur in Frankfurt a. O. anbot. Seitdem hörte man den König von Zeit zu Zeit vom „zureichenden Grund" und ähnlichen Ungeheuerlichkeiten reden. „Les nouvelles du jour," schreibt 14. Oct. 1739 der Kronprinz spöttisch, „sont que le roi lit pendant trois heures du jour la logique de Wolff!" —

Der König fühlte sein Ende nahen. Bevor er starb, ermahnte ihn der Hofprediger, seinen Feinden zu vergeben, und seine vielen Gewaltthaten zu bereuen. Nur zögernd und halb fügte sich Friedrich Wilhelm: etwas müßten die Könige vor den Particuliers voraus haben! — 31. Mai 1740 starb er. Mit ihm starb allmälig die ihm verwandte Generation aus, und eine neue, aufstrebende trat an ihre Stelle.

4.

Friedrich's Anfänge.

1740—1748.

„Die Possen haben nun ein Ende!" sagte der neue König Friedrich (28 J.) 8. Juni 1740 zu den Genossen seiner Vergnügungen in Rheinsberg. 3. Juni wurde die gerichtliche Folter abgeschafft, 3. Juli erschien eine Cabinetsordre, welche den Gemeinden freistellte, die Form des Gottesdienstes nach eignem Geschmack zu wählen. „Die Religionen müssen alle tolerirt werden, und muß der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue, denn hier muß jeder nach seiner Façon selig werden. Aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden!"

Der Thronwechsel erregte die gespannte Aufmerksamkeit des europäischen Publicums. Voltaire hatte von dem neuen König Wunderdinge erzählt, man erwartete ein Augusteisches Zeitalter.

Zunächst wurde, schon 6. Juni, die Wiederherstellung der Academie eingeleitet, die, wie zu Leibniz' Zeit, französisch verhandeln sollte. Es galt hauptsächlich die Naturwissenschaft fortzubilden: Leibniz' tiefer grei-

fende Vorschläge über die Verbindung derselben mit der Geschichte blieben vorläufig liegen. Die Auswahl der Berufenen war nicht übel: Maupertuis als Präsident, der Astronom Euler aus Basel, Gravesend Muschenbroek; d'Argens und Algarotti, ein Kenner der Malerei, sollten mehr zur geistreichen Unterhaltung des Königs verwerthet werden. Wolff sollte die Philosophie vertreten, er zog aber die Universität Halle vor, wohin er 11. Sept. wirklich berufen wurde. 16. Dec. zog er im Triumph in Halle ein, das er vor 17 J. als flüchtiger Missethäter verlassen. Seine pietistischen Gegner mußten sich beugen: „Die Hallischen Pfaffen", rescribirt der König, „müssen kurz gehalten werden, es sind evangelische Jesuiten!" Wolff hatte eine reiche Einnahme, und konnte später ein Rittergut kaufen; er wurde geadelt und Kanzler der Universität, die meisten Lehrstühle waren von seinen Schülern besetzt. Aber er war unzufrieden mit Allem, kalt und abstoßend gegen seine Collegen, keiner konnte mit ihm auskommen.

Das deutsche Bürgerthum rechnete, nachdem auch mit den Türken Sept. 1739 wieder abgeschlossen war, auf dauernden Frieden, und glaubte sich bequem einrichten zu können. Die ungeheuren Werbungen Friedrich Wilhelm's hatten im Anfang starke Besorgniß erregt, aber seit 27 Jahren hatte man sich allmälig daran gewöhnt, die Potsdamer Riesen für ein freilich sehr kostbares aber unschädliches Spielzeug zu betrachten; Lust zu Unternehmungen schien in dieser abgeschwächten Zeit unter den Großen keiner mehr zu haben.

25. Oct. 1740 kam in Rheinsberg, wo Friedrich am Fieber krank lag, ein Courier an mit der Meldung, Kaiser Karl VI. sei eben gestorben. In demselben Augenblick war Friedrich von seinem Fieber genesen.

Die Politik des Kaisers hatte nur den einen Zweck gehabt, die unter dem Habsburgischen Scepter vereinigte Ländermasse in eine Erbmonarchie zu verwandeln, deren Besitz auf seine Tochter Maria Theresia übergehn sollte. Sie war Febr. 1736 mit dem Herzog Franz von Lothringen verheirathet, dessen Land Frankreich mit Einwilligung des Kaisers einverleibt hatte. Maria Theresia zählte jetzt 24 J.; sämmtliche Europäische Mächte hatten ihr Erbrecht anerkannt. Diplomatisch hatte der Kaiser sein Ziel erreicht, aber versäumt, es militärisch sicher zu stellen. Und er hatte vergessen, daß die Deutschen Mittelstaaten, vor allem der Preußische, allen Grund hatten, ihm zu mißtrauen und seine Schwächung zu wünschen.

„La mort de l'empereur", schreibt Friedrich 26. Oct. an Vol-

taire, l'évènement le moins prévu du monde, dérange toutes mes idées pacifiques, et je crois, qu'il s'agira plutôt du poudre à canon, de soldats, de tranchées, que d'actrices, de ballets et de théâtres . . . C'est le moment du changement total de l'ancien système de politique." — Anders an Algarotti, 28. Oct.: „Une bagatelle comme la mort de l'empereur ne demande pas de grands mouvements: tout était prévu, tout était arrangé. Ainsi il ne s'agit que d'exécuter des desseins que j'ai roulés depuis longtemps dans ma tête!" — Zwischen diese beiden Briefe fällt die Conferenz, in welcher Friedrich seinen Generalen erklärte, er wolle die Gelegenheit benutzen, um Schlesien zu nehmen. Sie waren sämmtlich dagegen: nehmen könne man es leicht, aber wie behaupten? — Allein der Entschluß des Königs war gefaßt.

Es war ein Entschluß, der nicht nur sein ganzes weiteres Leben, der auch die Zukunft Europa's bestimmte. Hätte Friedrich den Moment nicht ergriffen, so kam er nicht wieder. Der Mann des Schicksals mußte so handeln können, wie Friedrich handelte. Die historischen Folgen des Entschlusses waren so gewaltig, daß ihnen gegenüber der moralische Standpunkt klein erscheint.

Nimmt man ihn aber ein, so muß man Farbe bekennen. Würden die Maximen, die den Entschluß vom 27. Oct. bestimmten, allgemein, so hörten Friede und Recht auf Erden auf. Der Moralist kann nicht anders, als jene That verurtheilen, vorbehaltlich freilich eines höhern Richters. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!" Nur eine Natur, die eines solchen Entschlusses fähig war, konnte der Schöpfer einer neuen Welt werden. Es kommt bei Friedrichs Geschichte nicht darauf an, über ihn zu urtheilen, sondern ihn zu sehn, wie er war.

Der Preußische Staat war durch seine bloße Existenz ein Protest des norddeutschen Wesens gegen das heilige römische Reich deutscher Nation. Ein von der Natur wenig begünstigtes Land; wilde Kämpfe mit benachbarten fremden Stämmen, die, im Einzelnen unerfreulich, nur sehr allmälig zum Ziel führten; mit dem reich entwickelten Leben des südwestlichen Deutschlands wenig Zusammenhang; im Innern, in Stadt und Land, ein Geschlecht, wie es der beständige Grenzkrieg erzeugt, trotzig und nur durch eiserne Gewalt zu bändigen. So fanden es die Hohenzollern: sie bildeten aus dem rebellischen Adel eine unternehmungslustige Armee, die nach Kaiser und Reich nicht fragte. Früher oder später mußte der Zusammenstoß erfolgen.

Friedrich ging an Gewalt der Phantasie, welche die Zukunft

vorausnimmt, allen Zeitgenossen voran; aber diese schöpferische Kraft wurde begrenzt und geformt durch ein scharfes, festes, aufmerksam lauerndes Auge, durch eine unermüdliche und bis ins kleinste gehende Arbeit. Eiserne Consequenz des Willens verbunden mit rasch beweglichem Zugreifen bei allem, was der Augenblick gebot, gab ihm den Vorsprung vor allen Fürsten seiner Zeit: Onno Klopp mag als seufzende Creatur deshalb den Weltlauf anklagen, durch solche Menschen wirkt Gott der Herr. —

Das Geheimniß wurde streng gewahrt, umsonst suchte Voltaire, der 20. Nov. 1740 sich in Rheinsberg einfand, dem königlichen Freund etwas zu entlocken. „Voltaire", schreibt Friedrich, „est arrivé tout étincelant de nouvelles beautés, et de très-bonne humeur. . . Il n'y a rien de plus frivole que nos occupations. Nous quintessencions des odes, nous déchiquetons des vers . . Nous dansons à nous essouffler, nous chatouillons nos oreilles par une harmonie pleine de mollesse." Sie dichteten einander in zierlichen Madrigalen an; bei alledem kostete der Franzose dem sparsamen König zu viel. „Son apparition de six jours me coûtera par journée 150 écus; jamais bouffon de grand seigneur n'eut de pareils gages!" Er war doch der Sohn seines Vaters.

Ganz still, von einem Maskenball, 13. Dec., entfernte sich Friedrich aus Berlin, und rückte ins Feld. Ohne Hinderniß zog er in Schlesien ein; aber keine Festung öffnete ihre Thore, die Belagerung von Neiße mußte 23. Januar 1741 aufgegeben werden. Europa betrachtete mit Staunen das Unternehmen. „Cet homme-la est fol!" rief König Ludwig XV.

Der Sieg bei Mollwitz 10. April 1741 änderte die Sache: wurde Friedrich geschlagen, so war er ein landflüchtiger Abenteurer. Nicht er hatte diesmal den Sieg gewonnen, sondern die Armee seines Vaters. Nun aber begannen die diplomatischen Verhandlungen, und er stand auf der Höhe der Situation.

Bald nach der Schlacht fand sich ein französischer Unterhändler im Feldlager von Mollwitz ein, der von da nach München ging, und den Kurfürsten Karl von Bayern bestimmte, seine Ansprüche auf einen Theil der Oesterreichischen Staaten gegen Maria Theresia geltend zu machen, und sich um die Kaiserwürde zu bewerben, für die ihm die Mehrheit der Stimmen gesichert war. (Dec. 1741).

März 1742 wurde Kaiser Karl VII. in Frankfurt gekrönt; Maria Theresia, allseitig bedrängt, mußte 12. Juni mit Friedrich Frieden schließen,

mit Abtretung Schlesiens. Sie war nun ihren gefährlichsten Gegner los und hatte freie Hand gegen die andern; nicht lange, so hatte sie eine Allianz mit England, den Niederlanden und Spanien geschlossen.

Friedrich schien sich nun ganz friedlichen Beschäftigungen zu widmen. 7. Dec. 1742 wurde das neu von Knobelsdorf erbaute Opernhaus mit einer Oper Graun's eingeweiht, der selbst dirigirte, in weißer Allongeperücke und rothem Mantel. 30. Aug. bis 12. Oct. 1743 kam Voltaire zum Besuch, und machte selbst an die Prinzessinnen galante Madrigale; wenn er den Diplomaten spielen wollte, fertigte ihn der König mit Epigrammen ab; er konnte keinen Horcher gebrauchen. 24. Jan. 1744 wurde die Academie eröffnet; im Mai ließ der König die schöne Tänzerin Barbarina in Venedig aufgreifen, als Waare verpacken und nach Berlin bringen, wo sie Allen die Köpfe verdrehte.

Das änderte sich plötzlich: Maria Theresia wurde so mächtig über ihre Gegner, daß Friedrich fürchten mußte, auch er werde an die Reihe kommen. 7. Aug. 1744 meldete er in Wien an, er habe sich der Union zur Aufrechthaltung der Reichsverfassung angeschlossen, und rückte 16. Sept. in Prag ein. Aber der Feldzug ging schlecht, die Preußen wurden aus Böhmen getrieben, Sachsen schloß sich der österreichisch-englischen Allianz an. Als nun Karl VII. 20. Jan. 1745 starb, war Friedrich in einer schlimmen, ja verzweifelten Lage. Die Schlacht bei Sorr 31. Sept. schaffte ihm Luft, nach dem Sieg bei Kesselsdorf 25. Dec. 1745 wurde zu Breslau Frieden geschlossen: Friedrich blieb im Besitz Schlesiens, erkannte aber den neu gewählten Kaiser Franz an, Maria Theresia's Gemahl. Norddeutschland hatte nun Ruhe, während am Rhein und in Asien und Amerika der Krieg fortging. —

Friedrich freute sich wirklich des Friedens; neben seinem Ehrgeiz, gewaltig in der Welt zu sein, hatte er den weitern, in der Kunst selber etwas zu leisten und vor allem sich als vollendeter Kenner zu bewähren. Er wurde es wirklich in der französischen Litteratur, die er, wie seine Großmutter Sophie Charlotte, ausschließlich cultivirte. Von dem, was jenseit des Canals vorging, gewann er nur durch französische Uebersetzungen unvollständige Kunde, und fand wenig Geschmack an den herben Dichtungen. Und doch verdienten die damaligen Versuche, aus den lockern Schein-Idealen die noch aus der Ritterzeit herstammten, sich zu lösen und den Begriff eines Gentleman abzuklären, alle Aufmerksamkeit. Der brittische Sittenroman jener Zeit ist der erste ernstliche Versuch, sich in der Wirklichkeit zurecht zu finden. Seit langer Zeit war hier ein kräftiger, unternehmender und reicher Bürgerstand aufgekommen, der mit den Land-

junkern wetteiferte und beständige Fühlung behielt. Die bürgerliche Ordnung hatte feste Formen gewonnen, die Sitte war eine Macht, das Familienleben hatte einen tüchtigen Halt. Freilich wurde diese Ordnung von ruchlosen Lebemännern oft angefochten, und derartige Conflicte fingen an, das Publicum mehr zu interessiren, als das abgelebte Ritterthum der Cavaliere. Handel und Gewerbe galt nicht als unwürdig, die bürgerliche Beschäftigung hatte ihre Ehre, die Britten waren ein praktisches Volk geworden. Gegen die verwilderten Gelüste, die sich noch vom 17. Jahrhundert forterbten, wehrte sich der Bürger nach Kräften, und spielte gegen die Willkür der Junker die bürgerliche Tugend aus. Die Conflicte des Privatlebens, die man sonst nur verlacht, fanden nun auch einen tragischen Reiz; die alte Puritanische Gesinnung drängte sich in die Schöpfungen der Poesie ein. Diese Romane gingen darauf aus, Mitleid für die Schlachtopfer der schlechten Sitten zu erregen, also das Publicum zu rühren; aber wenn diese Rührung in gewissem Sinn ins Weichliche überschlug, so war die Darstellung keineswegs weichlich; sie war mitunter hart bis zur Grausamkeit.

1740 veröffentlichte Richardson seinen Roman „Pamela", der gleich darauf von Fielding parodirt wurde; 1745 erschien Hogarth's „Heirath nach der Mode", ein vollständiger Roman in Bildern; 1748 Richardson's zweiter Roman „Clarissa", und unmittelbar darauf die wilden, lustigen Geschichten von Fielding und Smollet. Aus ihnen erfährt man noch heute genau, wie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Gelehrte, Künstler, Landedelleute, Apotheker, Aerzte, Reitknechte, Matrosen, Vagabunden u. s. w. sich gehabt, wie sie geredet, wie sie gedacht und empfunden haben; man lernt ihre Lebensbeziehungen, ihre Vorurtheile kennen, und empfängt ein reales Sittengemälde. Es ist keine musterhafte, aber eine buntbewegte sprechende Welt, wilde leidenschaftliche Menschen. Kraft zu entwickeln, ist das Hauptstreben dieser Dichter, darum spannen sie die Musculatur ihrer Helden oft übermäßig an bis zur Verzerrung, sie sind alle ein wenig von Tobsucht ergriffen. Auch das Gute soll sich durch Kraft geltend machen wie das Böse. Richardson, seiner moralischen Gesinnung nach Puritaner, sucht die Kraft, mit der sich die Tugend gegen das Laster wehrt, in den Grundsätzen und in der sorgfältigen Regelung des eignen Willens; Fielding hält von den Grundsätzen nichts, er findet das Gute nur in der angebornen Gesundheit des Leibes und der Seele, in der wohl gearteten Natur, die leicht in Excesse verfällt, aber immer auf dem Gebiet des rein Menschlichen sich wiederfindet. Bei Smollet endlich ist das Bedürfniß nach

dem Guten fast ganz weggewischt, er ergötzt seinen Leser nur mit dem Spiel der Kräfte, gleichviel welcher Richtung sie angehören. Poesie höherer Art darf man in diesen Romanen nicht suchen, aber sie unterhalten noch heute, und die derb gezeichneten Figuren Lovelace, Tom Jones, Squire Western, Peregrine Pickle u. A. prägen sich unauslöschlich dem Gedächtniß ein.

Richardson zündete in Deutschland sofort ganz ungemein. „Seit so viel Jahren", schreibt Gellert unmittelbar nach der Lectüre des „Grandison", „habe ich nicht weinen können, um alle Wunder der Natur nicht, so hart, so verschlossen ist mein Herz gewesen! Und heute habe ich geweint! mein Buch, mein Pult, mein Gesicht, mein Schnupftuch durchgeweint! laut geweint, mit unendlichen Freuden geschluchzt, als wäre ich selbst das selige Gemisch von Glück und Unglück, von Liebe und Schmerz, von Tugend und Schwachheit gewesen. Kann denn Richardson zaubern? Ja ihm steht alles, was nur rühren, bestürmen, alles was hinreißen und zur Trunkenheit entzücken kann, zu Gebot! Richardson, unsterblicher Mann! Ehre des menschlichen Geschlechts und Fürst der Romandichter! glücklicher Tyrann aller unsrer Leidenschaften! — Ebert sagt: „wenn er den Grandison gemacht, wäre er gewiß, daß er selig werden müsse!"

Während Franzosen und Engländer, jede in ihrer Art, die Sitten und typischen Charaktere ihres Landes in freien Schöpfungen der Phantasie verwertheten, hatten die Deutschen vollauf damit zu thun, zunächst das Unkraut auszujäten, das dem frischen Wuchs kräftiger Pflanzen im Wege stand. Von den Höfen im Stich gelassen, war die deutsche Bildung ausschließlich auf den Mittelstand angewiesen; ein ganzes Menschenalter durch merkt man ihr an, daß sie nicht aus einem großen öffentlichen Leben, sondern aus spießbürgerlichen Zuständen und Begriffen hervorging. Spießbürgerlich waren auch die litterarischen Klopffechtereien, die 1740 ausbrachen: die weltberühmte Fehde zwischen den Schweizern und den Sachsen. Solche „Fehden" pflegen in den Litteraturgeschichten mit um so größerer Vorliebe behandelt zu werden, je gemeiner die Parteien auf einander schimpfen; es wird eine Haupt- und Staatsaction daraus gemacht. Darüber vergißt man in der Regel die Hauptsache, auf die es ankommt. Diese war hier ein Europäischer Culturgegensatz: Gottsched mit seiner Schule vertrat die altfranzösische Correctheit; die Schweizer traten als Vorfechter der freien, modern englisch-französischen Bildung auf.

Ums Jahr 1740 fühlte sich Gottsched als unumschränkter Dictator des Geschmacks. In seiner Grammatik hatte er die Sprachregeln

festgestellt, auf denen wir im Ganzen noch heute fußen; durch sie beherrschte er die Schulen. Durch seine Uebersetzung des Bayle gab er vielen Litteraten Beschäftigung, und nahm die Beiträge angehender Poeten in seine „Belustigungen des Verstandes und Witzes" auf, so wie in die „Deutsche Schaubühne nach den Regeln und Mustern der Alten"; vorwiegend Uebersetzungen aus dem Französischen, aber auch Originale. Jeder mittelmäßige Schriftsteller, dem er einen Platz in seinen Sammlungen öffnete, ließ ihn schon darum gern als Litteraturfürsten gelten; dazu kam, daß er unbemittelten Leuten Versorgungen verschaffte, eine Hauslehrerstelle in einer adligen Familie, oder auch den Platz in einem Journal; dafür sah er gern, wenn sie seine Gegner gehörig anzapften, ohne daß er selbst seine Respectabilität Preis gab. Es war eine Camaraderie der schlimmsten Art. Ein steifer und selbstgefälliger Pedant, betrachtete er jede Abweichung von der einmal festgestellten Regel als Meuterei. So behandelte er in seinem Hochmuth Jan. 1740 Bodmer's und Breitinger's „kritische Dichtkunst" von Oben herab: man lerne daraus weder eine Ode noch eine Cantate, weder ein Schäfergedicht noch eine Epistel, weder eine Epopöe noch ein Trauerspiel machen; ein Paar unsrer berühmtesten Poeten seien angegriffen, dagegen ein ausländisches Werk (Milton) empfohlen, an dessen hochtrabenden Ausdrücken der gebildete Deutsche nun einmal keinen Geschmack gewinnen könne. Gottsched war an den Unrechten gekommen: Bodmer gerieth in Wuth, und begann eine Fehde, die er unermüdlich zwanzig Jahre fortsetzte, und die mehr Staub aufwirbelte als die Fehde zwischen den Wolffianern und Pietisten. Der Streit wurde von beiden Seiten ganz persönlich geführt, jeder hielt den Gegner für einen Bösewicht. „Man muß", rief Bodmer, „dem Tyrannen die Larve abreißen, damit er Abscheu erwecke!" — Ruhige Leute klagten mit Recht, daß die Gelehrten sich zankten wie die Stalljungen; aber der Skandal that seine Wirkung: sobald der Ton einmal angeschlagen war, zeigte sich, daß Gottsched allen zur Last fiel. Die alte Freundin Friderike Neuber verhöhnte ihn schon Sept. 1741 in einer Parodie, der lüderliche Rost in Dresden setzte das im Auftrag des Hofpoeten König fort, Conrector Pyra in Berlin ging ihm 1743 ernsthafter zu Leibe. Zuletzt wollte Niemand mehr etwas von Gottsched wissen.

Bodmer hatte am Streit noch ein landsmannschaftliches Interesse: die Gottschedianer hatten Haller wegen seiner Mundart angegriffen. „Die Frechheit dieser Sprachverderber", schreibt Bodmer entrüstet, „ist so groß, daß wir bald eine matte, nervlose, weitläufige, unbestimmte, abgeschmackte Sprache haben werden; aus abergläubiger Angst vor

Fremdwörtern verfällt man auf gezierte Umschreibungen, auf ungeschickte Zusammensetzungen. Durch die einseitige Herrschaft des Meißnischen, das die Provinzen wie eine fremde Sprache lernen, geht alle Naivetät verloren. Es giebt in Deutschland keine allgemeine Sprache, da es unter den verschiedenen Ständen keine Gemeinschaft giebt; jeder Stand bleibt in seinem engen Kreise, und schließt die andern aus. In der Schweiz ist es anders: alle Stände verkehren mit einander und bilden sich so ein gemeinsames Organ für ihre Gedanken und Empfindungen." Er hätte gern alle Schriftsteller zum Kampf gegen die Leipziger aufgeboten.

Neben Haller spielte die ansehnlichste Rolle unter den deutschen Poeten sein Altersgenoß Friedrich v. Hagedorn. Er hatte nach Ablauf seiner Studien drei Jahre in London zugebracht, wo er mit der besten Gesellschaft verkehrte, und lebte nun als Secretär bei dem English Court in seiner Vaterstadt Hamburg. Die Stelle gab ihm wenig zu thun und dabei ein mäßiges, für seine bescheidnen Bedürfnisse ausreichendes Einkommen. Im Gegensatz zu Haller liebte er den Wein, und gefiel sich in einem behaglichen Wirthshausleben. „Ich halte es für eine nicht geringe Glückseligkeit, daß es nie mein Beruf gewesen, ein Gelehrter zu heißen. Dafür habe ich die Erlaubniß, bei den Fehden der Gelehrten nichts zu entscheiden; meine Mußestunden geben mir die Freiheit, mich nur mit dem zu beschäftigen, was mir angenehm ist." — Freude an der Natur, heitrer Lebensgenuß, Wein und Liebe, das sind die ausschließlichen Stoffe seiner Lieder. Sein Lieblingsdichter war von früher Jugend Horaz: „dein weiser Rath lehrt Vorurtheile hassen, erhellt den Geist und macht das Herz gelassen; wann werd' ich einst in unbelauschter Ruh, nicht so berühmt, nur so vergnügt wie du!" Er ahmte die besten Stellen der Classiker bescheiden nach, und wandte unausgesetzt die Feile an. Die Melodie seiner Lieder ist durchweg gut. „Willkommen, angenehme Nacht! Verhüll' in deinen Schatten die Freuden, die sich gatten, und blende, blende den Verdacht! Wenn treue Liebe küssen macht, so wird der Kreis der Liebe beglückter durch die stille Nacht." Das Gedicht fällt gleichzeitig mit Haller's „Doris".

Im Uebrigen ist er leichtfertig genug: über den Ehebruch und ähnliche Dinge — er blieb Hagestolz — spricht er sich grade so unbefangen aus wie die Franzosen, auch in den Fabeln und Erzählungen, die ihn hauptsächlich zum beliebten Dichter machten. Seine Satire hat mitunter einen glücklichen Treffer.

„Beklagt des Grüblers trocknen Fleiß, der in der Alten besten Werken nur eine Lesart zu bemerken, nur Wörter auszusichten weiß!

Ihr Geist, Geschmack und Unterricht befruchtet seine Seele nicht, sie mag sich noch so weise dünken; und nutzt der klügern Welt sein Buch, so gleicht er denen, die zum Fluch den Wein nur keltern, doch nicht trinken." Nach weitern Spöttereien auf Priester, Mediciner und Advocaten kommt Hagedorn auf die Könige zu sprechen. „Was grünt euch für ein Lorbeerhain, Monarchen, Herrscher, Sieger, Retter! Ach könntet ihr unsterblich sein, durchlauchte Fürsten, ihr wär't Götter! Wer kann doch eure Tugend fassen und eurer Gaben Wechselstreit? Ihr habt nichts als die Dankbarkeit und die Geduld uns überlassen. Der Staatsmann der an Würden groß, doch ungleich größer an Verstande, sitzt jedem König in dem Schooß und findet sich in jedem Lande. Regenten wissen zu regieren, die Kunst, zu herrschen, lernt sich bald; denn alles steckt in der Gewalt der Hände, die das Scepter führen." Die Freistadt Hamburg nährte solche Gesinnungen wie die Eidgenossenschaft.

Hagedorn, als Dichter in Deutschland allgemein gefeiert, lebte in Hamburg in angenehmer Geselligkeit, aber ohne litterarische Verbindungen; auf die Polemik des Tags ließ er sich durchaus nicht ein. Aber seine poetische Richtung wirkte schneller auf den allgemeinen Ton als die Haller's, weil sie zugänglicher war.

Die deutsche Litteratur hat wieder einen entschieden bürgerlichen Charakter, aber nicht im Stil des 14. und 15. Jahrhunderts, wo die Zünfte das Wort führten; es waren vielmehr die studirten Leute, die Litteraten, die Honoratioren, solide Männer, die eine Anstellung im Staats- oder Communaldienst suchten und fanden. Bauern und Handwerker standen ihnen ebenso fern als dem Adel.

Allmälig tritt eine neue poetische Generation in den Vordergrund, die Altersgenossen Friedrichs; an Gaben nicht reich ausgestattet, aber durchweg wohlgesinnt, solide und in der Stimmung, das Leben angenehm zu nehmen. Ihr Alter im Jahr 1745 soll hier zusammengestellt werden: sie waren fast sämmtlich aus dem mittlern Deutschland, namentlich aus Sachsen; nur Uz und Götz gehörten Süddeutschland an.

Friedrich der Große 33 Jahre; Haller und Hagedorn 37.

Samuel Lange 34. Gärtner 33. Spalding, Rabener, Alex. Baumgarten 31. Gellert, Pyra, Ewald v. Kleist 30. Konrad Arnold Schmidt 29. Elias Schlegel 27. Gleim, Kästner, Lichtwer 26. Uz, Eckhoff, Sulzer 25. Götz 24. J. A. Cramer, Ebert 22. Giseke 21. Ramler, Hirzel 20. Weiße, Zachariä, Chodowiecki 19.

Klopstock 21 und Lessing 16 bezeichnen bereits eine neue Generation.

Diese jungen Schriftsteller traten in zwei Gruppen hervor. Die

eine ging von Halle aus, verehrte in Alex. Baumgarten ihren Lehrer der Aesthetik und hatte ihren geselligen Mittelpunkt in der naheliegenden Pfarre zu Laublingen, wo Pastor Lange, der Sohn des Pietisten, aber ganz entgegengesetzter Richtung, Verehrer des Horaz und Anakreon, den Cultus Horazischer und Anakreontischer Lebenslust aufrichtete; sie waren den jüngern Franzosen nicht abhold. Die meisten siedelten später nach Berlin über.

Mehr an die brittischen Moralisten schloß sich die andre Gruppe an. Müde der ewigen Klopffechtereien, gaben seit 1745 verschiedene jüngere Schriftsteller in Leipzig, die bisher von Gottsched abhängig gewesen waren, „Neue Beiträge zum Vergnügen des Witzes" heraus, auch „Bremer Beiträge" genannt, weil ein Bremer Buchhändler sie verlegte: für die nächsten vier Jahre die Vertreter der aufstrebenden Bildung. Die Zeitschrift ist die erste, in der wir unser heutiges Deutsch vollständig wieder erkennen; sie bemüht sich, die deutsche Sprache des Stelzentritts zu entwöhnen, der durch Gottsched aufgekommen war, und ihr den alten natürlichen Gang wiederzugeben; darin ging sie mit dem Kreise von Halle und Berlin Hand in Hand. Die Redaction leitete Gärtner von Braunschweig aus, wohin er als Lehrer am Carolinum von Leipzig übergesiedelt war.

Als Aufgabe der Poesie bezeichnet ein Gedicht des ersten Hefts „der Gottheit Herold sein, der Tugend Ruhm erheben, dem Schweren unsrer Pflicht ein reizend Ansehn geben; das unerforschte Herz und Triebe, die uns fliehn, mit glücklicher Gewalt aus ihren Klüften ziehn, das Volk, das irre geht, vom falschen Wahn entfernen, nach sichern Zwecken gehn und edler denken lernen, im weisen Lob und Schimpf ermuntern und erbaun." Die Moralität soll also theils positiv, theils durch Satire gefördert werden; die in dieser letztern Richtung arbeiteten, Gellert, Rabener und Kästner, zeigen noch die kenntlichste Physiognomie.

Im Grund waren sie gegen Bodmer nicht weniger als gegen Gottsched. Sie wollten von Luftgebilden und Chimären nichts wissen, das Erhabene ließ sie kalt, sie waren ausgesprochene Realisten. Ihr Gegenstand war das Leben des gebildeten Mittelstandes, der sich in einem beschränkten Kreis wohl fühlte; sie achteten auf die naive Ausdrucksweise des gemeinen Mannes, und ahmten sie mit einer gewissen Schalkhaftigkeit nicht ohne Glück nach.

Der in diesem Freundeskreise die größten Hoffnungen gab, Elias Schlegel, wurde durch einen Ruf nach Kopenhagen dem persönlichen Zusammensein entrückt; er starb bald darauf. Er hatte sich schon 1743 gegen die knechtische Nachahmung der Franzosen und für Shakespeare

ausgesprochen, dessen „Cäsar" eben übersetzt wurde, den damals selbst Bodmer noch nicht kannte. Schlegel hatte drei griechische Stücke übersetzt, und außer verschiedenen Lustspielen ein Originaldrama „Hermann" geliefert. Seine jüngern Brüder Adolf und Heinrich schlossen sich enge dem Kreise der „Bremer Beiträge" an. Die Familie, ein ansehnliches Pfarrergeschlecht, war vor etwa hundert Jahren geadelt worden, machte aber keinen Gebrauch davon; ja der Umstand wird damals garnicht erwähnt: trotz des allgemeinen Servilismus hatte doch auch der Gelehrtenstand seinen Stolz.

Der tüchtigste Gelehrte in der Gesellschaft war Kästner, Sohn eines Leipziger Professors: er war schon im 12. J. Student, im 14. Notar geworden. Neben der Jurisprudenz hatte er hauptsächlich Mathematik studirt, und in diesem Fach eine Professur in Leipzig erworben. In allen neuen Sprachen gründlich zu Hause, hielt er auch Vorlesungen über Wolffische Philosophie, und leitete ein sehr anregendes Disputatorium. Seine Specialität war das Epigramm; er wirkte aber durch seinen heiter belebenden Umgang mehr als durch seine Schriften.

Studiosus Zachariä hatte schon Anfang 1744 mit dem Heldengedicht der „Renommist" einen glücklichen Griff gethan: der Gegensatz zwischen dem Jenenser Raufbold und dem Leipziger Stutzer ist vortrefflich ausgemalt, und man wird zum Schluß angenehm überrascht, als im Duell der Zierliche den Sieg davon trägt. Die Einkleidung freilich, den Engländern nachgemacht, die Einführung allegorischer Figuren u. s. w. ist stark zopfig. Zachariä hat sich später in allen möglichen Tonarten versucht, aber die Frische seines Erstlingswerks nicht wieder erreicht.

Der Steuerrevisor Rabener hatte schon für Gottsched's Zeitschriften Satiren geschrieben, sehr behutsam und vorsichtig gegen alle Höhergestellten in Staat und Kirche, aber munter und guter Laune. Ein höchst solider Mann, seiner Harmlosigkeit wegen in allen Gesellschaften gern gesehn, Zeitlebens Junggesell, aber bei Backischen wohl gelitten, treu seinen Freunden und seinen Ueberzeugungen.

Maaßhalten in allen Dingen war ihm die höchste Weisheit; seine Satire beschränkte sich auf kriechende Gratulationspoeten, gelehrte Pedanten, heirathslustige alte Jungfern, ungebildete Dorfjunker. Am härtesten geißelte er den Hochmuth der Vornehmen in der Behandlung ihrer Hofmeister. Diesen Kummer kannten die meisten der jungen Schriftsteller aus dem Grunde: sie waren zum großen Theil aus dürftigen Verhältnissen hervorgegangen, und hatten in einem adligen Hause dienen müssen. Ebenso gründlich kannten sie die Kirchenpatrone. Es wurde durch die

Satire nichts gebessert, aber der getretene Wurm krümmt sich endlich. Als man einmal Rabener wegen seiner Satiren der Bosheit beschuldigte, wies er lustig nach, daß die meisten aus römischen Satirikern genommen seien, aus Martial, Horaz u. s. w.; er hatte nur den alten Wein in neue Schläuche gefüllt.

In seiner Wirkung weitaus der bedeutendste des Kreises war Magister Gellert, Sohn eines armen Predigers im Erzgebirge. Er hatte sich auf der Universität Leipzig kümmerlich durchschlagen müssen, Gottsched hatte ihn vielfach beschäftigt; eine Hofmeisterstelle hatte ihm den längern Aufenthalt in Leipzig möglich gemacht. Das Predigen mußte er seiner schwachen Brust wegen aufgeben; er legte sich auf die Fabel und das Lustspiel.

Trotz der Austreibung des Hanswurst durch Gottsched lag das deutsche Lustspiel noch sehr im Argen: man hielt die Zote für einen unentbehrlichen Bestandtheil desselben, selbst Madame Gottsched erlaubte sich befremdende Dinge. Abschreckende Beispiele sind „die Geistlichen auf dem Lande" von dem Schauspieler Krüger und die „Aerzte" vom Stud. Mylius aus Kamenz: in jenem werden zwei Geistliche entlarvt, von denen der Eine seine Köchin verführt, der andre seiner alten Haushälterin die Ehe versprochen. Gellert's Lustspiele schlagen einen bei weitem anständigern Ton an; in der Gesinnung ist der Fortschritt nicht groß. Gellert meinte, daß die Mehrzahl der Ehen schlecht ausfielen, und hielt auch die leidliche Ehe für eine Last. Neugier, Coquetterie, Putzliebe, Prunksucht, Untreue schienen dem hypochondrischen Hagestolz Eigenschaften, die nothwendig dem weiblichen Geschlecht anklebten. In einem seiner Lustspiele, „das Loos in der Lotterie", schildert er mit derben Strichen und guter Laune ein Pantoffelregiment; ähnliche Motive kehren in den meisten seiner Erzählungen wieder. Von der Handlung seiner Lustspiele ist nicht viel Gutes zu sagen: die Personen laufen von der Bühne heraus und herein, ohne daß viel dabei herauskäme. Die Figuren, die des Dichters eigne Gesinnung aussprechen sollen, sind ohne Halt, lauter weiche gutherzige Geschöpfe, jeden Augenblick bereit, nicht blos einem tugendhaften Wesen mit wenigstens zehntausend Thalern unter die Arme zu greifen — für den armen Magister eine erstaunliche Vorstellung! — sondern ihm auch die Braut abzutreten. Der glücklichste Griff war „die Betschwester" 1745: sie zeigt einen typischen Charakter der Zeit in all seinen Zügen und Wendungen. Für Beate ist nicht, wie für Tartüffe, die Frömmigkeit ein bloßes Aushängeschild für schlechte Zwecke, das Singen und Beten ist ihr zugleich Gewohnheitssache, sie würde darin

fortfahren auch ohne äußern Zweck. Es zeigt sich aber, daß diese unausgesetzten Andachtsübungen, weit entfernt, ihre an sich gemeine Seele zu veredeln, sie vielmehr in ihren schlechten Neigungen bestärken. Die echten Pietisten waren eigentlich nicht getroffen, sie hatten ja stets die Nichtsnutzigkeit des bloß äußern Gottesdienstes behauptet. Aber sie fühlten sich diesem Realismus gegenüber doch unbehaglich, und machten Gellert den Vorwurf, er habe durch den Angriff auf die Scheinfrömmigkeit, wenn auch unwissentlich, die Achtung vor der wahren Frömmigkeit untergraben.

Gellert suchte in der Religion, die rechte Mitte einzuhalten. Ein Freigeist in einer seiner Fabeln „hatte oft den, der am Kreuze starb, verhöhnt. Sein Ende kam, und er, der nie gezittert, ward plötzlich durch den Tod erschüttert. Das Schrecken einer Ewigkeit, ein Richter, der als Gott ihm fluchte, ein Abgrund, welcher schon ihn zu verschlingen suchte, zerstörte das System tollkühner Sicherheit, und er, der sonst mit seinen Lehren der ganzen Welt zu widerstehn gewagt, ließ jetzt von seiner frommen Magd sich widerlegen und bekehren." Dagegen ergiebt sich von einem Mann, „der lose Künste trieb, Komödien und Verse schrieb, dem weil er Ketzereien glaubte, man kaum ein ehrlich Grab erlaubte", daß er ein besserer Christ gewesen als alle Frömmler.

„Ein kluges Frauenzimmer", schreibt Gellert, „gilt mir mehr als eine gelehrte Zeitung, und der niedrigste Mann von gesundem Verstand ist mir würdig genug, sein Vergnügen zu befördern, und ihm in einem leicht zu behaltenden Ausdruck gute Wahrheiten zu sagen." Ein wenig Mutterwitz ist ihm mehr werth als alle Schulphilosophie, ein gutes Herz mehr werth als alle Tugend aus Grundsatz. Er hat dieser Ansicht in einer hübschen Fabel Ausdruck gegeben, in der „Geschichte vom Hut." Der alte Filz vererbt sich von Einem auf den Andern, jeder Erbe giebt ihm eine neue Appretur und erregt damit die Bewunderung seiner Zeitgenossen, obgleich nur das Außenwerk neu war, während der Filz selbst der alte blieb: „und daß ich's kurz zusammenzieh', es ging dem Hute fast wie der Philosophie".

In einem leicht zu behaltenden Ausdruck gute Wahrheiten zu sagen, ist die Fabel das angemessenste Organ. Durch den Beifall aufgemuntert, welchen die Franzosen ihrem Lafontaine schenkten, gingen die Deutschen Litteratoren auf den Burkard Waldis zurück, sie commentirten den Phädrus und machten eigne Fabeln: die wenigsten derselben sind ihrem Inhalt nach neu, sie lassen sich in der Regel durch allerlei Mittelstadien bis zum alten Aesop zurückführen. Man war patriotisch genug, das französische Vorbild nur ungern zu bekennen. So wollte Hagedorn

sich lieber auf den treuherzigen Burkard Waldis beziehn als auf den weltmännischen Lafontaine: aber die populärste seiner Erzählungen, „der muntre Seifensieder", verräth ihn: sie steht sowohl im Burkard Waldis als im Lafontaine, aber in jenem ist von einem Schuhflicker die Rede, und kann nach der Farbe der Begebenheit nur die Rede sein; Hagedorn hat Lafontaine's savetier (Schuhflicker) mit savonnier (Seifensieder) verwechselt.

Gellert ließ seine Fabeln 1746 drucken; seitdem steht diese Gattung im Vordergrund der populären Litteratur, fast ein Menschenalter lang, und noch viel länger sind alle Knaben an diesen lehrreichen Fabeln aufgewachsen; die Dichter der Hallischen Schule, Gleim u. s. w., wetteiferten in Anfertigung derselben mit den Leipzigern. Gellert gewann unter allen das meiste Ansehn, weil er den Ton gemüthlicher Plauderei am glücklichsten traf, weil sich seine Ausdrücke am leichtesten einprägten, und weil seine Moral am meisten in den Geschmack der Zeit einschlug. Man soll nicht Processe führen, weil man sich dadurch ruinirt und nur den Advocaten bereichert. Man soll nicht ehrgeizig sein: wenn der ehemalige Drescher vor großer Freude nicht wußte, wo er Händ' und Füße ließ, als ihn Schulmeisters Adelhaide zum ersten Mal Herr Schulze hieß, so empfindet er bald wie Sancho Pansa die Beschwerden dieser Standeserhöhung. „O lernt ihr unzufriednen Kleinen, daß ihr die Ruh' nicht durch den Stand gewinnt!"

Ein Knabe sieht durch das Sehrohr nach den Sternen, und hält, um besser zu sehn, sich beide Augen zu. „Der Narr! was sah er denn? Das alles, was du siehst, wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich sehn zu lernen, dir die Vernunft vorher entziehst." Gellert war also Rationalist, er verlangte auch für die Erkenntniß Gottes die Mitwirkung der Vernunft; aber die Vernunft reichte ihm nicht aus, die Frömmigkeit sollte im Herzen leben, sie sollte das Gefühl reinigen und bereichern, wie es Spalding verlangte. Einen Theologen wie Jacob Baumgarten in Halle, der erst mit großer Vorsicht seine rationalistischen Ansichten aussprach, aber allmälig kühner wurde, ließ Gellert gelten; die dreisten Disputirer aus der Wolffischen Schule wurde er zu verspotten nicht müde. „Sie streiten dialektisch schön, weil sie den Weg der Schulen gehn! . . Die großen Geister, die alles demonstriren! je minder sie verstehn, um desto mehr beweisen sie." Es klingt freilich fein, wenn man behauptet, Lust sei nicht Lust und Schmerz nicht Schmerz, aber die Natur widerlegt diese Behauptung, und man stellt mit solcher Spitzfindigkeit die Moral auf den Kopf. Vollends die theologischen Rabulistereien sind nur für den Pöbel. Die Bauern freilich hören mit Andacht ihrem Pfarrer

zu: „der hatte recht auf seinen Text studiret, und Gottes Wort, wie sich's gebühret, bald griechisch, bald hebräisch angeführet, die Ketzer stattlich ausschandiret, und stets so fein schematisiret, daß er der Bauern Herz gerühret!" Einen vernünftigen Candidaten lehnen sie ab, aber der Amtmann, statt sich auf Disputiren einzulassen, weiß sie zu belehren: „Ihr Ochsen, die ihr alle seid! euch Flegeln geb ich den Bescheid, ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarr behalten! Sagt, wollt ihr oder nicht?" — So urtheilte der gebildete Mittelstand damals durchweg über die Bauern: er betrachtete sie ebenso als etwas Fremdes und Niedrigeres, wie in einer höhern Schicht Voltaire's „Honnêtes gens" die ganze geringere Klasse des Volks betrachteten.

25 Jahre später meinte ein scharfer Kritiker, Gellert mit seiner matten Moral sei eigentlich durch die Pfarrerstöchter populär geworden, die alle seine Fabeln auswendig wußten: und die machten in Deutschland die öffentliche Meinung.

Unmittelbar nach den Fabeln, 1747, ließ Gellert „das Leben der schwedischen Gräfin **" drucken, den ersten socialen Roman, den wir in Deutschland haben, als Leistung sehr schwach, aber ein merkwürdiger Beleg für die Pathologie des Zeitalters; er zeigt, daß alle Moral nichts hilft, wenn ihr die Kraft abgeht.

Betrachtet man das 18. Jahrhundert im Licht seines Ausgangs, der französischen Revolution, so macht es den Eindruck des harten, radicalen Forderns. Aber in seiner ganzen Art zu sein liegt zugleich eine Weichlichkeit, die uns heute seltsam anmuthet. Niemals wurde soviel geweint und geküßt als im 18. Jahrhundert; es ist von allen Perioden die empfindsamste. Und diese Empfindsamkeit stimmte nicht übel mit der Frivolität des Rococo: beides ging darauf aus, das Leben dilettantisch zu nehmen: Gefühl und ein gutes Herz war alles, nichts verhandelte man so gern als Empfindungen, man sah gern in den Spiegel; man war nachsichtig gegen jede Ungebühr und scheute jede Verantwortlichkeit. Gegen die strengen Formeln der Orthodoxie war diesen Empfindsamen die Herrnhuterei, gegen die ebenso strengen Formeln der Wolffischen Schule die Philosophie des „gesunden Menschenverstandes" ein willkommener Bundesgenoß.

Zu Gellert's „schwedischer Gräfin" hat ohne Frage „Pamela" die Anregung gegeben; traurige Schicksale sollten das Mitleid des Lesers hervorrufen: Verbannung, Gefangenschaft, Ehebruch, Blutschande, Bigamie, Vergiftung, Selbstmord — und das meistens, ohne daß eine wirkliche Schuld vorläge. Aber Richardson hat eine derbe Musculatur,

er leiht seinen Figuren sprechende Züge, und die Schicksale werden so gründlich beschrieben, daß man wohl mitgehn muß, man mag wollen oder nicht. Bei Gellert dagegen werden die Schicksale nur ganz flüchtig berichtet, sie gehn so schnell vorüber, daß man sie bald wieder vergessen hat. Das Ganze sieht aus wie ein verworrener Fiebertraum; keine einzige Physiognomie wird deutlich, man könnte die Personen beliebig mit einander verwechseln, man wird nicht einmal gewahr, wie alt sie eigentlich sind. Hat Gellert dies Zeug alles selbst erfunden, so muß er in einer sonderbaren Gemüthsverfassung gewesen sein! Das Schlimmste ist der entsetzliche Mangel an Delicatesse.

Der Graf und die Gräfin, Herr R. und Caroline sitzen in der Stube zusammen; zwischen ihnen bestehn folgende Beziehungen.

Der Graf hatte vor seiner Heirath ein Verhältniß mit Caroline; die Früchte dieses Verhältnisses, ein Sohn und eine Tochter, sind von einander getrennt worden und haben sich unbekannter Weise geheirathet. Das ist herausgekommen, ein Nebenbuhler vergiftet ihn und heirathet sie; dann bereut er und entflieht.

Der Graf ist viele Jahre in Sibirien gefangen gewesen und hat für todt gegolten, die Gräfin hat einen alten Anbeter geheirathet, eben jenen Herrn R. und mit ihm mehrere Jahre gelebt. Dann ist der Graf zurückgekommen, und sie hat sich mit ihm wieder vereinigt. Diese vier leben nun in zärtlichster Harmonie mit- oder durcheinander. Die Gräfin erzählt der Gesellschaft ihre Geschichte: „Ihr, mein lieber R.", sagt der Graf bei der Gelegenheit, „schlagt eure Augen immer auf und seht zu eurer Strafe eure vorige Gemahlin in meinen Armen!" Er küßte ihn, und sie mußte es auch thun. „Nein", sprach er, „sie hat euch geliebt und ihr habt es verdient, und wenn ich sterbe, so liebt sie euch wieder. Wir haben uns alle kein Vergehn, sondern nur das Unglück vorzuwerfen. Caroline! seht nur, wie euch meine Gemahlin betrachtet! Kann sie sich wohl besser an mir rächen, als durch eure Gegenwart?"

Kaum kann man sich eine Zote vorstellen, so widerlich als dies höchst moralische Bild, bei dem der Verfasser offenbar die besten Absichten hatte, und das von würdigen Gottesgelehrten, z. B. vom Hofprediger Sack in Berlin, selbst Damen warm empfohlen wurde. Freilich üben die vier schönen Seelen daneben eine ganze Reihe Wohlthaten aus; sie suchen alle Armen und Elenden auf und ziehn sie zuweilen in ihren Lumpen mit zur Tafel; bei den schwersten Verbrechen wird immer nur an Besserung gedacht: jener Giftmischer wird gebessert, ebenso ein Gauner, der seiner Frau mit ihrem Vermögen durchgegangen ist; sie ver-

gießen Thränen der Reue, und alles ist wieder gut. Weder Haß noch Liebe wohnt in diesen Mollusken, denen physisch wie moralisch das Rückgrat fehlte. Gellert war ein herzensguter Mensch, aber Weichheit und Laxität in den Grundsätzen rächt sich in der Kunst noch schlimmer als im Leben.

Aber diese Laxität war den damaligen humanen Modegeistlichen grade recht. Gellert's „Trostgründe gegen ein sieches Leben" 1747, an deren Spitze er, erst 32 J. alt, erklärt, er kenne die Sache aus dem Grunde, er sei ein armer Hypochonder, wurden in Leipzig wie in Berlin als Erbauungsbuch betrachtet.

Blieben die Moralisten in Leipzig in ihrer Tugendlehre darum hinter ihrem Vorhaben zurück, weil ihnen die Kraft fehlte, weil sie die Tapferkeit nicht in den Begriff der Tugend aufnahmen, so scheiterten die Anakreonten in Halle ziemlich aus demselben Grunde mit ihrem Cultus der Lebenslust. Auch diese blüht nur in kräftigen Gemüthern auf. Statt das Leben energisch zu ergreifen, spielten sie nur mit dem Leben und verloren sich in Empfindsamkeit. Die Art, wie Gleim, Lange, Götz, Uz u. A. Wein und Liebe besangen, war ganz Rococo; noch mehr die gegenseitige Verhätschelung in ihren Briefen, die uns heute vorkommen, als wären sie im Irrenhaus geschrieben; es sieht so aus, als hätten diese jungen Herrn nichts Besseres zu thun als einander zu küssen. Auch Leute, die später ernsthaft genug wurden, Spalding, Sulzer, v. Kleist, ließen sich zu diesen Tändeleien einfangen. Pastor Lange in Laublingen, mit seiner Gattin der Mittelpunkt dieses Freundeskreises, ließ später den ganzen Briefwechsel abdrucken; die Intimität kleiner persönlicher Beziehungen sollte der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten, der tändelnde Cult der Freundschaft sollte Angelegenheit des ganzen Publicums werden. Der Pietismus hatte das Herz gegen Jesus aufgeschlossen, nun regte es sich leichtfertig nach allen Seiten und fand kein Ende mit seinen Bekenntnissen. Uebrigens waren diese Dichter im Grund ordnungsliebende Leute, sie fanden ein Amt und lebten meist in zufriedener Ehe; ihr Rausch war nur in der Einbildung, sie fixirten den Culturstand des Studenten, der ihnen die ideale Zeit ihres Lebens vertrat.

Was diese Freunde gegen die immer mehr um sich greifenden Anglicismen einwendeten, ließ sich hören. So schreibt einmal Uz: „der Deutsche will ein Britte sein, und kauft ein englisch Kleid auf einem Trödel ein. Der Aufwand ist gering; ein schwulstiges Geschwätze, daß der Vernunft vergißt wie aller Sprachgesetze, manch Schulwort, manch verwegner Schwung und schwärmende Begeisterung macht schon ein ziemlich Kleid nach Londons neustem Schnitte; — dem Kleide fehlt nur eins, der

Britte". — Aber ihre eignen Gallicismen übersehen sie. Es ist ein Abklatsch aus dem Französischen, wenn Uz die Vorhänge von den Ehebetten zurückschlägt und die Lilienhügel der Mädchen beschreibt. „Allzujung taugt nur zum Spielen! Fleischig sei sie anzufühlen und gewölbt die weiße Brust." — Götz träumt, hundert Jahre lang unter reizenden nackten Mädchen auf einer Insel zuzubringen; dann sollen sie sein wohlriechendes Skelett auf den Altar der Venus aufstellen, und aus ihren Thränen sollen lauter Amouretten entspringen. — „Wenn ich schlafe", schreibt Gleim, „träume ich von nichts als Mädchen; wäre ich ein Bildhauer, Maler, Tapetenweber, ich wollte nichts als Mädchen meißeln, malen, wirken. Als Astronom sähe ich im Mond wieder nichts als Mädchen." Er möchte einmal Schöpfer sein, dann würde er nichts als Mädchen schaffen, und wie Schneeflocken sollten sie in der Luft wimmeln. — „Seht, wie reizend liegt das Mädchen! Um den weißen regen Busen hängen schwarze reife Trauben. . . Von den küssenswerthen Lippen träufelten die Küsse sichtbar, und ein Trupp verliebter Geister war geschäftig sie zu sammeln." — So dichtete Gleim von seinen imaginären Liebschaften runde dreißig Jahre, und wurde immer hitziger. —

„Gedankenleere Prosa in ungereimten Zeilen, von Mädchen und von Weine, von Weine und von Mädchen, von Trinken und von Küssen, von Küssen und von Trinken . . das heißen unsre Zeiten anakreontisch dichten." — So Kästner in Leipzig.

„Unser Jahrhundert", schreibt einmal Haller, „ist gesellschaftlicher als alle vorhergehenden; die beiden Geschlechter sehn einander mit der größten Freiheit, überall strebt man nach dem Reizenden und Angenehmen, und entzieht sich den Forderungen der Pflicht. Kann ernste Arbeit erwartet werden von Menschen, deren Seele, von den flatternden Bildern süßer Empfindung ganz eingenommen, ewig nach dem Genuß lechzen?" — Haller erkannte ganz richtig den Krebsschaden: nicht etwa arge Sitten wurden durch diesen matten Epikureismus eingeführt, sondern die Kraft des Gemüths erlahmte in diesem ewigen Spiel. Diese Schule konnte man ohne Bedenken als eine Spielart des Rococo bezeichnen.

Was man indeß gegen die neue Poesie einwenden konnte, sie zeigte doch eine lebhafte, aufstrebende Bewegung. „Die Musen", schreibt Gleim an Bodmer, „gedeihn in Berlin trotz der Bellona." Bodmer suchte mit jeder neu auftauchenden Kraft Fühlung, um sie gegen Gottsched zu benutzen. „Herr Gellert z. B. hat gezeigt, daß ein Gottschedianer bekehrt werden kann; wir müssen die Leipziger, die ihm gleichen, gelten lassen; es sind darunter einige geschickte Männer,

die man aus Nationaleifer nicht verkleinern darf." Gellert hatte seine eignen, noch unter Gottsched's Einfluß geschriebenen Fabeln einer eingehenden sehr scharfen Kritik unterworfen. Ebenso hatten sich die Dichter der Hallischen Schule entschieden von Gottsched abgewandt; Pyra, Lange's zärtlicher Freund, war einer der ersten gewesen, der sich gegen den Dictator erhob.

„Wir müssen suchen", schreibt Bodmer April 1747 an einen jungen Züricher, Dr. Hirzel, der in Potsdam die Lazarethe besuchte und sich mit Gleim befreundete, „immer einen Repräsentanten in Sachsen und Brandenburg zu haben"; und in derselben Zeit veranlaßte er einen jungen Freund und Anhänger, Sulzer, der als Informator in Magdeburg Spalding's und Sack's Gunst erworben hatte, in Leipzig mit Gellert anzuknüpfen. — Von der frühsten Jugend an war Gleim die Vorsehung seiner Freunde; diese waren blöde und schüchtern, während er, wo es galt, Jemand zu fördern, resolut nicht blos an den Minister, sondern höher hinauf ging. Aug. 1747 verschaffte er Sulzer eine Professur am Joachimsthal in Berlin, seinem jüngern Freund Ramler eine Stelle am Cadettencorps. Er selbst wurde Oct. 1747 Domsecretär in Halberstadt; die Stelle gab ihm ein gutes Auskommen; er reiste alljährlich nach Berlin, wo er sich einige Monate im Umgang mit den alten Freunden erfrischte. Für sich selbst hatte er wenig Bedürfnisse, der begeisterte Sänger des Weins trank nur Wasser; seine Freigebigkeit kannte keine Grenzen.

Die Anakreontische Form war lax genug, sie entsprach aber einer allgemeinen Richtung, der Abneigung gegen den Reim, die schon ein gefeierter Dichter, der Archivar Drollinger in Durlach, ausgesprochen hatte: „der Reim macht oft Vernunft und Einfalt zu Schanden! . . Oh möchte doch ein deutsches Ohr sich von dem Schellenklang entwöhnen!" Man hatte namentlich den Alexandriner bekämpft; „das sich immer gleich bleibende Versmaß", meint Bodmer, „muß in einem langen Werk in eine widrige Monotonie ausarten." Ebenso bekämpfte 1747 der Aesthetiker Meier in Halle, der Lehrer von Gleim, Götz und Uz, den Reim: bei Griechen und Römern nicht gebräuchlich, sei er durch einen falschen Geschmack hervorgebracht; er hindre die schönsten Gedanken, und verführe das Ohr, Verstöße gegen Sinn und Ausdruck zu überhören; in Gedichten höherer Art, die einen kühneren Schwung und eine angenehme Verwirrung der Gedanken erheischen, sei er nicht zu dulden.

Man versuchte es mit den Horazischen Versmaßen, namentlich Ramler, Schüler des Waisenhauses, Informator bei Gleim's Schwester, der durch diesen in den Hallischen Freundeskreis eingeführt war.

Einen originellen Einfall hatte Uz, den Hexameter mit einer Vorschlagsylbe, ein Versmaß, das, weichlicher als das echte der Griechen, in seiner gleitenden Bewegung der deutschen Mundlage bequemer war: „ich will, vom Weine berauscht, die Luft der Erde besingen, ihr Schönen! eure gefährliche Luft! den Frühling, welcher anizt, durch Florens Hände bekränzet, siegprangend eure Gefilde beherrscht!" — Die Ode, in welcher Uz dies Versmaß versuchte, gab Veranlassung zu dem ersten größern Anlauf der neuen deutschen Poesie.

Ewald v. Kleist, ein preußischer Offizier, auf dem Gymnasium zu Danzig und der Universität Königsberg vorgebildet, hatte in Berlin eine enge Freundschaft mit Gleim geschlossen, der auch im Dienst des Prinzen Wilhelm einen Feldzug im schlesischen Kriege mitgemacht. Beide konnten sehr lustig sein, obgleich Kleist wegen einer unglücklichen Liebe gern ein melancholisches Gedicht machte; übrigens lebte er flott und hatte viele Duelle. Angeregt von Uz' „Frühlingsode" entwarf er nun den Plan zu einem größern Gedicht, „die Landlust", später in „Frühling" umgetauft. Es beschreibt den Spaziergang eines Städters, der aus der dumpfen Stube flieht, den Athem des Frühlings in vollen Zügen einschlürft und das Leben in Wald und Flur beobachtet, Thiere und Blumen. Die Schilderungen, weniger realistisch als in Thomson's „Jahreszeiten", sind kräftiger als die Haller's, „der sich die Pfeiler des Himmels, die Alpen, die er besungen, zu Ehrensäulen gemacht!"

Die descriptive Poesie ist später ebenso in Verruf gekommen wie die didaktische; damals aber hat die Aufmerksamkeit auf das Kleinleben der Natur die Phantasie ungemein befruchtet. Kleist's Naturschilderungen sind ansprechend und sinnig.

Gefleckte Kühe durchwaten, geführt vom ernsten Stier, des Meierhofs buschige Sümpfe. Ein Gang von Espen und Weiden führt zu ihm, und hinter ihm hebt sich ein Rebengebirg' empor. . . Ein Theil ist mit Schimmer umwebt, in Flor der andre gehüllet. Jetzt flieht die Wolke, der Schimmer eilt staffelweis' über den andern. —

Gereizt vom Frühling zur Liebe, durchstreifen muthige Rosse den Wald mit flatternden Mähnen; der Boden zittert und tönt; es strotzen die Zweige der Adern; ihr Schweif empört sich verwildert. . . Jetzt eilen Stiere vorüber, aus ihren Nasen raucht Brunst, sie spalten mit Hörnern das Erdreich und toben im Nebel von Staub. . . Aus ausgehöhltem Gebirge fällt dort mit wildem Getümmel ein Fluß in's buschige Thal, reißt mit sich Stücke vom Felsen, durchrauscht entblößte Wurzeln der untergrabenen Bäume, die über fließende Hügel von Schaum sich bücken

und wanken; die grünen Grotten des Waldes ertönen und klagen darüber. Es seufzt ob solchem Getöse das Wild. . .

Die Beschreibung eines Bauerhofs giebt Kleist Veranlassung, die Landleute in Horazischer Art zu idealisiren. „O dreimal seliges Volk, das keine Sorge beschwert, kein Neid versuchet, kein Stolz! Laß Andre dem Pöbel im Siegeswagen zur Schau sein. . . Nur der ist Liebling des Himmels, der fern vom Gesumme der Thoren am Bach entschlummert!" Mit Freude sieht er einem pflügenden Bauern zu. „O streute der fleißige Sämann für sich den Samen doch aus! wenn ihn sein Weinstock doch tränkte! Allein der gefräßige Krieg, von zähneblökendem Hunger und rasenden Horden begleitet, verheert oft Arbeit und Hoffnung. . . Wo bin ich? Es blitzen die fernen Gebirge von Waffen, es wälzen sich Wolken von Feuer aus offnen ehernen Rachen, und donnern und werfen mit Keilen umher; zerrissene Menschen erfüllen den schrecklichen Sand. . ."

„Ihr, denen unsklavische Völker das Heft und die Schätze der Erde vertrauten, doch tödtet ihr sie mit ihren eignen Waffen? . . Hört mich, ihr Fürsten, daß Gott euch höre! Gebt seine Sichel dem Schnitter, dem Pflüger die Rosse zurück! spannt eure Segel dem Ost auf und erntet den Reichthum der Inseln! . . Belohnt mit Ansehn und Ehre die, deren nächtliche Lampe den ganzen Erdball erleuchtet!" Es ist kein Zweifel, daß Kleist mit dieser Warnung an die Fürsten in erster Linie seinen eignen König im Auge hatte. Kleist war Soldat, aber er empfand zugleich warm bürgerlich; der Gegensatz zwischen den beiden Ständen fing an, sich zu mildern, seitdem man in den Schlesischen Kriegen den Soldaten achten gelernt.

Die nationalen Erinnerungen rufen aus dem Zeitalter Friedrich des Großen fast nur Soldatenbilder ins Gedächtniß; Gellert, Rabener, Zachariä, Kästner, Gleim, Ramler, Sulzer zeigen dagegen, wie es in dieser Zopfzeit im bürgerlichen Leben aussah. Viel deutlicher aber noch als in der Litteratur tritt uns dasselbe in den Holzschnitten des Danzigers Chodowiecky entgegen, dessen Reise aus Berlin nach Danzig Juni 1773 photographisch getreu Landschaften, Costüme, Haushalt, kurz die ganze Lebensweise des deutschen Bürgerthums genau wiedergiebt, im rechten Gegensatz gegen die lüstern weichlichen Manieren des Polnischen Adels, der dem Maler in Danzig begegnet. Eckig und steif sieht alles im deutschen Bürgerthum aus; die Damen freilich haben in Tracht, Haltung und Geberden etwas Coquettes, sie haben viel vom französischen Rococo angenommen; die Männer gehn sehr schlicht, einfach, fast soldatisch. Der Hausrath ist nach der Schnur geregelt; die Stühle steif neben

einander in Reih und Glied gestellt, das Bett in der Wohnstube, in der man empfängt. Von einem Ort zum andern zu kommen, ist mühsam; Chodowiecky macht seine Reise zu Pferde, in jeder Schenke unterwegs sieht er etwas neues und hat Zeit genug, es zu betrachten. Die Leute sind alle sehr genügsam, gelassen, aber man merkt ihnen an, daß sie eine strenge Zucht durchgemacht haben.

Seit Mai 1747 schien König Friedrich in dem neugegründeten Sanssouci sich wie ehemals in Rheinsberg künstlerischer Muße hinzugeben. Seit 1745 hatte Preußen und mit ihm Norddeutschland Ruhe; der allgemeine Europäische Krieg dauerte fort, bis im Vertrag zu Aachen 18. Oct. 1748 eine glückliche Periode des Friedens eingeleitet wurde. Indeß war Friedrich eifrig bedacht, das im Kampf Erworbene durch bleibende Einrichtungen zu consolidiren. In der Civil- und Militär-Verfassung blieb er im Wesentlichen den gesunden Grundsätzen seines Vaters treu, aber er faßte sie in freierem Stil.

Sein laut ausgesprochener Grundsatz: der Fürst ist der erste Diener des Staats! will nicht etwa sagen, der Fürst solle abhängig sein von den Ansichten seiner Unterthanen; im Gegentheil hat kein Fürst die monarchische Vollgewalt kräftiger geübt; aber er unterscheidet sich von dem Grundsatz Ludwig's XIV.: l'état c'est moi! dadurch, daß er die zufällige Persönlichkeit des Fürsten von seinem bleibenden Beruf trennt, und diesem unterordnet. Der Fürst darf nicht nach Laune und Willkür handeln, er ist dem Staat, als dessen Vertreter er sich fühlt, mit seinem ganzen Willen verpflichtet, er steht unter einem kategorischen Imperativ. Und indem das Wohl des Staats von dem Wohl seiner Bürger abhängt, ist er auch den letztern verpflichtet, er hat als Vormund für sie zu sorgen. Es lag in Friedrich's bedrängter Lage, daß in seinem Staat die Bürger gegen die Soldaten zu kurz kamen, aber er erkannte als seine Aufgabe, den Bürgern Rechtssicherheit zu verschaffen, sie aus dem Wust feudaler Hemmnisse zu befreien, der Aufklärung freie Bahn zu lassen und in ihre innern Verhältnisse nicht weiter einzugreifen, als das Staatswohl unbedingt erheischte. Das Staatswohl ist ein dehnbarer Begriff, und das Fridericianische Preußen läßt sich nicht als ein System der politischen Freiheit rühmen; gleichwohl ist es der erste Staat, in dem vom Fürsten selbst der ernste Versuch gemacht wurde, ein strammes Zusammenfassen der Kräfte mit Freiheit des Bürgerlebens leidlich auszugleichen: der erste Versuch eines wirklich modernen Staats. Insofern macht er Epoche für Deutschland, und endlich für Europa.

Drittes Buch.

Der Idealismus im Aufsteigen.

1748—1763.

1.

Die seraphische Dichtung.

1748—1755.

In der classischen Periode der Griechen und Römer, der Spanier und Franzosen, ja selbst der Italiener und Britten fiel sociale und geistige Aristokratie, Publicum und Nation zusammen, das Culturleben drängte sich in einen mächtigen Mittelpunkt, und die Dichter hatten keine andre Aufgabe, als dem Gemeinsinn den idealen Ausdruck zu geben. Ihre Dichtung war entweder Ausbruch des in voller Blüthe stehenden nationalen Lebens, oder letzte reife Frucht einer im Absterben begriffenen Bildung. Deutschlands poetisches Erwachen dagegen geht dem Aufschwung des nationalen Lebens voraus: die Dichtung konnte die Wirklichkeit nicht idealisiren, sie mußte der Wirklichkeit Ideale entgegenbringen. In dem engen Horizont ihrer kleinbürgerlichen Existenz war nichts, das sie hätte besingen können, sie mußte sich in der Ferne umsehn. Die lateinischen Schulen wiesen sie an den Olymp, die pietistische Cultur nach Golgatha: beides mit einander zu verschmelzen, für die christliche Ueberlieferung die classische Form, für die classische Denkweise die religiöse Weihe zu suchen, schien die höchste Aufgabe der neu aufstrebenden Deutschen Dichtung: der Sänger des Messias nennt sich selbst einen „Lehrling der Griechen": er suchte bei den Griechen, oder vielmehr den lateinischen Bearbeitern derselben, die classische Form, aber im Stoff lehnte er sich an die Bibel, die während des Mittelalters in den Mysterien bearbeitet, nun durch die Oratorien allen Freunden der Kunst interessant wurde.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts sah die bildende Kunst in Deutschland ebenso farblos aus wie die Dichtung; dagegen legt der musikalische Aufschwung von dem Fortleben des Deutschen Geistes ein

leuchtendes Zeugniß ab. Sebastian Bach und Händel zählen unter den schöpferischen Geistern zu den größten.

Geb. 21. März 1685 zu Eisenach, kam Sebastian Bach Weihnacht 1723 als Cantor der Thomasschule nach Leipzig, wo er bis an seinen Tod 28. Juli 1750 blieb. Aufgewachsen in einer wohlgeschulten Musikantenfamilie, pflanzte er diese Schule auf seine zahlreiche Nachkommenschaft fort: er hatte neun Söhne und elf Töchter. Sein großartigstes Werk, die Matthäuspassion, wurde Charfreitag 1729 aufgeführt: ein Werk, in dessen gewaltigen Stil wir eigentlich erst jetzt allmälig hineinwachsen. Er war ein ernster und überzeugter Lutheraner, seine Oratorien lehnen sich an das Kirchenlied und die Evangelien an. Er hatte mit dürftigen musikalischen Verhältnissen zu rechnen, die sein ungemessener schöpferischer Drang innerlich überwand, die aber sein Wirken ins Große hemmten. In den strengsten contrapunktischen Formen versucht und versteht er, das Innerlichste und Geheimste vollgehaltig auszudrücken; er führt uns in alle Höhen und Tiefen des Jubels, der Sehnsucht und des Schmerzes; er läßt in seiner Polyphonie den individuellen Stimmungen den freisten Spielraum, und zwingt doch das Ganze gewaltig in eine heilige Harmonie.

Händel, Bach's Altersgenoß, der erst bis 1705 in Hamburg als Opernsänger mit Ansehn gewirkt, dann als der „schöne Sachse" einen Triumphzug durch Italien gemacht, war seit 1714 in einer glänzenden Stellung am Theater in London, von den Engländern als eine ihrer nationalen Größen gefeiert. Auch er wandte sich nach einer Reihe enthusiastisch aufgenommener weltlichen Opern der religiösen Musik, dem Oratorium zu, und wetteiferte mit Bach in der künstlerischen Verherrlichung des biblischen Gefühls. Unter dem Einfluß dieser Tonwerke blühte der erste Versuch der idealistischen Poesie in Deutschland auf.

„Der deutsche Geschmack", schreibt 1746 der Aesthetiker Prof. Meier in Halle, „wird am meisten durch das Vorurtheil verdorben, die Dichtkunst sei für den gemeinen Mann erfunden. Vielmehr darf ein Gedicht der höchsten Art vom gemeinen Mann garnicht verstanden werden. Die höchste Poesie ist eine Sprache der Götter, und schwingt sich so hoch über die gewöhnlichen Begriffe, bringt soviel Licht, daß mittelmäßige Geister geblendet werden." Er billigt es entschieden, daß Bodmer durch die Uebersetzung des Milton der Poesie die Richtung auf das christliche Epos gab.

So war nun in der Stimmung des Publicums dem „Messias" der Weg gebahnt, er hatte gleichsam seinen Täufer gefunden.

Januar 1748 wurden in den „Bremer Beiträgen" die drei ersten Gesänge des „Messias" veröffentlicht. 24. April trat der Congreß von Aachen zusammen, der dem achtjährigen Weltkrieg ein Ende machte. Die beiden Daten wollen etwas sagen.

Der Ueberschuß an Empfindungen, in dem abgeschwächten Zeitalter mitleidvoller Humanität aufgespeichert, kam in Klopstock's Dichtungen zum Durchbruch; der achtjährige Friede gab den fühlenden Seelen Muße, aus diesem Empfindungsleben einen Cult zu machen. Die bisherigen Kunstlehrer sahen in der künstlerischen Thätigkeit ein eigentliches Machen nach Plan und Absicht; der entscheidende Satz der neuen Aesthetik lautete: um große Empfindungen darzustellen, muß der Dichter große Empfindungen haben. Echte Poesie soll das Herz ganz in Anspruch nehmen und ausfüllen. Nur ein heiliges Gemüth bringt heilige Dichtungen hervor: der wahre Dichter muß inspirirt sein; kraft des Genius, den er in seiner unsterblichen Seele wie eine fremde höhere Stimme vernimmt, soll er schaffen.

Klopstock, geb. 2. Juli 1724, Sohn eines Advocaten in Quedlinburg, studirte gemeinsam mit seinem Vetter Schmidt aus Langensalza seit 1746 in Leipzig, nachdem er sich in Schulpforta eine gründliche Schulbildung angeeignet. Er war in den Freundeskreis aufgenommen, von dem die „Bremer Beiträge" herausgegeben wurden.

Eins seiner ersten Gedichte war eine Ode zur Verherrlichung der Freunde.

„Wie Hebe kühn und jugendlich ungestüm, wie mit dem goldnen Köcher Latona's Sohn, unsterblich sing' ich meine Freunde feiernd in mächtigen Dithyramben. Willst du zu Strophen werden, o Lied? oder ununterwürfig, Pindars Gesängen gleich, gleich Zeus' erhabnem trunknen Sohne frei aus der schaffenden Seele taumeln?" — d. h.: soll ich den Horaz oder den Pindar nachahmen? — Er entscheidet sich vorerst für den Horaz: ihn wählte er zum Meister in der Lyrik, den Virgil zum Meister im Epos; er lernte von ihm „die Erhebung der Sprache, ihren gewähltern Schall, ihren bewegteren edlern Gang."

Wiederholt hatten die ältern Kunstlehrer, um die Deutsche Sprache dem Gängelband des Alexandriners zu entwöhnen, die Nachahmung der antiken Verse empfohlen; es waren auch mannigfache Versuche angestellt, aber immer nur im kleinen Stil. Klopstock hatte nicht blos das Bedürfniß, für die Dichtung die Stimmlage zu erhöhn, sondern zugleich ein feines Ohr für den sinnlichen Gehalt der Sprache. Die rhythmisch vollendete schwungvolle Periode ist sein Werk: durch ihn wurde die

Deutsche Sprache, in den wässrigen Reimereien der Gottsched'schen Zeit verkümmert, in den Stand gesetzt, dem künftigen Dichter von Gottes Gnaden als edles Organ willig zu sein.

Klopstock war eine volle, mächtige Natur; mit einem brennenden Ehrgeiz verband sich ein zäher Wille. Da er sich zur Dichtkunst entschloß, griff er sofort zum höchsten Kranz. „Voll Durstes war die heiße Seele des Jünglings nach Unsterblichkeit! Ich träumte von der kühnen Fahrt auf der Zukunft Ocean." So viele große Dichtungen sah er der Vergessenheit verfallen: „bis zur Schwermuth wurd' ich ernst, vertiefte mich in des Helden Würd', in den Grundton, den Verhalt, den Gang; strebte, geführt von der Seelenkunde, zu ergründen, was des Gedichts Schönheit sei?" Bodmer's Theorie schlug endlich bei ihm durch. Bei seinem Abgang aus Schulpforta sprach Klopstock sein poetisches Glaubensbekenntniß aus: die würdigste Form der Poesie ist die epische. Homer und Virgil fehlte die wahre Religion. So hoch wie die Offenbarung über der Vernunft, steht das religiöse Epos über dem weltlichen. Wie Dante den Virgil als Führer in das Jenseits benutzte, so und in höherm Sinn dachte es Klopstock zu thun: er entlehnte von dem classischen Dichter die Form.

Schon auf der Schule entwarf Klopstock den Plan zum Messias in zwanzig Gesängen, vollständig, bis in die Einzelheiten: in diesem fertigen Rahmen, den er später nur wenig änderte, arbeitete er außer der Reihe das eine oder das andre aus, wie es ihm grade gelegen kam. Die drei ersten Gesänge wurden ziemlich rasch fertig, dann arbeitete er aber gleichzeitig am 5., am 18.; das Weltgericht tritt schon 1748 auf. Der Plan war von vornherein fehlerhaft angelegt: wollte der Dichter den Vorgang episch darstellen, so mußte er den Leser gleich zu Anfang in die menschliche Situation einführen. Der natürlich gegebene Anfang war der Einzug des Heilands in Jerusalem und sein begeisterter Empfang von Seiten des Volks. Hier sahen nun die Priester, ohnehin empört über die Gotteslästerungen, ihre Macht bedroht, wagten aber aus Furcht vor dem Volk nicht zuzugreifen. Es kam also darauf an, das Volk umzustimmen, dessen Hoffnungen durch die scheinbare Unthätigkeit Jesu bald enttäuscht werden mußten; als Werkzeug dieser Umstimmung hätte sich für den „Verrath" des Judas ein greifbares Motiv finden lassen. In diese epische Darstellung des Reinmenschlichen hätte dann der höhere Rathschluß der Vorsehung von ferner Höhe, halb noch verhüllt, sein Licht werfen können.

In den Evangelien wird die Passion nicht für sich erzählt, sondern

als Schluß eines edlen Lebens: der Heiland hat gelitten, aber er hat vorher gehandelt; er hat die verloren gegangene reine Lehre von Gott gepredigt, er hat, wo er konnte, den Menschen geholfen. Er weiß, daß die herrschende Priesterschaft auf seinen Tod sinnt. Als Menschensohn, der leiden kann wie wir, empfindet er schwer die Bitterkeit des Todes, und erregt unser Mitleid; aber zugleich unsre Bewunderung, denn er ist entschlossen, seine Lehre durch seinen Tod zu besiegeln, wie schrecklich auch der Tod sein möge.

Diese einfach rührende Geschichte kam Klopstock zu nüchtern vor. Des Heilands Wirken läßt er weg, er führt uns sofort auf den Oelberg, und zeigt nur den leidenden, nicht den handelnden Heiland. Es geht eigentlich nichts vor; die Jünger auf dem Oelberg werden nicht durch Handeln charakterisirt, sondern durch Reden ihrer Schutzengel, die, selbst physiognomielos, aufmerksam ihre Physiognomie betrachten. Die Verfolger werden nicht durch greifbare Motive bestimmt, für die man sich interessiren könnte, sondern durch Eingebungen der Teufel: beides abstract Lasterhafte oder Tugendhafte, die einen toben und lästern, die andern glauben und beten an.

Der Dichter schraubt sich in eine Rechtgläubigkeit hinauf, die alle Realität aufhebt, alle Verhältnisse verschiebt. Der Ausruf Maria's: „wenn sein gnädiges Antlitz auf seine Mutter noch einmal würdigt herabzulächeln, so will ich zitternd es wagen, — es hat ja begnadigt Magdalena zu seinen Füßen geweint! — zitternd mich niederzuwerfen" u. s. w.: — dieser Ausruf beeinträchtigt die Mutterwürde. Mutter bleibt Mutter, und wenn der Sohn zehnmal ein Gott ist.

Klopstock kennt nicht den Menschensohn, sondern nur den Sohn Gottes. Was auf Erden vorgeht, was für irdische Motive mitspielen, ist ihm Nebensache: die Erlösung ist ein ewiger Plan der Gottheit, und diesen Plan will er in seinem ganzen mystischen Gehalt darstellen: er bewegt sich ausschließlich in der übersinnlichen Welt. Leider fehlt diesem Rathschluß Gottes, eben weil er von Ewigkeit feststeht, alle geschichtliche Entwicklung, folglich alle epische Form.

Nach Anruf der heiligen Muse wagt sich der Dichter sofort in die tiefste Tiefe: er läßt die Dreifaltigkeit sich über ihre eigne Unergründlichkeit unterhalten. „Jetzo erhuben sich neue geheimnißvolle Gespräche, Schicksal enthüllenden Inhalts, heilig und furchtbar und hehr, selbst Unsterblichen dunkel. . . Nur wovon der Vater und Sohn, nicht wie sie es sprechen, kannst du, Muse erzählen! denn dieses zu denken, hat die Seele kein Bild; es zu sagen, nicht Worte die Sprache!"

Das ist schlimm für die epische Darstellung! Wir hören nichts von den großen Gedanken der Dreifaltigkeit, wir sehen immer nur Engel und Heilige, die vor dem Rathschluß der Allmacht staunen, vor Entzückung weinen, anbetend auf den Knien liegen: wir erfahren aber nicht, was sie dazu veranlaßt. Die allmächtige Willkür schmeckt etwas nach Sultanslaune.

Dante und Milton nahmen keinen Anstand, den Gedanken Gottes Ausdruck zu geben: sie verarbeiteten eine reich ausgebildete Scholastik, eine vom Volksbewußtsein überlieferte Mythologie: der Deutsche Dichter des 18. Jahrhunderts sollte alles selbst erfinden, und dazu reicht der Beistand des heiligen Geistes nicht aus.

Von den Motiven der Engel, Teufel und Menschen erfahren wir nichts, aber wir hören sie toben und schluchzen, und sollen, durch dies Gebahren in Mitleidenschaft gezogen, in den anbetenden Chorgesang einstimmen. Um nicht blos Gott den Vater sondern auch den Sohn in vollem Glanz zu zeigen, wird das Vorgemach des Himmels mit unzähliger Dienerschaft angefüllt, die nichts zu thun hat als auf die Winke des Herrn zu harren; die Geschäftigkeit dieser Müßiggänger streift ans Absurde, sie drängen sich überall vor, und entziehn uns den Anblick der Hauptfiguren und der wirklichen Action. Wenn Klopstock das göttliche Wesen in Erscheinung umsetzen, die unkörperliche Ideenwelt zeigen will, so werden seine Erfindungen banal, seine Bilder blaß bis zur Unkenntlichkeit. Bei den Teufeln kam Milton etwas zu Hülfe, aber Klopstock wagte doch nicht, sie als blos verdunkelte Halbgötter zu schildern, noch weniger, sie mit Kanonen auf die Engel schießen zu lassen: bei ihm wird der Kampf lediglich mit erhabnen und verruchten Blicken geführt.

Bei dem Weltgericht hat Klopstock vor Dante einen Vorzug: er beschreibt als Vorgang, was bei Dante als bleibender widerlicher Zustand peinigt. Dafür aber zeichnete der Florentiner die Höllenstrafen an bedeutenden historischen Personen, die noch in der Erinnerung lebten: Klopstock bevölkert seine Hölle theils mit Figuren aus dem Alten Testament, welches von ihnen nur wenig Umrisse überliefert, theils mit selbst erfundenen Figuren verwandter Art: alle nach der Schablone verfertigt, eine sieht aus wie die andre.

Im Mittelpunkt des ganzen Gedichts steht der fünfte Gesang. Der dienstthuende Erzengel bemerkt auf dem Antlitz des Allmächtigen einen furchtbaren Ausdruck, wie er ihn noch nie gesehn. Auf die erschrockne Frage, was er vorhabe? erwidert Jehovah, er gehe hin, den

Gottmenschen zu richten, der sich zwischen ihn und die Menschen gestellt. Er erhebt sich von seinem Thron, daß der Himmel bebt, und steigt zur Erde hinab, Gericht zu halten. Er sieht alle die Sünden vor sich, welche die Menschen je begangen, und ergrimmt. Auf seinen Befehl stößt der Erzengel in die Posaune und ruft aus: „bei dem furchtbaren Namen dessen, der ewig ist! Ist einer, der statt des Menschengeschlechts im Gericht will erscheinen? Dieser komme vor Gott!" — Christus tritt vor, und nun beginnt das Gericht. Worin es besteht, das kann der Dichter freilich nicht zeigen, er kann uns nicht ins Allerheiligste führen: die Leiden des Erlösers sind geistiger Art. Aber er weiß sinnliche Momente aufzutreiben, welche die Furchtbarkeit dieser Leiden ausdrücken. Wir sehn den Erlöser wiederholt im Todeskampf sich winden, und nicht blos wir sehn es, nicht blos die Himmel, die von der Höhe anbetende Zuschauer des Gerichts sind, sondern der Dichter hat den glücklichen Einfall, einen Zeugen herbeizuführen, der nicht von vornherein unterrichtet ist, und uns daher mit orientirt. Es ist der gefallene und reuige Engel Abbadonna, der zuerst nur eines Unbekannten Leiden wahrnimmt, ein so furchtbares Leiden, wie es ihm bisher selbst in der Hölle nicht vorgekommen ist; erst allmälig betrachtet er aufmerksamer das Gesicht, und erkennt mit Entsetzen den Sohn Gottes! Zuletzt hatte er ihn gesehn, wie er hoch auf dem Streitwagen, Blitz und Donner in der Hand, mit Allmacht ausgerüstet, sie, die Abtrünnigen, schlug und in die Hölle trieb! und nun windet er sich wie ein Wurm im Staube! Der gefallene Engel erinnert sich dunkel, daß ein tieferes Geheimniß dahinter steckt; er hat früher im Himmel etwas davon gehört, kann sich aber jetzt, da die Hölle seinen Geist verdunkelt hat, nicht mehr zurecht finden.

Leider finden sich noch zwei ungeschickte Zuschauer ein, der Teufel Adramelech und der Erzengel Gabriel, welcher letztere gegen alle Schicklichkeit noch vor Ende des Gerichts beauftragt wird, ein Loblied anzustimmen. Sie sind nur da, daß von dem leidenden Messias dem einen ein huldvoller, dem andern ein vernichtender Blick zugeworfen wird, was in die Situation garnicht paßt. Noch dazu schwebt hinter Gabriel der ganze himmlische Hofstaat, in Anbetung versunken. Wie kann der Allmächtige, der mit seinem Wink Legionen von Engeln gebietet, jammernd ausrufen: „ist es möglich, so gehe dieser Kelch vorüber!" Er sieht die zahllose Dienerschaft, seines Winks gewärtig, und doch ruft er aus: „mein Gott, warum hast du mich verlassen!" Wie können wir Mitleid einem Helden schenken, der nur zum Schein leidet! Nur mit äußerster Mühe kann er seine Allmacht verstecken. Als man ihn fängt: — „mit

göttlicher Ruh', als wenn er dem Wurm zu sterben, oder dem kommenden Meer, vor ihm zu schweigen geböte, sprach er zur Schaar: Ich bin's! — Sie ergriff des Sohnes Allmacht, und sie sanken betäubt von seiner Stimme darnieder." — Und bei seinem Verhör: „alle Hoheit, sogar die Hoheit des sterblichen Weisen legte er ab, und war nur ruhig. Wenige leise Züge nur behielt er von seinem göttlichen Ernst: doch konnte sie kein Engel haben; allein auch nur ein Engel vermochte dieser Göttlichkeit Mienen und ihren Geist zu bemerken." — Was ist das alles für eine Komödie!

Als Epos im homerischen Sinn betrachtet, ist der Messias von geringem Werth; als mystisches Gedicht im Sinn der Göttlichen Komödie von nicht größerm; seine wahre Bedeutung ist eine musikalische. Klopstock war keine plastische, aber eine eminent musikalische Natur: er war überzeugt, daß im Himmel das ganze Leben sich als Musik gestalten werde, und suchte das schon auf Erden vorauszunehmen. Und hier hatte er in Leipzig selbst ein gewaltiges Vorbild. Allwöchentlich führte der alte Cantor Sebastian Bach in der Thomaskirche seine Motetten auf; Klopstock selbst bekennt, daß er bei Erfindung neuer Maaße wiederholt sein Vorbild gewesen sei. Bach hatte sich in Erinnerung gebracht, als er 7. Mai 1747 in Sanssouci dem König vorspielte; er kämpfte 1749 tapfer gegen einen Verkleinerer der Musik, und er wußte im Zorn Worte zu finden wie Luther. 28. Juli 1750 starb er, 63 J. alt, halb erblindet.

— „O es weiß der nicht, was es ist, sich verlieren in Wonne, wer die Religion, begleitet von der geweihten Musik und von des Psalms heiligem Flug, nicht gefühlt hat, sanft nicht gebebt, wenn die Schaaren in dem Tempel feiernd sangen, und, ward dies Meer still, Chöre vom Himmel herab! — Täusche mich lang, seliger Traum! Ach ich höre Christengesang! . . . Mit des Herzens Einfalt vereint sich die Einfalt des Gesangs, und mehr Hoheit als alle Welt hat, hebt sie gen Himmel empor. Wonnegefühl hebt sie empor, und es fließen Thränen in's Lied. . . Oben beginnt jetzo der Psalm . . . kraftvoll und tief dringt er ins Herz. . . Himmlischer Ernst tönet herab mit des Festes hohem Gesang. Prophezeiung und Erfüllung wechseln, Chöre mit Chören; Gnade singen sie dann und Gericht." — Als ob man Sebastian Bach hörte!

„Eine Stimme beginnt leise, eine der Harfen mit ihr: fanget bebend an, athmet kaum leisen Laut! denn es ist Christus' Lob, was zu singen ihr wagt! Die Ewigkeit durchströmt's, tönt von Aeon fort zu

Aeon! . . . Aber es tönt mächtiger bald; Chöre sind nun in dem Strom schon des Gesanges! die Posaune donnerte schon, daß der Tempel ihr bebt! die Gemeinde sinkt hin, auf ihr Antlitz zum Altar, hell vom Kelche des Bund's!" —

— „Geh unter! geh unter! Stadt Gottes! in Kriegsschrein! in Rauchdampf! in Glutstrom! Versink ach! die des Herrn Arm von sich wegstieß! sei Trümmer, Stadt Gottes!"

Aus dieser Einwirkung des Oratoriums auf die epische Form versteht man die Disposition des ganzen Gedichts. Die biblische Erzählung ist nur wie ein Recitativ und wird nebenbei abgemacht; die Hauptsache, von Anfang bis zu Ende, sind die rhythmisch vollendeten Chöre; die letzten fünf Gesänge bestehn nur aus Chören. Der Messias ist ein Wettkampf mit dem Oratorium: groß war Bach, als er seine musikalische Glut ausströmte, „daß auch Seher der Hörende wurde!" größer wird der Dichter sein, „der so hoch sich erhebt, daß der Gesang ihm nicht mehr zu folgen vermag!" — —

Schon in der „Göttlichen Komödie" spielt Beatrice, die Geliebte des Dichters, eine wichtige Rolle; halb Muse, halb Heilige, erhob sie als das ewig Weibliche den Dichter über das gemein Irdische hinaus zum Himmel. Dies anbetende Gefühl vor dem Weiblichen hatte Petrarca über Europa verbreitet; neuere englische Dichter, namentlich Rowe, stimmten den gleichen Ton an. In diese Dichtungen der Liebe hatte Klopstock sich schon zeitig vertieft, er stimmte seine Seele, um die richtige Tonlage für das Erhabene zu finden, in Moll. Schon in dem Gedicht „an die Freunde" sieht er sich nach einer Freundin um, die ihn einst lieben wird; sie zu nennen, sucht er unter den berühmten Heroinen nach einem Namen, z. B. Laura; er bleibt endlich bei „Fanny" stehn: es war der Name, mit welchem der zärtliche Rowe seine Geliebte besungen hatte. „Du fehlst mir! weinend irr' ich und suche dich!" — „Dir nur, liebendes Herz! euch, meine vertraulichsten Thränen! sing' ich traurig allein dies wehmüthige Lied. Ach warum, o Natur! warum, unzärtliche Mutter, gabst du zum Gefühl mir ein zu biegsames Herz? und in das biegsame Herz die unbezwingliche Liebe, dauernd Verlangen, und ach, keine Geliebte dazu? Oft um Mitternacht wehklagt die bebende Lippe, daß, die ich liebe, du mir immer unsichtbar noch bist!" Ein Engel zeigt sie ihm im Traum, aber bald entschwindet sie wieder. „Warum wendest du dich? warum muß ich traurig dir nachsehn?" — Aber die Thräne selbst ist sein Trost: „singet, Söhne des Lichts! meiner Empfindungen unaussprechliche süße Lust! singt sie! ich weine sie nur; ja die Unsterblichkeit wein' ich froh von der Liebe durch!"

Dieser Stimmung bot sich bald ein wirklicher Gegenstand. Schon von Leipzig aus hatte Klopstock seiner siebzehnjährigen Cousine Marie Schmidt, der Schwester seines besten Freundes, von seinen Oden zugeschickt; April 1748 kam er als Hofmeister nach Langensalza, wo sie wohnte, und fand in ihr sofort die gesuchte „Fanny". Sie war ein unbefangenes Mädchen, ohne alle Spur von Empfindsamkeit; der Anbeter mit seinen verhimmelnden Oden kam ihr wunderlich vor, sie blieb kalt gegen sein stürmisches Werben.

Dem Dichter hat Gott viel edle Begierden gegeben: „ein drängend Heer! Doch eine ward Königin der andern alle, die Liebe!" — Wenn die Stunden der Weihe über ihn kommen, zieht er sich in die Einsamkeit zurück; nur sein Schmidt darf ihn stören: „doch daß du nur vom Weltgerichte oder von deiner erhabenen Schwester dich unterredest!"

„O Gott! gieb mir, die du mir gleich erschufst; gieb sie dem bebenden bangen Herzen! dem süßen Schauer, der ihr entgegenwallt! gieb sie den Armen, die ich voll Unschuld oft in meiner Kindheit dir zu dem Himmel hob! Das Lied vom Mittler trunken in ihrem Arm von reiner Wollust sing' ich erhabner dann! Rinn' unterdeß, o Leben! Sie kommt gewiß, die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft. Ihr andern seid der schwermuthsvollen Liebe geweiht, seid umwölkt und dunkel."

„Wenn ich vor dir so werde gestorben sein, o meine Fanny! und du auch sterben willst: wie wirst du deines todten Freundes dich in der ernsten Stund' erinnern? Wie wirst von ihm du denken, der so ganz dich liebte? wie von den traurigen trostlos durchweinten Mitternächten? von jener Wehmuth, wenn nun der Jüngling oft, dir kaum bemerket, zitternd dein Auge bat, und schweigend, nicht zu stolz, dir vorhielt, daß die Natur ihn für dich geschaffen."

„Ich sang den Menschen menschlich den Ewigen, den Mittler Gottes. Unten am Throne liegt mein großer Lohn mir, eine goldne heilige Schale von Christenthränen. . . . Wenn hingeworfen vor dem Unendlichen und tief anbetend ich an des Thrones Fuß die Arme weit ausbreite, für dich hier unempfundne Gebete stammle: dann müß' ein süßer Schauer jenes Lebens über dich kommen und dir die Seele ganz überströmen; über dich müssest du erstaunend stehn, und lächelnd gen Himmel schaun!"

Der alte Pietismus schloß von der christlichen Ehe streng alles Leidenschaftliche, alles Persönliche aus, denn so etwas war Auflehnung gegen den Rath Gottes; unglückliche Liebe wurde so wenig gestattet als eine leidenschaftliche. Klopstock dagegen faßt die Liebe an sich, und

namentlich die unglückliche Liebe als ein eminent sittliches Motiv auf, das den Menschen über die Gemeinheit des Lebens hoch hinaus führe. Er löste den Deutschen die Zunge, was sich sonst nur schüchtern und verschämt an's Tageslicht wagte, mit Stolz vor aller Welt auszusprechen. Er sorgte durch Briefe dafür, das Gefühl der schmerzhaften Entbehrung als etwas Hochwichtiges seinen Anhängern einzuprägen. Wunderlich genug klingen diese Briefe: er beobachtet, was in seiner Seele vorgeht, grade so gründlich, wie die Pietisten den eintretenden Bußkampf beobachten. „Meinen Sie", schreibt er an Cramer, der Abschriften der Oden wünscht, „sie seien so wenig aus dem Herzen geschrieben, daß es in meinem Vermögen steht, sie ohne die heftigsten Empfindungen abzuschreiben? Meine Schmerzen waren bisweilen so finster, daß ich behutsam mit mir selbst umgehn mußte, sie nicht zu vermehren. . . Die Schmerzen der Liebe sind jetzt (8. Oct. 48) zu einer Höhe gestiegen, daß es mir vorkommt, als wenn ich sie ruhiger ertrage, weil sie durch ihre Größe meiner würdig geworden sind. Wie heilig ist eine Seele, die leidet und groß bleibt! eine Seele, die die Schmerzen einer so zärtlichen Liebe liebt! O mein Gott, was hat sie da für Gedanken!" So gewaltig wie er, davon ist er fest überzeugt, haben selbst Abälard, Petrarca und Rowe nicht geliebt.

Lange Zeit wurde die Arbeit am Messias nur den nächsten Freunden mitgetheilt, endlich gelangten Fragmente an Bodmer. „Von einem jungen Menschen in Leipzig hat man mir etwas Ungemeines gezeigt; aus diesem Stück zu urtheilen, ruht Miltons Geist auf dem Dichter, der den Leser vor das Angesicht Gottes führt. . . Die Stunden sind schon vorhanden, in welchen diese Dinge in Erfüllung kommen sollen; die große Seele, die sie vor das Licht bringen soll, ist wirklich mit einem Leibe bekleidet; ich könnte Ihnen den Namen nennen, der jetzt so schwer auszusprechen ist, und noch in die späteste Nachwelt erschallen soll!"

In seinem Dankbrief (10. Aug. 1748) theilt ihm Klopstock auch seine Liebe mit, und bittet ihn, sich um ein Jahrgehalt zu verwenden. „Der Messias ist kaum angefangen, es fehlt mir an Muße, und da ich von sehr gebrechlichem Körper bin, so ist meine Hoffnung, ihn zu vollenden, sehr klein. . . Ich beschwöre Sie bei dem Schatten Miltons, machen Sie mich glücklich, wenn es Ihnen möglich ist!"

„Klopstock", schreibt Bodmer 11. Sept. an Gleim, „ist verurtheilt, ein mancipium domesticum zu sein; alles Glück, dem er entgegensehn darf, ist eine Landpfarre. In England hätte ihn entweder ein reiches Frauenzimmer geehlicht, oder der Messias hätte ihm etliche

tausend Pfund Sterling zugeworfen. . Ich habe von ihm eine Ode auf ein Frauenzimmer gesehn, welche der Messias ohne Uebelstand hätte schreiben können, wenn er verliebt gewesen wäre; nachher hat er aber das Herz nicht, sie zu überreichen." — Ihm Muth zu machen, schickte er ihm 5. Oct. einen Brief für Fanny. „Die geringste Sache kann mir nicht gleichgültig sein, welche den Messias angeht: wie sollte mir gleichgültig sein, was für eine Person der Dichter zu seiner irdischen Muse bei dem Werk der Erlösung gewählt hat! Ein ehrfurchtsvoller Schauer erfüllt mich, wenn ich gedenke, was für eine herrliche Rolle das Schicksal, Mademoiselle, Ihnen zugedacht hat! Sie sollen des Poeten Seele mit großen Gedanken erfüllen; dadurch bekommen Sie an dem Werk der Erlösung Antheil; ganze Nationen werden Ihnen dann nicht das Gedicht allein, sondern die Seligkeit mit danken, welche sie durch das Gedicht gefunden haben!" — So schrieb nicht ein unbärtiger Knabe, sondern ein Mann von 50 Jahren!

Bodmer wurde in seiner Bewunderung immer leidenschaftlicher. „Ein Tag wird kommen, der Miltons göttliche Werke mit Vergessen bestreut. . . Aber die Zeit mit der Sense, nicht wird sich deines Messias bemeistern. . . Jüngst an einem von diesen durchwürzten Frühlingsmorgen träumt' ich . . . dort sah' ich unter den heiligen Schaaren Milton und Klopstock, beide von irdischen Körpern entbunden, beide bemüht, die Gesänge, die sie in dem Körper gesungen, mit dem Verstande der Engel zu bessern. Milton löscht' aus und ersetzte die menschlichen kleinen Gedanken mit Gedanken, die Himmlische denken; aber du löschtest nicht aus, du hattest im Leib die Gedanken schon gedacht, welche die Himmlischen denken."

Bodmer hatte schon lange den Plan, die Sündflut zu einem religiösen Epos zu verarbeiten. Der Stoff ließ jeder Erfindung Spielraum: Riesen und Dämonen, wüste greuliche Sitten, zu denen das damalige Frankreich Modell saß; die Erde durch den Dunstkreis eines Kometen überschwemmt, schauerliche Scenen der Verwüstung. Der „Messias" hatte ihm nun Muth gemacht, rasch an die Ausarbeitung des „Noah" zu gehn; die Feder flog ihm nur so, während Klopstock langsam, mit sorgfältiger Feile, mit tiefstem Sinn für Wohlklang und Rhythmus schrieb. Die Ausführung des Noah ist matt, oft ganz prosaisch; das Versmaß mit einer knabenhaften Ungenirtheit ausgearbeitet. Gleichwohl meinten Sulzer, Sack und Gleim, denen die Aushängebogen zugeschickt wurden, das „verlorene Paradies", der „Frühling" und der „Messias" seien übertroffen; mehr epischen Gehalt als der letztere hat der „Noah" in der That.

Die Kritiker des Messias faßten auch seinen religiösen Gehalt ins Auge. Mit besondrer Lebhaftigkeit wurde die Frage erörtert, ob Abbadonna, der reuige Sünder, zu erlösen sei? Nicht blos unter den Backfischen, denen Klopstock sein Gedicht vorlas, sondern unter Pfarrern wie Sack, Haß, Waser, und unter Aesthetikern wie Bodmer, Breitinger und Meier, entspannen sich darüber ernsthafte Controversen. Es ist der alte historische Gegensatz zwischen Pietisten und Orthodoxen: jene glaubten an die einstige Wiederbringung der Verdammten, was diesen ketzerisch vorkam. Wenn Klopstock zu schwanken schien, so war der letzte Ausgang nicht zweifelhaft: sein Gemüth zog ihn zu den Pietisten, Abbadonna mußte erlöst werden. Er fleht im jüngsten Gericht mit einer so rührenden Beredsamkeit, mit einer so blinden Unterwerfung, einer so bescheidenen Hoffnung um Gnade, daß es der Leser nur mit Mißmuth dulden würde, wenn der Allmächtige sich nicht rühren ließe. Solche sinnlichen Gefühlsmotive liebte die Zeit.

Allgemein war der Enthusiasmus nicht. „Uns", schreibt Haller, „ist diese neue Art von deutschen Versen garnicht anstößig, obgleich Andern die vielen Daktylen hüpfend und die Spondeen holpricht vorkommen; wir lassen uns dadurch garnicht hindern, eine ungemein nachdrückliche und erhabene poetische Kraft in den Ausdrücken zu finden." Die Anerkennung war kühl; sie drückte ziemlich richtig das Urtheil der wissenschaftlich Gebildeten aus. Unmöglich konnte Haller mit der forcirten Begeisterung mitgehn, mit dem Ueberschwenglichen in der religiösen Empfindung, mit der Declamation, die keine Ruhepunkte verstattete, mit den feierlich rauschenden Perioden, den verwegenen Latinismen, die zu construiren Gottsched und seiner Schule unmöglich schien. Aber Haller hatte doch Geschmack genug, das Bedeutende der neuen Erscheinung zu fühlen, wenn er sich auch gestehn durfte, daß die neue Poesie an Gedanken ärmer sei als die seinige. Haller's Stimme wollte etwas sagen, er genoß damals ein fast unbeschränktes Ansehn, als Gelehrter, als Dichter, als Kritiker; er war die einzige europäische Berühmtheit, die Deutschland damals besaß; vom Kaiser geadelt, brittischer Staatsrath, Mitglied der Academie von Paris, Bologna, Florenz u. s. w.; auch der König von Preußen bot viel auf, ihn nach Berlin zu ziehn.

Die Gottschedianer äußerten sich erst spöttisch, dann ergrimmt, als Bodmer's Freunde, Prof. Meier in Halle und Pastor Heß in Zürich, den jungen Dichter priesen. „Sie thun ein sehr gutes Werk", schreibt Sulzer aus Berlin 8. Jan. 1749 an Bodmer, „daß Sie sich des Messias so eifrig annehmen. Es ist um so nöthiger, den Verfasser auf-

zununtern, da die Herausgeber der „Bremer Beiträge" nicht ungern sähen, wenn er stehn bliebe: er habe etwas unternommen, das über seine Kräfte gehe. Es reut sie schon halb und halb, den Anfang gedruckt zu haben."

Gottsched suchte auch die Theologen gegen den Messiasdichter zu hetzen, der gleich den Rabbinern die Bibel mit seinen Träumen ausfülle und die Welt mit Lügen verbräme; alle Trunknen und Mondsüchtigen gehörten in die Classe der „schöpferischen Geister"; man werde den Messias erst verstehn, wenn es gelänge, ihn in reines Deutsch zu übersetzen.

Zwischen der Hallischen und Leipziger Schule, der anakreontischen und der moralischen, bestand ein thatsächlicher Gegensatz, aber sie behielten Fühlung mit einander; Gellert wurde in Berlin, Sulzer in Leipzig gern gesehn: beide gingen angenehmen Empfindungen nach und waren zärtlicher Art. Schon in seinem ersten Lied „an die Freunde" stimmt Klopstock jubelnd in seines Ebert Dithyramben ein, der „trunken und weisheitsvoll von Weingebirgen herkommt, wo die Unsterblichen taumelnd herumgehn!" „Schon hat der Rebengott sein hohes geistvolles Horn über dich reich ausgegossen, Evan schaut dir aus hellen verklärten Augen!" „Gieb mir den Becher, diesen vollen, daß ich froh wie du sei!" — Nicht minder feiert er Hagedorn: „da kommt er über Rebenblättern muthig einher, wie Lyäus, Zeus Sohn! Dich deckt' als Jüngling eine Lyäerin mit Reben zu, und das war allen Wassertrinkern wundersam!" Sie wunderten sich auch, „wie des Jünglings Pfeile schnellrauschend klangen, oft wie der Satyrn Hohngelächter!" Die beiden Kreise hatten sich im Grunde gern: Klopstock wie Gleim waren gern froh, sie fühlten sich innerlich gesund, sie hielten viel auf anstrengende körperliche Uebungen, sie waren gute Reiter und Schwimmer.

Mai und Juni 1750 ist Klopstock im engsten Verkehr mit Gleim und seinen Freunden, bald in Halberstadt, bald in Quedlinburg; der platonische Schwärmer verständigt sich ganz mit dem Sänger leichter Liebe. Eine Schar junger Mädchen umgiebt ihn, er bringt sie durch Vorlesungen aus dem Messias zu Thränen. „Es ist eine ungemein süße Sache", schreibt er an Fanny, „und ich habe sie recht sehr erfahren, wenn man von liebenswürdigen Leserinnen zugleich geliebkost und verehrt wird." Die Verehrung genügt ihm nicht, er küßt sie recht herzhaft ab. „Wie weit von Ihnen", schreibt er an Bodmer, der ihn wiederholt nach Zürich einlud, „wohnen Mädchen, mit denen ich Umgang haben könnte? Das Herz der Mädchen ist eine große weite Aussicht der Natur, in

deren Labyrinth ein Dichter oft gegangen sein muß, wenn er ein tiefsinniger Weiser sein will."

Daneben schwelgt er noch immer in unglücklicher Liebe. „Denken Sie nicht", schreibt er 13. Juni an Fanny, „daß ich die ganze Reihe von tödtenden Kaltsinnigkeiten, die ich von Ihnen ganze zwei Jahre erfahren habe, immer von Neuem empfinde? daß mir Ihr Herz ein Labyrinth sein müsse? Denken Sie an meine vielen Thränen, an meine langen Schmerzen, die ewig dauern werden, wenn Sie nicht aufhören, hart gegen mein blutendes Herz zu sein! . . . Auch bei der furchtsamsten Liebe ist noch einige Hoffnung, einmal geliebt zu werden; dann wird das Herz wie mit Strömen von Blut durchgossen; es kann leben und das Auge weinen. Jetzt aber habe ich die Hoffnung aufgegeben. O wäre ich nur schon von der Erde entfernt!"

In Braunschweig fand Klopstock einen neuen Gönner, den Superintendenten Dr. Jerusalem, einen weltmännisch gebildeten Geistlichen. Im Carolinum, das er leitete, waren Klopstock's alte Leipziger Freunde als Lehrer beschäftigt: Gärtner, Zachariä, Ebert; der Letztere war eben daran, Young's „Nachtgedanken" zu übersetzen. In Magdeburg stellte Sulzer den Dichter dem einflußreichen Berliner Hofprediger Sack vor. Es wurde erwogen, ob man dem jungen Dichter nicht eine Stelle in Berlin verschaffen könne? Sulzer hatte sich in Bodmer's Auftrag schon danach umgesehn, aber er glaubte nicht, Maupertuis dafür gewinnen zu können. Nun schienen sich die Aussichten zu bessern; Klopstock fragte, ob es nicht gut sei, den Messias direct an Voltaire zu schicken? der 10. Juli in Berlin angekommen war. Zugleich stellte ihm der dänische Minister Graf Bernstorf eine Pension in Aussicht. Den Ausschlag gab eine erneute Einladung Bodmer's, der ihm zugleich ein beträchtliches Reisegeld schickte. Mit Sulzer, der eine Erholungsreise in seine Heimath antrat, reiste Klopstock 13. Juli nach Zürich ab.

Nach der Vorstellung der Schweizer hatte sich Klopstock selbst im Jünger Lebbäus gezeichnet: dem „blassen verstummenden Jüngling"; „so zärtlich und fühlend als seine Seele sind wenig erschaffen". Schon die erste Gestalt seiner Seele, wie sein Schutzengel berichtet, ist unter Seufzern der Engel gebildet, und hat diese Bildung bewahrt. Schon als Knabe „weinte er mehr als Sterbliche weinen, wenn sie mit dunkler Empfindung den Tod von ferne schon fühlen. Also brachť er, bei jeder Thräne, die Freunde vergossen, seine Jugend voll Traurigkeit hin". — Der kranke Jüngling war nur eine dichterische Maske, wie der Ton des Gedichts sie zu fordern schien; Klopstock, obgleich er damals wirklich

kränkelte, war zu Hause von Kindheit auf im Freien, unter tüchtigen Leibesübungen aufgewachsen, und es gehörte zu seiner Stellung in der Litteraturgeschichte, daß er diese Fülle gesunder Lebenslust ebenso freudig zu verkündigen wußte als die sittliche Bedeutung der Thräne.

Bodmer war selig in der Erwartung des „heiligen Jünglings". „Komm! offenbare die denkenden Züg' im sichtbaren Körper, daß wir mit unsern Augen das Wunder beglaubigen können: eine Seel', in dem Kerker des irdischen Stoffs noch gefangen, die des Messias Gedanken zu denken, die göttliche Lieb' in unendlichem Umfang zu fühlen und in den herrlichsten Tönen zu beleben vermochte!" — „Vor allen Dingen wollen wir ihn einige Tage allein und ohne Nebenbuhler genießen!"

23. Juli kamen Klopstock und Sulzer in Zürich an. „Ich habe die ganze Nacht in Extase gelegen!" schreibt Bodmer. — Das Entzücken dauerte nicht lange. Schon harrten des Dichters eine Menge junger Verehrer; gleich den zweiten Tag hatten sie das stille Haus auf den Kopf gestellt. 30. Juli luden sie, neun Herren und neun junge Damen, Klopstock zu einer Fahrt auf dem See ein. „Klopstock", erzählt Dr. Hirzel, „würdigte meine zärtliche Doris an seiner Hand zu führen." „Sie war", schreibt Klopstock an Fanny's Bruder, „die Herrin der Gesellschaft, weil sie mir zugefallen war. Ich wurde ihr aber bei Zeiten untreu, dazu brachte mich das jüngste und schönste Mädchen der Gesellschaft. Sobald ich sie auf zwanzig Schritte sah, schlug mir das Herz, denn sie sah derjenigen gleich, die mir in ihrem zwölften Jahr sagte, daß sie ganz mein wäre — die Geschichte muß ich Ihnen nicht auserzählen! Ich habe dem Mädchen dies alles gesagt und noch viel mehr. Da sie so unvermuthet neue Sachen hörte, vor denen sie ihr schönes schwarzes Auge mit liebenswürdiger Ehrerbietung niederschlug, sagte sie einmal in einer entzückenden Stellung, wie hoch sie mich schätze! — ich muß noch die Anmerkung machen, daß ich dem guten Kind auch sehr viel Küsse gegeben habe."

„Klopstock", erzählt Hirzel, „schien von der Schönheit unsrer Gegend weniger gerührt als von der Schönheit unsrer Mädchen. Als einmal Klavier gespielt wurde, belauschte er auf ihren Gesichtern den Eindruck; er schien danach bestimmen zu wollen, welche die zärtlichste wäre . ... Er las die hohe Liebesgeschichte von Lazarus und Eidli vor, wo er seine eigne Liebe für die göttliche Fanny im Auge gehabt zu haben scheint. Unsre Schönen fanden sich in einer ganz neuen Welt: solche Empfindungen hatte ihnen noch keiner ihrer Verehrer eingeflößt!" Dann wird getrunken, gescherzt, gelacht. „Bei der Gesundheit der gött-

lichen Schmidt herrschte tiefe Ehrfurcht; er erwiederte mit einem sanften Ernst, der die Empfindungen seiner großen Seele verrieth; doch ließ er den Ernst diesmal nicht aufkommen; er trank und scherzte." Schließlich wird Haller's „Doris" wiederholt gesungen, und stark geküßt. — Hier war Klopstock in seinem rechten Fahrwasser, eine schöne Ode auf den Züricher See drückt seine wahren Empfindungen aus.

„Schön ist, Mutter Natur! deiner Erfindung Pracht auf die Fluren zerstreut, schöner ein froh Gesicht, das den großen Gedanken deiner Schöpfung noch einmal denkt. Süß ist, fröhlicher Lenz! deiner Begeistrung Hauch, wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Odem sanft in der Jünglinge Herzen und die Herzen der Mädchen gießt. Ach! du machst das Gefühl siegend, es steigt durch dich jede blühende Brust schöner, und bebender, lauter redet der Liebe neu entzauberter Mund durch dich. Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen wirkt, im Sokratischen Becher, von der thauenden Ros' umkränzt. Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton in das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit ist ein großer Gedanke, ist des Schweißes der Edlen werth! Aber süßer ist noch, in den Armen des Freund's wissen, ein Freund zu sein, so das Leben genießen, nicht unwürdig der Ewigkeit!"

Er schwelgte von Herzen im Genuß der neuen Freunde, aber er hoffte zugleich durch sie auf Förderung. Die Aussichten in Berlin und Kopenhagen waren precär: er verabredete mit einem der neuen Freunde, Rahn, eine Fabrik für Seidendruck, die sich über ganz Europa ausbreiten sollte, und von der er sich einen ungemeinen Gewinn versprach. Sein Verhältniß zu Bodmer, der sich in Geldsachen kleinlich zeigte, wie Klopstock kalt und hochfahrend, wurde immer kühler. 5. Sept. sprach sich Bodmer an die gemeinsamen Freunde darüber aus. „Die jungen Herrn verschafften ihm täglich Gesellschaften, er kam oft des Nachts nicht nach Haus und trank sehr stark. Am vergnügtesten war er, wenn er bei jungen Mädchen gewesen war: seine Lust war, ihnen Mäulchen zu rauben, Handschuhe zu erobern, mit ihnen zu tändeln. Den Herrchen hatte es überaus gefallen, daß unser Homer tränke, lachte, küßte, spränge, Schuhe schlüpfte, wie sie alle! Er hat sich bei ernsthaften Männern, zu denen ich ihn nöthigen mußte, ordentlich ennuyirt. Keine Neugier nach den Verfassungen von Zürich, keine Neugier nach den Alpen; kein Verlangen, meine Bücher zu sehn. Er versteht weder Englisch noch Italienisch, seine Belesenheit ist schwach und er hält alle Gelehrsamkeit für pedantisch. Aber seine Imagination ist in der höchsten Stärke; er hat den Plan seines Gedichts bis in die kleinsten Theile durchdacht

und alles in der besten Proportion geordnet. Er arbeitet sehr langsam: in den letzten zwei Jahren hat er nicht mehr als zwei Gesänge geschrieben, und diese sind noch nicht ausgearbeitet; 50—60 Verse sind alles, was er hier geschrieben. Aber dies Wenige ist vortrefflich, heilig und himmlisch. Allein sein Wandel steht damit im Widerspruch, er ist nicht heilig. Er denkt nicht daran, was der Messiasdichter der Welt für ein Exempel schuldig ist. Als ich ihm erzählte, daß wir in dem Dichter des Messias einen heiligen strengen Jüngling erwartet, fragte er: ob wir geglaubt hätten, er äße Heuschrecken und wilden Honig? Gott gebe, daß die Leute nicht glauben, alle die himmlischen Gedanken seien nur in seiner Phantasie entstanden!"

Dies Rundschreiben wirkte: Sack und Sulzer gaben Klopstock auf, mit den Aussichten in Berlin war es vorbei, und er beschloß, sein Glück vorerst in Dänemark zu versuchen.

Febr. 1751 reiste er aus Zürich ab. Gleim, den er in Quedlinburg besuchte, war ihm treu geblieben, ebenso Ramler und Giseke. „Die Herrn Schweizer", schreibt Kleist, „haben fast alle nur eine Frauenzimmertugend!" — Giseke gab dem Dichter Briefe an eine Mlle. Meta Moller in Hamburg mit, der er sich 4. April vorstellte. „Sein Anblick", schreibt diese, „frappirte mich im eigentlichsten Verstand, niemals hatte ich einen solchen Schauer empfunden! ich hatte mir nicht vorgestellt, daß der Dichter des Messias so bis zur Vollkommenheit schön wäre! — Den folgenden Tag putzte ich mich sehr. Klopstock tändelte: er sagte, er hasse die ernsthafte Liebe, wobei nur Seufzer und Schmerzen wären; eine Frühlingsliebe wäre nach seinem Geschmack, d. h. eine, die höchstens einen Frühling dauere . . . Einmal mußte ich mich fast über seinen Schooß legen . . . Er sah sehr aufmerksam nach meiner Tour de gorge, und seufzte. Ich wunderte mich, denn ich hatte Klopstock für einen bloßen Geist gehalten, aber ich ward nicht böse . . . Einmal flog er auf mich zu, und küßte mich mit vielem Feuer . . . Er las aus dem Messias, und hielt meine Hand; unsre Hände wurden immer heißer, und ich fühlte sehr viel."

„Bei diesem Mädchen", schreibt Klopstock, „habe ich die meiste Zeit in Hamburg zugebracht. Ich habe ihr viel von meiner melancholischen Geschichte erzählen müssen, sie weinte im Zuhören! Und dann hat sich eine dunkle Nacht vor meine Augen gezogen. Wenn ich den geheimsten Empfindungen meines Herzens nachforsche, so fühle ich mich noch unglücklicher als vorher, weil mich dies edle Mädchen durch ihr Mitleid so stark an meine alte Traurigkeit erinnerte!"

Ende des Monats kam er in Kopenhagen an, und wurde bei Hof mit vielen Ehren empfangen. Dem König dankbar, der ihn beschützte, hat er sich doch nie vor ihm erniedrigt: den Mannesstolz, der ihn fast übermäßig beseelte, zeigte er ebenso kühn vor Fürstenthronen als in seinen bürgerlichen Kreisen: ganz gegen die Art der landläufigen bürgerlichen Demuth verlangte er Freiheit für sein Thun und Treiben. Sein Stolz stützte sich freilich zunächst auf seinen dichterischen Adel, aber der Dichter verschaffte zuletzt auch dem Bürger das Recht der würdigen Existenz; das ist ein Gewinn, für den wir unsern großen Dichtern nicht dankbar genug sein können.

Befriedigt durch die Verehrung seines engen Kreises, ließ sich Klopstock durch Angriffe von Außen nicht irre machen. Als ihm nach einer Vorlesung des Messias Basedow bemerkte, man werde diese Sprache in Deutschland nicht verstehn, erwiderte er stolz: „so mag Deutschland sie verstehn lernen!" In einem spätern Fragment schildert er die Fortschritte der dichterischen Sprache: „Es sind Morgen, heilige Frühen, an denen etliche Thautropfen vom Himmel fallen, die nur der empfindet, dem der Genius das Auge wacker macht. Luther brachte der jungen Sprache nicht wenig dieses Thaus, und stärkte ihre Lebensgeister damit . . . In den letzten Tagen hat man ihr Kräßer vorgesetzt . . . Die Deutsche Muse war in ihrem 16. Jahr, als Einer zu ihr kam, der gleich bei ihrer ersten Erblickung ernst, und von der wechselnden Röthe und Bläße der schnellentstehenden Liebe ergriffen wurde. Das soll sie ihm nie vergessen haben. Auch hat sie, wie man erzählt, nur vor Ihm getanzt . . . Von den Reben, die er ihr kredenzte, soll dem stolzen hohen Mädchen das Auge glänzen."

Wer die Masse in eine neue Bahn reißen will, muß an sich selbst glauben.

Die alte Melancholie sofort aufzugeben, war er nicht gewillt. „Noch immer", schreibt er 1. Aug. 1751 an Fanny, „suche ich die einsamsten Gänge, um an Sie zu denken; ich habe zu diesen Gedanken eine solenne Stunde und einen heiligen Baum bestimmt. Dort erscheint mir Fanny über den Wipfeln in silbernen Abendwolken. Dort singe ich meine Lieder an Fanny, und streue beim Weggehn als kleine Opfer allzeit drei geküßte und thränenvolle Rosen gegen die Erscheinung aus." — 14. Sept. — „Ich hatte den Abend lange mit tiefer Traurigkeit nachgedacht; zuletzt riß ich mich in meiner Angst los und sah gen Himmel: warum, fragte ich, bin ich so unglücklich? — Da vernahm ich eine Stimme: Und du fragst? deine Bestimmung war, die Menschlichkeit des Heilands zu

zeigen; dazu mußte dein Herz entwickelt werden, Wehmuth und Thränen mußten dich völlig ausbilden." —

An Gleim, Oct. 1751. „Gar kein Ruin von Hoffnung mehr, und doch Thränen!! Fanny ganz verloren, ja ganz! denn sie hat kein Herz wie ich. Ach Gleim! es ist ein entsetzlicher Gedanke. Manchmal wünsch' ich, daß ich sie niemals gesehn hätte, so könnte doch mein Herz noch durch Liebe glücklich werden, ich könnte vielleicht eine Andre lieben. Aber das kann ich nun nicht."

— Es war eine Täuschung. — 4. Juni 1752 verlobte er sich in Hamburg mit Meta Moller. „Sie werden glauben", schreibt er aus Quedlinburg, wo er in zärtlichem Verkehr mit Gleim, Cramer und Ramler verweilte, an Schlegel, „daß meine Wahl, nachdem ich die Liebe so lange gelernt habe, auf ein Mädchen fallen mußte, die mich sehr glücklich machen könne. . . Das ist nun einmal mein Enthusiasmus, daß ich glaube, unübertrefflich in der Liebe zu sein." — „Lang' in Trauern vertieft, lernt ich die Liebe, sie, die der Erde entfloh! . . . Endlich sinkt die traurige Nacht, und mir wachen mit Lächeln alle schlummernden Freuden auf! O wie entzückt über die Wandlungen meines Schicksals, wie dankbar wallt mein freudiges Herz in mir! — Ach du kennst ja mein Herz, wie es geliebet hat! Darum liebe mich, Meta! denn ich lernte die Liebe dir! dich zu finden, ach dich, lernt' ich die Liebe, sie, die mein steigendes Herz himmlisch erweiterte! . . . Selbst das Trauern ist süß, das sie verkündete, eh' die selige Stunde kam! Wenn dies Trauern umsonst eine verkündete, o dann wählte die Seele falsch — und doch würdig! — Das webt keiner der Denker auf, was für Irren sie damals ging." —

Klopstock's überschwengliche Liebe hatte nicht den Ausgang gefunden, den sie vorausgesehn, aber sie hatte doch ein wünschenswerthes Ziel erreicht. Den anakreontischen Dichtern der flatterhaften Liebe ging es zum Theil schlimmer.

15. März 1753 verlobte sich Gleim: „meine Sophie", schreibt er an Uz, „ist besser als die Dorisse, die meine Einbildung geschaffen hat!" 2. Mai war die Hochzeit angesetzt, da erklärte die Braut plötzlich, sie wolle sich lieber der größten Schande aussetzen als ihn heirathen; der Vater warf dem bestürzten Bräutigam vor, er habe seine Tochter von der Liebe zu ihm abwendig gemacht, Gott habe ihr die Sünde zu erkennen gegeben und führe sie wieder zu ihm zurück. Alle Vorstellungen halfen nichts. „Dünkt Sie es nicht besonders," schreibt Gleim an Uz, „daß ich mich von einem Mädchen habe betrügen lassen?

ich, den Sie für einen so großen Kenner der Mädchen hielten?" — „Der ich der Schönen Lob in hundert Liedern sang, und ihre Küss' und ihre Tugend, o wie bereu' ich jetzt die Sünden meiner Jugend, o wie bereu' ich sie mein Lebelang! Denn welch ein Thor war ich; ich sang der Schönen Lob in unerfahrner Jugend, pries ihre Küss' und ihre Tugend — und kannte Küss' und Tugend nicht! Gieb, Jugend! gieb den Liedern, den Sirenen, die ich dir sang, gieb ihnen kein Gehör! Sophie liebte mich, seitdem kenn' ich die Schönen, seitdem besing' ich sie nicht mehr!" — Noch denselben Herbst resolvirte er sich, nahm seine Nichte zu sich, führte mit ihr eine lustige Junggesellenwirthschaft, noch fünfzig Jahre, bis an sein Ende und fuhr fort, — der Mädchen Küsse und Tugend zu besingen. —

10. Juni 1754 heirathete Klopstock (30 J.) in Hamburg seine Meta (26 J.). „Mein Leben", schreibt er an Gleim, „war bisher nur ein Traum. Jetzt erst erkenne ich den Werth des irdischen Lebens, und preise den Gott im Himmel, der mir die Gefühle gab, in diesem irdischen Leben ihn verherrlichen zu können. Die Glorie des irdischen Daseins ist mir geworden, ich singe dir Jubellieder, Jehovah!"

Seine Fanny hatte ihm das Beispiel gegeben: sie hatte 14. Jan. (23 J.) in Eisenach geheirathet, und lebte 45 Jahre in einer gesegneten Ehe. Als 31 J. später Klopstock seine Oden neu herausgab, schrieb er an sie: „Ich muß nothwendig im Vorbericht etwas sagen, nicht allein von den Oden, sondern auch von der, an die sie gerichtet sind. Ich kenne Fanny nicht genug. Aber kein Zweifel wird mir übrig sein, wenn Sie mir offen sagen, wie Sie damals, als ich Sie so sehr liebte, gegen mich gesinnt waren. . . Der Gebrauch, den ich davon machen werde, wird sich allein in meinem Urtheil von ihrer Empfindungsart zeigen. Ich möchte nur bestimmen können, in welchem Grad die liebenswürdig war, die ich so sehr und so lange liebte." — Die alte Dame, die übrigens nie gegen Jemand ihr Verhältniß zu dem berühmten Dichter erwähnt hatte, erwiderte, sie könne ihm von ihren ehemaligen Empfindungen nicht mehr genau Rechenschaft geben; gewiß sei ihr seine Liebe sehr schmeichelhaft gewesen. „Ihr Wunsch, mich glücklich zu sehn, ist, soweit es in diesem Erdenleben möglich, schon in Erfüllung gegangen."

Durch Meta's Anbetung wie durch das Zujauchzen der Jugend wurde Klopstock verführt, mehr oder minder bewußt eine Rolle zu spielen: die Welt sah auf ihn, und er mußte der Welt gerecht werden. Er hatte seine Gabe als eine besondre Inspiration der Gottheit dargestellt, er mußte das Gefäß derselben rein halten. Seine Poesie studirte

nun ihr Gesicht zu sehr im Spiegel, und übte sich, die wünschenswerthen Züge künstlich hervorzubringen.

Abweichend von Fanny, hatte Meta auch litterarische Interessen: sie schrieb Erbauliches, und correspondirte mit Richardson und Young. Young's „Nachtgedanken", die eben von Ebert übersetzt wurden, predigen in ernster feierlicher Sprache eine Gesinnung, die recht eigentlich zum Lebensüberdruß führt. Klopstock schwärmte für den „prophetischen Greis" und sang ihn an; Wieland sättigte sich so recht an diesen melancholischen Bildern; Gellert schreibt, daß Young ihn mehr erbaue als der Messias. „Ich verehre ihn, auch wo ich ihn nicht verstehe; er hat mich vielmal bis zum Zittern mit seinen kühnen Gedanken fortgerissen, und mitten in der Angst mich erquickt."

Es war ein tiefer Riß in Klopstock's geistigem Leben, als nach nur vierjähriger Ehe seine Meta am Kindbettfieber starb, 28. Nov. 1758. — „Mir sinket die Hand, die Geschichte der Wehmuth zu enden. Späte Thräne, die heute noch floß, zerrinn' mit den andern, die ich noch weinte! Du aber, Gesang von dem Mittler! bleib', und ströme die Klüfte vorbei, wo sich viele verlieren, Sänger der Zeiten; Gesang, unsterblich durch deinen Inhalt, eile vorbei, und zeuch in deinem fliegenden Strome diesen Kranz, den ich dort an dem Grabe von der Cypresse thränend wand, in die hellen Gefilde der künftigen Zeit fort!" —

„Warum, da allein du dir genug warst, schufst du? Wurdest dadurch du seliger, daß du Seligkeit gabst? Schwindeln kann ich an diesem Hang des Abgrunds, aber nichts in seinen Tiefen sehn. — Heilige Nacht, an der ich stehe! vielleicht sinkt nur nach Jahrtausenden dein Geheimnißverhüllender Vorhang. Vielleicht schafft Gott Erkenntniß in mir, die meine Kraft, und was sie entflammt, wieviel es auch sei und wie groß, die ganze Schöpfung mir nicht zu geben vermag. Du mein künftiges Sein, wie jauchz' ich dir entgegen!"

„Nicht in den Ocean der Welten alle will ich mich stürzen! schweben nicht, wo die Söhne des Lichts anbeten und in Entzückung vergehn! Nur um den Tropfen am Eimer, um die Erde nur, will ich schweben und anbeten. . . Hallelujah dem Schaffenden! . . . Aber du Frühlingswürmchen, das grünlich golden neben mir spielt; du lebst, und bist vielleicht — ach nicht unsterblich! — Ich bin herausgegangen, anzubeten, und ich weine! Vergieb diese Thränen dem Endlichen, o du der sein wird! Du wirst die Zweifel mir enthüllen, wenn du auch durch das dunkle Thal des Todes führst; ich lerne dann, ob eine Seele das goldne Würmchen hatte."

Mit dieser tief empfundenen Subjectivität näherte sich Klopstock dem Herrn, aber es drängt ihn auch, für das Gemeingefühl zu Gott den würdigen Ausdruck zu finden, und er arbeitete mit seinem Freunde, dem Hofprediger Cramer, gleichzeitig mit Gellert an der Verbesserung des christlichen Gesangbuchs. „Unser Kirchenlied ist der Ausdruck der Empfindung des Neuen Testaments. Die Gläubigen des Alten Testaments, selbst diejenigen, die Gott seiner Eingebung würdigte, wußten nicht soviel von dem Innersten der Erlösung als die Gläubigen des Neuen Testaments; sie sahen sie nur von fern und wie im Schatten. Daher ist die erste und die zweite Offenbarung bis auf den Ausdruck verschieden. Ich werde sein der ich sein werde! ist der Hauptton des ersten Testaments; im zweiten hat Gott sich zu uns herabgelassen, unsre Anbetung wird oft Entzücken: das Lamm, das erwürgt ist, zu nehmen Preis und Ehre!" — Klopstock hatte wirklich den Drang, zu beten, freilich nur, um seiner Seele eine erhöhte Stimmung zu geben. Er hätte seine Lieder gern so eingerichtet', daß jeder fromme Katholik sie mitsingen könnte. Unzufrieden mit dem gegenwärtigen protestantischen Gottesdienst, verlangte er Weihe der Anbetung durch Instrumentalmusik, Liturgie u. s. w.: kurz eine gelinde Annäherung an katholische Formen. Er hatte auf seiner Schweizerreise einmal in einem Kloster den Messias vorgelesen, zur großen Erbauung der Nonnen, die ihn dafür durch ihre Kirchenmusik erbauten. Der allgemeine Gruß: „gelobt sei Jesus Christ!" hatte ihn sehr gerührt: „der Gegengruß, den ich nachher erfuhr, kam mir so natürlich vor, daß ich mich wunderte, nicht selbst darauf gefallen zu sein."

Gleichzeitig mit den Kirchenliedern 1755, erschien eine sehr stattliche Ausgabe des Messias; die alten fünf Gesänge rhythmisch und declamatorisch gründlich durchgefeilt, mit fünf neuen vermehrt; das Gedicht geht nunmehr bis zum Kreuzestod. Die Rechtgläubigkeit hat alles Fragliche ausgemerzt, der Christ hat den Classiker überwunden. Die sprachlichen Veränderungen sind, abgesehn von einigen zu künstlichen Wendungen, zum Vortheil des Gedichts. Diese Ausgabe drückte auf Klopstock's Ruhm den rechten Stempel: die Gefühlsseligkeit des Pietismus, in der sich Deutschland seit anderthalb Jahrhunderten gebadet, erlebte in dieser classischen Form gleichsam eine Wiedergeburt. Ein sprechendes Zeugniß dafür ist Niemeyer, der fünfzig Jahre später, als er entschiedner Rationalist geworden war und allem Wunderglauben abgesagt hatte, dennoch die fortdauernde Ehrfurcht vor dem „unsterblichen Gedicht" bekannte: „ich verdanke ihm zu viel selige Stunden!"

Uns ermüdet im Messias am meisten das leere Nebenwerk. Klop-

stock hatte einmal den Rahmen von zwanzig Gesängen aufgespannt, und seine Erfindung reichte nicht aus, ihm für diesen Umfang den nöthigen Stoff zu liefern; daher die vielen gleichgültigen und gehaltlosen Episoden, die mit der nämlichen Feierlichkeit behandelt werden wie die Hauptsache. Klopstock hielt, um der Einheit des Ganzen willen, künstlich den Ton fest, den er in seinem 24. Jahr angeschlagen, der also mehr und mehr zur Manier verknöcherte. Er blieb der ewige Jüngling: — ein zweifelhaftes Lob! Er blieb, wie ein Kritiker minder ehrerbietig sich ausdrückt, bei seiner Primanerbildung stehn. Auch das religiöse Gefühl kann die Zucht der Bildung nicht entbehren. Augustin, Dante, Luther, Milton, Pascal reißen uns hin, weil wir für Augenblicke das Gefühl haben, einem überlegenen Geist gegenüber zu stehn: dies Gefühl haben wir bei Klopstock nie.

Als er nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit — März 1773 — sein Heldengedicht wirklich vollendet hatte, sprach er dem Erlöser seinen Dank aus. „Ich hofft' es zu dir, und ich habe gesungen, Versöhner Gottes! des neuen Bundes Gesang. . . Mir strömet das Herz, und ich weine vor Wonne. Ich fleh' um keinen Lohn; ich bin schon belohnt durch Engelfreuden, wenn ich dich sang; der ganzen Seele Bewegung bis hin in die Tiefen ihrer ersten Kraft, daß Himmel und Erde mir schwanden! . . . Belohnt bin ich, belohnt! Ich habe gesehn die Thräne des Christen rinnen, und darf hinaus in die Zukunft nach der himmlischen Thräne blicken! — Durch Menschenfreuden auch. Umsonst verbürg' ich mein Herz vor dir, der Ehrbegierde voll! Dem Jüngling schlug es laut empor; dem Manne hat es stets, gehalt'ner nur, geschlagen. . . Ich bin am Ziel, und fühle, wo ich es bin, es in der ganzen Seele beben! So wird uns einst, ihr Brüder deß, der starb und erstand! bei der Ankunft im Himmel sein." — —

„Warum können so wenige, die sonst Kenner sind, sich in den Messias finden? — Man muß ihm nachempfinden, und wie wenige können das! Wir, die wir es können, sind berechtigt, eine hohe Meinung von unserm Herzen zu haben!" — So schreibt Aug. 1751 Studiosus Wieland in Tübingen, Sohn eines Pfarrers in der schwäbischen Reichsstadt Biberach, an Bodmer, dem er eine Reihe von Dichtungen übersendet: ein Lehrgedicht über die vollkommenste Welt in Alexandrinern, ein Epos „Herrmann", einen Lobgesang auf die Liebe in Hexametern u. s. w.; der junge Mensch war von einer unglaublichen Schreibfertigkeit. Im 17. Jahr lernte er im Vaterhaus eine Cousine kennen, Sophie Guter-

mann, die Tochter eines angesehenen Arztes: eine schlanke hohe Gestalt, bedeutend größer als ihr junger Vetter, auch zwei Jahre älter, im Französischen und Italienischen zu Hause, musikalisch, sehr schön, geneigt, sich Verse vorlesen zu lassen, kurz anbetungswürdig. Er schrieb ihr über seine Empfindungen: „ein Liebhaber", meinte sie, „der sie um ihrer Seele willen liebte, wäre das, was sie immer gewünscht!" — „Um mich glücklich zu machen", schreibt er ihr, „erlaubt mir der Himmel, meine Sophie zu lieben, welche mir in allen Stücken vorgeht!" — „Tausend Leben wären nicht zu viel, sie für eine so unschätzbare Person aufzuopfern! Millionenmal lieber zu ihren Füßen sterben, als ohne sie alle Kronen der Erde besitzen! Wenn ich ihrer beraubt werden sollte, so schwöre ich auf das Heiligste, daß ich mein Unglück partout nicht überleben will!"

„Sie werden Wieland glücklich schätzen", schreibt Bodmer, „daß er, erst 19 J. alt, schon eine Diotima hat, blühend wie himmlische Auen, wie junge Seraphim zärtlich. Wenn ich denke, daß diese Dinger, diese Dorisse, einen so starken Einfluß auf das Gemüth der Jünglinge haben, sie tugendhaft und fromm zu machen, so wünsche ich, daß ein Jeder die seine gefunden hätte. Aber wenn ich denke, daß der göttliche Charakter der Dorisse im Ehestand gern verschwindet, so darf ich kaum wünschen, daß jeder Damon sich mit seiner Doris vermähle." Ein Freund findet Wieland „von sehr verliebter Complexion, seine Ausdrücke sind in Betreff der Küsse zu saftig!" „Freilich", giebt Bodmer zu, „ist in seinen Versen die Liebe ein Taumel, ein Quietismus der Wollust — übrigens ist das Ding ganz poetisch."

Gewarnt durch den Vorfall mit Klopstock, ging er mit einiger Scheu an die neue Freundschaft. Indeß Wieland drückte sich äußerst ehrerbietig aus und war begeistert für den Noah: „kurz, wenn mich diese neue Hoffnung täuscht, so gebe ich es mit der menschlichen Aufrichtigkeit auf." Als Wieland 13. Oct. 1752 in Zürich ankam, entsprach er ganz den Erwartungen: der junge Poet ordnete sich unter, ließ die jungen Leute links liegen, lebte mäßig und saß den ganzen Tag am Schreibtisch; Bodmer fand in ihm eine patriarchalische Seele. Er selbst schrieb, nachdem er mit dem „Noah" fertig geworden, eine Patriarchade nach der andern; durch ihn verführt, machte sich auch Wieland an einen „geprüften Abraham". Dazu mußte er die Polemik gegen Gottsched besorgen; auch gegen die Lobpreiser der Sinnlichkeit wurde er vorgeschickt. „Die Nachwelt wird euch hassen! jedes Bild, das die Seele befleckt, jede unheilige Begier, die ihr zeugt, wird euch verdammen! Trauriger Ruhm,

die Neigungen, die uns von Gott entfernen, mit Ovidischer Kunst in zärtliche Herzen zu gießen! Ruhm, von Teufeln beneidet zu werden würdig." Er dichtete in Hexametern „Briefe Verstorbener an ihre hinterlassenen Freunde", worin er ganz ausführlich die „ewigen Ideen" und die himmlische Göttin der Schönheit beschreibt.

Seit dem Herbst 1753 blieben Sophien's Briefe aus; von zweiter Hand erfuhr er ihre Verlobung mit einem Herrn v. Laroche. Er erinnert sie 12. Dec. daran: „daß wir uns tausendmal im Angesicht Gottes zugesagt haben, uns so lange zu lieben, als wir die Tugend lieben würden. Wenn wir uns auch in dieser Welt niemals wiedersehn, so lassen Sie uns doch im Herzen vereinigt bleiben, damit wir uns in jenen seligen Gefilden wiedersehn. Dort wird Ihre Seele, wenn Engel weinen können, auch eine zärtliche Thräne weinen, daß sie in dieser Welt ihrer Bestimmung unvorsichtiger Weise ausgewichen."

Indeß hat sich Sophie vermählt, Herr v. Laroche meldet es in einem verbindlichen Schreiben. „Ich liebte diese werthe Abtrünnige", erwidert Wieland 19. März 1754, „so uneigennützig als es in diesem irdischen Gewand möglich ist." Und an Sophie: „erinnern Sie sich, daß ich den Besitz Ihres Herzens, nicht Ihrer Person, für meine süßeste Glückseligkeit hielt; ich will mich immer mit der Hoffnung ermuntern, daß eine andre Welt mir Gerechtigkeit wird widerfahren lassen." Auf einen versöhnenden Brief Sophiens schreibt er 2. Juni an Bodmer: „nun habe ich die süßeste Hoffnung, diese Seele, die unsrer Natur Ehre macht, in der Ewigkeit mit der vollsten Zufriedenheit wiederzusehn."

Es sind in Wieland's Natur, wie in Klopstock's, zwei sehr verschiedene Register. In denselben Tagen, wo er so an Bodmer schrieb, begegnete dem jungen Platoniker in Bodmers Haus etwas Natürliches, was seinem Gönner doch vorläufig eine Trennung wünschenswerth machte.

In seinen Empfindungen und Gedanken von der Liebe merkt man meist Klopstock's Vorbild heraus; im Stil klingt etwas Französisch durch. „Ein unaussprechlich Was, ein unsichtbarer Zwang verräth beim ersten Blick den unbewußten Hang einander zugedachter Seelen. Schon dort in jenem Raum, wo wir vor diesem Leben in einem himmlischen Gewand gleich jungen Liebesgöttern schweben, schon dort verknüpft der reinen Liebe Hand die schwach empfindenden und gleichgestimmten Seelen. Oft schlummern sie umarmt in jungen Rosen ein, oft weinen sie beim Lied ätherischer Philomelen voll zärtlichen Gefühls, wozu die Worte fehlen, und sehnen sich, geliebt zu sein. Hier ist's, wo unter süßen Küssen in ihre weiche Brust die sanften Triebe fließen, wovon sie oft erstaunt und

seufzend überwallt, eh' sie in dieser Welt sich finden. In Träumen sehn wir oft die himmlische Gestalt der Freundin vor uns stehn, wie sie in stillen Gründen, gelockt vom West, die Einsamkeit am Frühlingsabend sucht; sie irrt, sie scheint zerstreut, sie bleibt zuletzt tief in Gedanken stehn. . . . Ein süßer Schauer bebt, da wir die Göttin sehn, durch unsre Seelen hin, und Amor flüstert zu: du bist's! sie suchet dich! sie ist's, sie suchest du!" (Anti-Ovid, Mai 1752).

24. Juni 1754 verließ Wieland Bodmer's Haus, und gründete in Zürich eine Academie für junge Leute, denen er die höchsten Probleme der Philosophie spielend beizubringen hoffte. Mit einer Reihe schöner Seelen trat er in engere Verbindung: von solchen hatte er, wie er später übermüthig berichtet, in Zürich ein ganzes Serail: „ich bin der Großtürke unter ihnen, gebe ihnen wenig gute Worte, und zwinge sie durch die natürliche Superiorität meines Genies, mich bon gré mal gré zu lieben." Sein Ideal war eine, die er Eulalia taufte; er las mit ihr Richardson. „Wir befanden uns in einer Stimmung, die sich das Uebersinnliche gern versinnlichen möchte. Unvermerkt entspann sich eine zärtliche Freundschaft zwischen uns; unvermerkt verwandelte sich diese in eine Art platonischer Liebe, und zuletzt würde auch diese sich in eine rein menschliche herabgestimmt haben, wenn nicht die Dame, besonnener als ich, beschlossen hätte, mich allmälig mit guter Art zu entfernen und die Frau eines Züricher Magnaten zu werden."

Für diese „schönen Seelen" schrieb er „Platonische Betrachtungen über die Menschen", „Sympathien" und Aehnliches; auch „Empfindungen eines Christen". Er declamirt gegen Ovid, Tibull u. s. w., die unbesonnene Jünglinge zu gemeiner Lust berauschen, lüsterne Triebe einer ausgearteten Natur erwecken, und endlich mit Unflätereien enden. „Wer nicht gleichgültig gegen die Religion ist, sollte das schlechteste Kirchenlied dem reizendsten Lied eines Uz vorziehn." Diesen Uz denuncirt er förmlich in einer Zueignung an den Hofprediger Sack, und mit ihm das ganze „Ungeziefer, die leichtsinnigen Witzlinge, schwärmende Anhänger des Bacchus und der Venus, die man nach der inbrünstigen Andacht, womit sie diese elenden Götzen lobpreisen, für eine Bande Epikureischer Heiden halten sollte, die sich verschworen haben, alles Heilige lächerlich zu machen!"

„Ich liebe", schreibt er an seinen Freund Dr. Zimmermann, einen jungen Arzt in der Nähe von Bern, der unter Haller in Göttingen studirt hatte, „mehr die Aussichten in ein andres als in dieses Leben, ich bin hier nur par devoir, nicht par inclination! Mein Herz mit all

seinen Fehlern ist noch das Beste an mir. Was Sie mein Genie heißen, sind sehr reizbare Fibern und eine daraus entspringende Lebhaftigkeit der Imagination, Neigung zum Wunderbaren, zum Ausschweifenden und dergleichen Zeug."

Die beiden Freunde hatten vor, eine Geschichte der Liebe und Zärtlichkeit zu schreiben; sie studirten zu dem Zweck die Biographien aller schönen Seelen. „Von früher Jugend an", schreibt ihm Zimmermann, „habe ich mit entzückendem Schauder wie ein neues Leben empfunden, wenn die Schönheit mir entgegentrat. In dieser Reizbarkeit der Seele liegt die Quelle der größten Laster und der schönsten Tugenden; sie ist der eigentliche Beweis für die Unsterblichkeit."

Eine innige Freundschaft entspann sich nun zwischen Wieland und Salomon Geßner, dem Sohn eines Züricher Patriciers, der vorher in Berlin bei einer Buchhandlung beschäftigt war. Dort hatte er den Umgang mit Ramler genossen, der dem jugendlichen Poeten, da es mit der Verskunst haperte, die poetische Prosa empfahl. Das erste Gedicht, mit welchem Geßner sich Ruhm erwarb, freilich auch Anstoß gab, 1752, hieß „die Nacht".

„In solcher Nacht fand ich am grasreichen Ufer beim Mondlicht das schönste Mädchen. Es lag da in Blumen hingegossen, im leichten Kleid, leicht wie die dünnsten Wolken, in die sich durchscheinend der Mond oft hüllt; eine Laute ruhte im sanften Schooß . . . Sie sang: die Nachtigall horchte stumm, Amor lauschte im Gebüsch, entzückt auf den Bogen hingelehnt. Luna befahl ihren Drachen, nicht mit Flügeln zu rauschen; aufmerksam lehnt sie sich über die Seite des silbernen Wagens und seufzt, die keusche Göttin!"

„Das Mädchen sang nicht mehr; noch saß die Nachtigall stumm auf dem laubigen Ast. Da trat ich zu ihr. Himmlisches Mädchen! Göttin! stammelt' ich und drückt' ihr zitternd die Hand und seufzte. Das Mädchen sah schüchtern zur Erde, schamroth und lächelnd; kraftlos sank ich neben sie hin; Stammeln und bebende Lippen malten ihr da mein unaussprechlich Entzücken. Meine zitternde Linke spielt auf dem leicht bekleideten Schooß mit ihren zarten Händen verrätherische Spiele, indeß der andre Arm um den weißen Hals, von braunen Locken umflattert, sich wand. Meine Hand sank auf den athmenden Busen; da seufzte das Mädchen, ich fühlt' es; da sah sie schmachtend nieder, und nahm mit zitterndem Widerstand meine Hand vom schwellenden Busen; blöde ließ ich den Busen und den winkenden Sieg. — O Mädchen!

Mädchen! was fühl' ich! du haſt mich Flatterhaften zum ewigen Sclaven gefeſſelt." — —

Einige ſtärkere Ausdrücke, die Anſtoß gaben, wurden ſpäter geſtrichen. Viel anſpruchvoller und ausgedehnter iſt „Daphnis" (1754), nach einem Hirtenroman von Longus, den Amyot in's Franzöſiſche überſetzt hatte. Die Geſchichte iſt herzlich langweilig, aber bezeichnend für die damals herrſchende Liebesſtimmung.

Daphnis ſieht die ſchöne Phyllis. „Ein Seufzer drängte ſich durch ſeine Bruſt, und eine Röthe ſtieg in's Geſicht, ſein Blick blieb bei ihr gefangen; ſie ſah ihn an, da ſank ſein Blick zur Erde: ſie ging zurück und ſah ihn ſchamhaft wieder an; da zitterte Daphnis, ſein Herz bebte, er ſah ihr ſchmachtend nach." — Es geht an's Scheiden. „Sie ſah ihn ſtarr an und ſeufzte; langſam ging ſie an's Geſtade und ſah oft zurück und ſeufzte. Daphnis ſtand da und ſah ihr mit traurigen Blicken nach." Die ganze Gegend iſt im düſtern Mondlicht. „Wie wird mir? was fühl' ich? warum pocht mein Herz, und warum ſeufz' ich? warum iſt mir ſo bang? — Er ſieht aufwärts nach dem ſtillen Mond . . . Ich will hinfliehn, hinfliehn will ich, in einer Kluft will ich trauern, und dann, ach! und dann troſtlos ſterben!"

Sie kommt wieder. „Er ſtund verwirrt da, zitternd. Jetzt flog er zu ihr hin, ſie trat zurück; er nahm ihre Hand, er drückte ſie an ſeine Lippen, und konnte nichts ſagen; ſein ſchmachtendes Auge ſah ſie an, ein Blick, in dem ſein ganzes Herz mit all ſeinem unausſprechlichen Entzücken ſich malte. Ihr Herz pochte, und Seufzer bebten durch den jungen Buſen herauf. Ach! ſeufzt' er, ich bin zu ſchwach, dies Entzücken zu ertragen. Ach was hab' ich gelitten! ich bin den Göttern gleich, wenn du mich liebſt!" u. ſ. w.

Zahlreiche kleinere Idyllen folgten dieſen größeren Verſuchen; 1756 wurden ſie geſammelt: Porcellanarbeit, wie die franzöſiſchen Schäfer in Puder und Reifrock auf dem Kamin; wenigſtens ſind ſie mit den Augen eines Malers aufgefaßt. Ueberall eine Flucht aus der Wirklichkeit in das eingebildete Ideal des Rococo, daher gingen ſie von allen deutſchen Dichtungen den Franzoſen am ſchnellſten ein.

„Es iſt eine der angenehmſten Verfaſſungen, wenn wir uns durch unſre Einbildungskraft in ein goldnes Weltalter ſetzen: gern reiß' ich mich aus der Stadt los: ganz entzückt, ganz Empfindung über die Schönheit der Natur, bin ich dann glücklich wie ein Hirt."

„Die ihr übermüthig von euren Paläſten herabblickt: wem quillt die ſüße Luſt aus der ſtillen Gegend? Der arme Hirt, der im Graſe

ruht, athmet Entzücken; die schöne Natur ist ihm eine ewige Quelle von reinem Vergnügen; das ruhige Gemüth und das redliche Herz streuen immer Vergnügen vor ihm her, wie die Morgensonne die bethaute Gegend mit Glanz überströmt!" — So ist es freilich nur in einem idealen Land, wo alle Schäfer ohne Mißklang die Flöte blasen! Geßner wußte recht gut, daß er sich nur einer licentia poëtica bediente: „was soll der Dichter mit der Wirklichkeit, wo der Bauer mit saurer Arbeit unterthänig Fürsten und Städten den Ueberfluß liefern muß, wo Armuth und Unterdrückung ihn ungesittet, schlau und niederträchtig gemacht haben?" Der wirkliche Schäfer oder vielmehr Bauer lag ganz außerhalb des Gesichtskreises dieser Dichter aus dem Honoratiorenstand. Geßner hat bei aller Verhimmelung seiner Liebesempfindungen ein wenig vom Faun: durch beides hat er auf Wieland gewirkt, dem er bis an sein Lebensende ein treuer Freund blieb. — Die Ausgabe seiner Idyllen zierte er durch Zeichnungen, deren Werth den des Textes bei weitem überstieg: er war nicht bloß talentvoller Zeichner, er besaß Geschmack und eine zarte Auffassung der kleinen Natur; ja etwas Sinniges, das in jener Periode selten ist. Seine Bilder zeigen uns die ideale Welt des Rococo in ihrer ansprechendsten Gestalt.

Durch die Verhimmelung im Empfinden waren diese jungen Poeten augenscheinlich mit Klopstock verwandt; daß sie durch ihre Sinnlichkeit mehr zu den Anakreonten neigten, sollte das Publicum nicht gar zu spät erfahren.

2.

Berlin.

1750—1755.

Hörte Friedrich in seinem Sanssouci, von wo er in anscheinender Muße den Welthändeln zusah, von dieser Bewegung, welche die deutsche Jugend ergriffen hatte? — Hätte man ihm den Messias vorgelegt, und hätte er sich durch die verwickelten Constructionen einer ihm selbst fremden Sprache durcharbeiten können, so würde er wahrscheinlich den Inhalt für haarsträubenden Unsinn erklärt haben.

Die naturwissenschaftlichen Arbeiten seiner Academie befriedigten allerdings seine geistigen Bedürfnisse nicht. Er behielt durch Algarotti Fühlung mit der Plastik, er blies mit Graun die Flöte; vor allem hielt er sich zur Dichtkunst berufen.

„Cette étude", schreibt er an Voltaire, „demande un homme tout entier. Je suis un galérien enchaîné sur le vaisseau de l'État." Zudem hemmte ihn seine unvollkommene Kenntniß der Sprache. Darin verspricht ihm Voltaire gern seine Beihülfe, und der König schreibt erfreut, wenn er ihn gewinne, solle an der Spitze seiner Titel stehn: „Frédéric par la grâce de Dieu roi de Prusse, possesseur de Voltaire."

Voltaire schien ihm der einzige Mensch in Europa, mit dem es werth sei geistig zu verkehren. Friedrich hatte das tiefe Bedürfniß, sich grade über die Gedanken, die ihn innerlich beschäftigten, gegen Leute, denen er vertrauen zu können meinte, mit voller Offenheit auszusprechen. Er hatte in seiner Jugend hingebende Freunde gefunden, für die er wärmer fühlte, als sonst bei Königen üblich ist, und denen er ein herzliches Andenken bewahrte. Diese waren nun meist zerstreut oder gestorben.

Leider hatte er zugleich in seiner schweren Jugend die Nothwendigkeit des Mißtrauens gelernt. Er hätte leidenschaftlich gern sich rein hingegeben, dann aber trat der kalte Verstand dazwischen, und auf die Wärme folgte wohl bittrer Hohn. Zudem fühlte er seinen Umgebungen gegenüber nicht blos die Ueberlegenheit des Geistes, sondern die Ueberlegenheit der fürstlichen Stellung. Es blieb immer ein gefährlicher Versuch von Voltaire, der ebenso leicht verletzt war als er selbst verletzte, in die Nähe eines solchen Mannes zu rücken, den er an Bildung übersah, den er aber zugleich fürchten mußte.

Während seines Aufenthalts in Cirey bei der Marquise du Châtelet hatte Voltaire doch Versailles nie aus den Augen verloren. Ein Gratulationsgedicht trug ihm die Stelle eines Kammerjunkers ein; — eben war seine Gönnerin, die Pompadour, zur regierenden Maitresse erhoben — in einem Festspiel Mai 1745 verglich er Ludwig XV. mit Trajan, schrieb eine Lobrede auf die Jesuiten und bahnte sich dadurch den Weg zur Aufnahme in die Französische Academie. Da er aber sein Gelüst zu gelegentlichen Epigrammen nicht unterdrücken konnte, wurde er bald wieder kühl behandelt. Seine Geliebte wurde ihm 1747 untreu, er brauste erst gewaltig auf, ließ sich aber durch die Vernunftgründe seiner Freundin besänftigen, schloß mit dem neuen Liebhaber Freundschaft, und die drei lebten nun in herzlicher Eintracht zusammen bis an den plötzlichen Tod der Marquise, 10. Sept. 1749. Jetzt traten die Aufforderungen Friedrich's immer näher an ihn heran, er versuchte noch einmal, sich in Versailles geltend zu machen, erhielt aber eine sehr kühle Entlassung, und entschloß sich nun zur Auswanderung ins „Land der

Vandalen." Der König schrieb ihm, er habe nicht die Thorheit, Berlin mit Paris zu vergleichen, aber das Beste von Paris, den guten Geschmack, führe ja Voltaire mit sich, und er werde auch im Land der Vandalen allgemeine Bewunderung finden.

10. Juli 1750 erschien Voltaire in Berlin (58 J.): er wurde für seine Reise mit 2000 Thlr. entschädigt, erhielt den Kammerherrnschlüssel, 20,000 Fr. Gehalt, freie Station, Dienerschaft, Equipage u. s. w. Im Gespräch übte er einen ungemeinen Zauber aus, er war der erste Virtuos in jener feinen, halb schmeichlerischen halb maliciösen Conversation, in welcher die Franzosen allen Völkern überlegen sind: sie hören sich gern reden, sie wollen gefallen und deshalb liebenswürdig sein; sie haben eine große Freude an feinen Wendungen, an glücklich hingeworfenen Einfällen. Das alles wußte Friedrich voll zu würdigen.

Die Hauptsache war doch, daß Friedrich in allen wesentlichen Punkten mit Voltaire übereinstimmte, und sich als seinen Mitstreiter für die gute Sache der Civilisation betrachtete. Voltaire's Meisterstück, das „Jahrhundert Ludwig's XIV.", das er eben hier 1752 vollendete, las der König mit Entzücken, und wohl hätte die klare, lichtvolle Darstellung, das treffende Urtheil, die künstlerische Bewältigung des überreichen Materials die Deutschen überzeugen sollen, daß sie in diesem Fach vor den Franzosen noch die Segel zu streichen hätten: man konnte es Friedrich nicht verargen, daß er solche Bücher lieber las als Bünau oder Mascou. Ueberhaupt war die französische Prosa in höchster Blüthe: dem bedeutenden Inhalt entsprach die geschmackvolle weltmännische Form.

1749 war Montesquieu's „Esprit des loix" erschienen.

Die Lobrede auf die englische Verfassung, die Lehre von der Theilung der Gewalten, von dem innern Zusammenhang der verschiedenen Regierungsformen, das alles lehnt sich an Locke, aber wie weiß der Franzose mit seinem sprühenden Geist die trocknen Formeln ins bildliche zu übertragen und der Phantasie zugänglich zu machen!

Zugleich rundete Condillac Locke's Lehre von der ausschließlichen Erweiterung des Wissens durch Vermittelung der Sinne zu einem leicht faßlichen System ab, das aber den Sinnen eine noch viel unbedingtere Herrschaft zusprach. Im „Essai sur l'origine des connaissances humaines" 1746 suchte er die idealistischen Philosophen, Leibniz, Malebranche u. s. w. zu widerlegen. Die französische Philosophie folgte ihm ganz, in Deutschland leistete ihm vorerst die Wolffische Schule Widerstand. Desto begieriger griffen die Deutschen zu Buffon's Naturgeschichte, deren erster Band 1749 erschien; im Grunde dachte er über das

Hervorgehn des Geistes aus sinnlichen Ursprüngen wie Condillac, aber seine blühende und schwungvolle Schreibart schmeichelte sich um so mehr ein, da man aus seinem Buch viel lernte: er hat auch in Deutschland die Natur erst populär gemacht. Welches europäische Buch konnte sich im Stil mit diesen Schriften messen! und wenn Buffon's Ausspruch: „le stile c'est l'homme!" richtig war, mit welchem Neid mußten die unbehülflichen Deutschen auf ihre formgewandten Nachbarn blicken!

Die Litteratur war in der französischen Gesellschaft mehr und mehr eine Macht geworden; der homme de lettres beherrschte die Salons und bestimmte durch sie den Ton. Voltaire war vielleicht der glänzendste Journalist, den je die Welt gesehn, und er hatte Schule gemacht. Nach dem Vorbild Bayle's gaben seit 1751 mit Voltaire's Unterstützung d'Alembert und Diderot die „Encyclopédie" heraus, welche die Gesinnungen der neuen Philosophie unter dem großen Publicum Europa's verbreitete; von der Regierung wiederholt verboten, hatte sie heimliche Gönner unter den Vornehmsten des Landes, ja die Pompadour selbst gehörte dazu. Durch ihre Richtung auf das Gemeinnützige, auf alles, was in Wissenschaft, Kunst, Handel und Gewerbe Beachtung verdiente, wußte sie sich unentbehrlich zu machen, und ihre heimlichen Angriffe gegen die bestehenden Einrichtungen in Staat und Kirche hinter unschuldigen Artikeln geschickt zu verstecken. d'Alembert, der berühmte Mathematiker, war die wissenschaftliche Autorität des Blatts, die eigentliche Leitung fiel aber Diderot zu, einem feurigen Kopf von unverwüstlicher Arbeitskraft, welcher der academisch geschulten französischen Sprache ein Leben und eine Jugendlichkeit verlieh, die man im Zeitalter Ludwig's XIV. kaum geahnt hatte. Er ging in der Opposition viel weiter als Voltaire: schon in der „Interprétation de la nature" sprach er den reinen Atheismus aus; er wußte aber durch sein gesundes Gemüth und die liebenswürdige Gewandtheit seines Ausdrucks alle Leser zu bezaubern.

Der Aufenthalt in Berlin wurde Voltaire bald verleidet. Er ließ sich durch seine Habsucht verleiten, mit einem Juden ein vom König wiederholt verbotenes Wuchergeschäft zu unternehmen. „C'est l'affaire d'un fripon qui veut tromper un filou!" schreibt Friedrich, der in solchen Dingen keinen Spaß verstand, als zwischen den beiden Gesellen ein Proceß ausbrach; Voltaire wurde zwar 21. Feb. 1751 freigesprochen, aber nur, „weil er ein größerer Schelm war als sein Gegner!" So urtheilte der junge Lessing, der Voltaire's Vertheidigungsschrift ins Deutsche hatte übersetzen müssen, und damals fast täglich bei Voltaire

zu Tisch war. Voltaire machte ihn sich zum Feinde, da er ihn einmal, als durch Lessings Nachlässigkeit einige Aushängebogen seiner Geschichte Ludwig's XIV. verloren gingen, in der Hitze der Veruntreuung beschuldigte!

Sehr bitter spricht sich Lessing Mai 1751 aus, als eine Zeitungsnotiz die Wohlthaten aufzählte, die der König von Dänemark dem deutschen Dichter des Messias erwies. „Wir sind noch immer die alten Barbaren! Unser Regent ernährt eine Menge schöner Geister, und braucht sie des Abends, wenn er sich von den Sorgen des Staats durch Schwänke erholen will, zu seinen lustigen Räthen. Nimmermehr werde ich mich fähig fühlen, eine so niedrige Rolle zu spielen!" — Der Ausdruck war stark, aber nicht Lessing allein war in Berlin von dem schädlichen Einfluß Voltaire's auf den König überzeugt.

„Ich habe Gelegenheit gehabt", schreibt Sulzer an Bodmer 30. Juni 1751, „den Herrn von Voltaire vom Messias zu unterhalten; aber er wollte sich nicht bereden lassen, die französische Uebersetzung zu lesen: Je connais bien le Messie, c'est le fils du Père éternel et le frère du St. Esprit, et je suis son très-humble serviteur, mais profane que je suis, je n'ose pas mettre la main à l'encensoir. Es geht die Rede, daß er sein Heldengedicht, la Pucelle, werde drucken lassen, er hat es schon Vielen hier vorgelesen, es soll entsetzliche Spöttereien über die Religion enthalten."

Den ärgsten Anstoß gab in Berlin ein selbst bei den Franzosen seiner cynischen Ausdrücke wegen übel beleumdeter Freigeist, Lamettrie. Er hatte in Leyden unter Boerhave, dem Lehrer Haller's, studirt; wegen seines Gedichts „l'homme machine", hatte er flüchten müssen; er fand eine Stelle bei König Friedrich, der seine Unterhaltung leiden mochte, als Vorleser. In einer neuen Schrift „l'art de jouir" nannte er sich Haller's Schüler und nahm dessen „Doris" zum Motto. „Er predigt", schreibt Haller empört, „die Herrschaft des Lasters! er empfiehlt die Wollust als das höchste Gut, und wendet allen Reiz der buntesten Farben an, diesem Feind aller ernsthaften Gedanken eine neue Stärke zu geben. Das Ende ist so schändlich, daß es von Niemand kann gelesen werden, der noch erröthet." Lamettrie's Tod in Folge einer Indigestion 11. Nov. 1751 gab den Berliner Predigern zu tückischen Ausfällen Veranlassung. Vorher hatte er zwischen Voltaire und dem König noch arge Klatschereien gemacht, der 29. Dec. an seine Schwester schrieb: „Voltaire s'est conduit comme un méchant fou; il a fait tant de friponneries, que, sans son esprit qui me séduit encore, j'aurais été obligé de le mettre

dehors. C'est bien dommage qu'une âme aussi lâche soit unie à un aussi beau génie: il a les gentillesses et les malices d'un singe."

Voltaire's Aufenthalt in Berlin sollte ein betrübtes Ende nehmen. Maupertuis, der Präsident der Berliner Academie, hatte sich durch seine Anmaßung viel Feinde zugezogen; ein gelehrter Streit bedrohte seinen Ruf, wenn auch die Academie für ihn eintrat. Voltaire veröffentlichte eine blutige Satire gegen ihn; Friedrich belustigte sich sehr darüber, aber er verbot die Veröffentlichung, und als diese doch erfolgte, ließ er sie 24. Dec. 1752 durch Henkershand verbrennen. Vergebens bemühte man sich, auszugleichen; Voltaire erhielt 25. März 1753 nach langem Sträuben in den ungnädigsten Ausdrücken die wiederholt erbetene Entlassung. „C'est le scélérat le plus traître qu'il y ait dans l'univers!" schreibt Friedrich; „on roue bien de coupables qui ne le meritent pas autant que lui."

Die Sache hatte noch ein trauriges Nachspiel. Voltaire hatte Friedrichs Poesien, darunter recht bittre Epigramme, mitgenommen; der König ließ sie ihm, da er durch Frankfurt kam, 1. Juni 1753 durch seinen Residenten abfordern und ihn, da er sie nicht sofort zur Stelle schaffen konnte, einen Monat lang in Haft halten. In seiner Aufregung erlaubte sich der Franzose die unerhörtesten Lügen, erklärte sich gegen den Kaiser bereit, über Berlin zu plaudern, und schrieb eine niederträchtige Schmähschrift gegen den König, die nach seinem Tode herauskam. Gleichwohl versuchte er nach einiger Zeit wieder anzuknüpfen, und es gelang ihm endlich.

Voltaire hatte mit dem Berliner Publicum nie rechte Fühlung gewonnen. Eine „gute Gesellschaft" der „Honnêtes Gens", wie er sie suchte und in Paris zum Theil fand, gab es nicht. Die Hofgelehrten des Königs waren es nicht, ihre Stellung war zu abhängig von den Launen des Herrn, um dessen Gunst sie sich gegenseitig beneideten. Den Berliner Refugiés hätte er näher treten können, ihre Sitten waren die feinsten, ihre Bildung die beste, aber sie waren eifrige Calvinisten und haßten den Unglauben ebenso wie die katholische Kirche. Die Honoratioren, die sich um die Litteratur kümmerten, waren nicht „Honnêtes Gens", sie gehörten nicht in die Classe der Marquis, sondern sie waren ehrsame Bürgersleute in sehr bescheidnen Verhältnissen, die sich mit ihren Standesgenossen in Hamburg und Leipzig viel mehr im Zusammenhang fühlten als mit den berühmten Schöngeistern in Paris.

Aber grade auf den bedeutendsten der jüngeren deutschen Schriftsteller hat Voltaire's Stil entscheidend eingewirkt. Voltaire hatte der

französischen Prosa, wie sie seit Descartes und Pascal aufgekommen war, die vollendete Ausbildung gegeben. Bei ihm findet sich kein überflüssiges Wort, jedes Wort, hat seine bestimmte Bedeutung und steht im Satz genau an der Stelle, die der Nachdruck erfordert. Seine Sprache ist daher vollkommen deutlich, sie ist voller Gehalt und doch leicht zu fassen; sie prägt sich dem Gedächtniß ein. Voltaire ist in seiner Polemik der geschickteste Stoßfechter von der Welt: bei ihm giebt es kein verlornes Tempo, sein Auge ist fest und sicher, jeder Stoß sitzt, und bei aller anscheinend leichten Bewegung ist alles genau überlegt, selbst die Zornausbrüche werden vom Verstand geleitet. Sobald er den Leser durch scharfe Syllogismen vorbereitet hat, stürmt er mit Pathos auf ihn ein und appellirt an das Gemeingefühl. Und vor und nach dem Gefecht ein zierliches Spiel mit Rapieren, deren Spitze in Gift getaucht ist. Alle diese Künste hat ihm ein Mann abgelernt, der für Deutschland sein leidenschaftlichster Gegner wurde: Gotthold Ephraim Lessing.

Wie so viele unter den Gründern unserer classischen Litteratur wuchs Lessing in einem evangelischen Pfarrhause auf. Er war 22. Januar 1729 geboren, in Kamenz, einer Stadt der sächsischen Lausitz, wo sein Vater die Stelle eines Stadtpfarrers bekleidete. Die Familie gehörte seit Jahrhunderten zu der mittlern Schicht des höhern Bürgerthums; sie hatte fast nur studirte Leute aufzuweisen, Beamte, Lehrer und Geistliche. Der Vater war, wie fast alle sächsischen Geistlichen, rechtgläubiger Lutheraner; er hatte die Streitschriften seiner Kirche gründlich studirt, hatte sich aber, trotz aller Leidenschaftlichkeit seiner Natur, nie zur Verfolgung der Andersgläubigen hergegeben.

Im zwölften Jahr kam Lessing auf die Fürstenschule zu Meißen, eine streng auf classische Bildung gerichtete Anstalt. Lessing, der mit einem entschiednen Talent, gutem Gedächtniß und großem Scharfsinn eine starke Lernbegierde verband, drängte in seinen Arbeiten leidenschaftlich vorwärts. „Er ist ein Pferd, das doppeltes Futter braucht!" sagte der Rector: „was Andern Mühe macht, wird ihm kinderleicht." — „Ein guter Knabe, aber etwas moquant!" äußerte ein andrer Lehrer, und als später Lessings jüngerer Bruder die Schule besuchte: „sei so fleißig wie Gotthold, aber nicht so naseweis!"

Schon im 17. Jahr — Sept. 1746 — bezog Lessing die Universität Leipzig, wo er den Unterricht zweier ausgezeichneter Philologen genoß, Ernesti und Christ: der letztere berühmt als Begründer der archäologischen Studien in Deutschland. Schon nach den ersten Semestern konnte sich Lessing unter die tüchtigen Philologen rechnen. Zeit

seines Lebens ist die Philologie seine eigentliche Wissenschaft geblieben, aber er betrachtete sie nur als Mittel, seine eigne Kenntniß von den Alten zu vermehren: sie zum Brotstudium zu machen, als Vorbereitung für ein Lehramt, war nicht seine Absicht, und er hatte nichts dagegen, sich als Studiosus der Theologie einschreiben zu lassen.

Da seine Familie, bei schmalen Mitteln, zahlreich aufwuchs, schien es selbstverständlich, daß Gotthold, als der älteste Sohn, die Ehre des Hauses in einem Pfarramt zu vertreten haben würde. Daß er schon als Knabe ketzerische Neigungen verrieth, d. h. Fragen aufzuwerfen liebte, deren Beantwortung aus den symbolischen Büchern nicht ganz leicht war, würde an sich diesen Ruf nicht beeinträchtigt haben: die damalige Kirche ließ sich sehr abweichende Richtungen gefallen. Zudem fühlte sich Lessing in seiner lutherischen Kirche, wie er sie im Vaterhaus kannte, völlig heimisch; er war bibelfest und wußte in den symbolischen Büchern Bescheid.

Aber seine ganze Art widerstrebte dem geistlichen Beruf. Er war keine religiöse Natur; er hatte nicht das Bedürfniß, über sein Verhältniß zu Gott nachzudenken und dies Nachdenken zur Empfindung zu erhöhen; er wollte in der Religion die Wahrheit suchen, aber er hatte durchaus nicht den Trieb, sich selbst oder andre zu erbauen. Er hörte in Leipzig fast keine theologischen Collegien, besuchte aber eifrig ein philosophisches Disputatorium bei Käſtner, um sich zu einem schlagfertigen Dialektiker auszubilden. Er hatte, wenn auch erst dunkel, den schriftstellerischen Beruf als seine eigentliche Lebensaufgabe erkannt, und wenn diese Wahl ihm manche Sorge bereitete, so machte sie es doch allein möglich, alle Kräfte, die in seiner Natur lagen, zum reinsten und vollsten Ausdruck zu bringen.

Zunächst wollte er — und darin ging er mit Klopſtock Hand in Hand — in sich den Menschen ausbilden. Um die Unbehülflichkeit, die ihm von der Schulbank geblieben war, los zu werden, lernte er tanzen, fechten, voltigiren. Er zechte mit lustigen Kameraden, besuchte das Theater — es war noch die Neuber'sche Gesellschaft —, ging auch wohl hinter die Coulissen. Von Liebschaften wird nichts berichtet. Er war ein hübscher, wohlgebildeter junger Mann, hatte einen starken Trieb zur Geselligkeit, und konnte so liebenswürdig sein, daß er im Handumdrehen selbst den Uebelwollenden bezauberte. Daß er mit diesen Gaben gar kein Verhältniß zu Frauen gehabt haben sollte, ist unwahrscheinlich: aber wenn solche Verhältnisse bestanden, so haben sie in seinem geistigen Leben nur eine untergeordnete Rolle gespielt.

Eine desto größere in seinen damaligen Gedichten: er besang, wie Hagedorn und Gleim, und auch ungefähr in ihrer Art, ausschließlich den Wein und die Schönen, zum Theil mit viel Glück: noch heute wird sein Zechlied: „Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben?" in jeder lustigen Gesellschaft gesungen. An Idealbildern des schönen Geschlechts ließ es Lessing in seinen Gedichten nicht fehlen, aber sie waren denen Klopstock's, Wieland's und Geßner's schnurstracks entgegengesetzt.

„Ein Mädchen wünscht' ich mir, und wollt' es auch recht lieben! ein junges nettes tolles Ding, leicht zu erfreun, schwer zu betrüben, im Wuchse schlank, im Gange flink, von Aug' ein Falk, von Mien' ein Schalk; das fleißig, fleißig liest, weil alles was es liest, sein einzig Buch, der Spiegel ist! Das immer gaukelt, immer spricht und spricht von tausend Sachen; genug, es spricht mit Lachen, und kann sehr reizend lachen. — Solch Mädchen wünscht' ich mir! Du Freund! magst deine Zeit nur immerhin bei schöner Sittsamkeit, nicht ohne seraphim'sche Thränen bei Tugend und Verstand vergähnen." —

Als seine fromme Schwester ihn wegen solcher Frivolitäten zurechtwies, lachte er zwar über die junge Puritanerin, fühlte sich aber einigermaßen betroffen. Er versicherte steif und fest, er habe in diesen Liebes- und Trinkgedichten keineswegs seine eigne Empfindung dargestellt, sondern sich nur in einer beliebten Kunstgattung üben wollen. Darauf baute er dann eine eigne Theorie. Man dürfe die Spiele des Witzes bei einem Dichter nicht für Bekenntnisse seines Herzens ansehn: er setze sich in fremde Umstände, um seinen Witz auch außer der Sphäre seiner Empfindungen zu üben; grade in dieser Geschmeidigkeit, sich für einen Augenblick fremde Empfindungsformen anzueignen, liege sein Genie. J. B. Rousseau solle auf die Frage: wie es möglich sei, daß er sowohl die unzüchtigsten Sinngedichte als die gläubigsten Psalmen machen konnte? geantwortet haben: er verfertige jene ohne Ruchlosigkeit wie diese ohne Andacht! und diese Antwort sei dem Genie eines Dichters vollkommen gemäß. Es sei daher eine Thorheit, Horazens Moral aus seinen Gedichten herzuleiten.

Das war ein harter Widerspruch gegen die Ansichten Bodmer's und Klopstock's. Aber Lessing ging in seiner Consequenz noch weiter. Nicht anders stehe es mit den Gedanken, welche der Dichter anwendet: er spreche mit dem Epikur, wo er die Wollust erheben wolle, und mit der Stoa, um die Tugend zu preisen; von beiden behalte er dasjenige, was sich am besten in wohlklingende Verse bringen lasse. — Das entsprach der französischen Theorie, aber es traf doch schon für jene Zeit

nicht zu: Haller dichtete genau wie er dachte, und Lessing selbst wollte doch in seinen Lehrgedichten die wirkliche Ueberzeugung aussprechen.

Lessing war kein Lyriker im Sinn Klopstock's oder Goethe's: ihm ging die Lust wie die Fähigkeit ab, sich in eine Traumwelt zu versenken, sein Gemüth dem Spiel wechselnder Stimmungen zu überlassen.

Den Versuchen Klopstock's und Ramler's, die üblichen lyrischen Maaße durch Horazische oder Pindarische zu ersetzen, und der poetischen Diction einen höhern Schwung zu geben als der Prosa, hielt er sich fern, und scherzte wohl über derartige Zumuthungen. — „Noch rollt dein leichter Vers auf leichten Jamben fort; du bringst den gleichen Schall an den gewohnten Ort; noch red'st du, wie man red't, eh' man die Zunge bricht, daß sie lateinisch deutsch mit schönem Stammeln spricht; noch trägt Wort und Begriff bei dir nicht neue Banden; wer dich gelesen hat, der hat dich auch verstanden; du bist von kalter Art, die gern vernünftig denkt: — und willst ein Dichter sein?" — Er hielt sich im Wein- und Liebeslied an Hagedorn, in der Satire und dem Lehrgedicht an Haller, strebte aber nach einer leichteren und gefälligeren Diction: Voltaire, hätte er deutsch verstanden, würde ihm vielleicht Beifall geschenkt haben.

Seine Lyrik fällt ausschließlich in die Jugendzeit; in dieser wollte er auf Regeln und Ueberlegung nicht viel geben. „Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß, ist, was er ist, durch sich, wird ohne Regeln groß; er geht, so kühn er geht, auch ohne Regeln sicher. Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt: sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt." — Diesen Satz zu widerlegen, ist später ein Hauptgeschäft des Kritikers Lessing gewesen.

Hielt die lyrische Poesie bei Lessing nicht lange vor, so blieb ihm die dramatische Muse vom Anfang bis an's Ende seines Lebens treu. Wie in seinem wissenschaftlichen Treiben die Philologie die Basis bleibt, so ist er als Künstler durchaus Dramatiker: selbst jede seiner prosaischen Streitschriften gestaltet sich unter seinen Händen unvermerkt zu einer dramatischen Scene. Schon 1747 arbeitete Lessing, in der Manier Gellerts, dessen Lustspiele damals in Leipzig die beliebtesten waren, aber muntrer und lebhafter, für die Neubersche Gesellschaft ein Stück aus: „der junge Gelehrte". Der Hochmuth eines jungen Magisters, der sich für eine wissenschaftliche Größe hält, weil er eine Masse Notizen und Büchertitel im Kopf hat, wird in seinen mannigfachen Aeußerungen lächerlich gemacht. Das Lustspiel wurde Jan. 1748 mit Beifall aufgeführt.

Wenn Lessing später einmal äußert, er verdanke, was er im Drama geleistet, fast alles der Kritik, so liegt darin ein kleiner Kern von Wahrheit. Schon auf der Schule hatte Lessing mit Vorliebe die lateinische Komödie studirt. Er setzte diese Studien auf der Universität und später unablässig fort und dehnte sie dann auf die Dramatiker der Engländer und Franzosen, der Spanier und Italiener aus, so daß er allmälig eine sehr umfassende Kenntniß der gesammten dramatischen Litteratur erwarb. Er übersetzte das Gelesene stückweise, veröffentlichte Auszüge daraus, und stellte sich den Stücken kritisch gegenüber; er merkte die glücklichen Motive an, suchte ihnen die Mache abzusehn, zu ermitteln, wo sie es versehn und wie man es besser machen könne. So wurde seine Kritik sofort productiv; er legte zahlreiche Entwürfe an, welche die Vorzüge seiner Muster ausnutzen und ihre Fehler vermeiden sollten. Da ihm auf dem Theater das Costüm, auch das sittliche, religiöse und politische, als etwas Gleichgültiges vorkam, dem eigentlichen menschlichen Kern gegenüber, so ging er durchweg darauf aus, die alten Fabeln und Motive zu modernisiren, nur damit im Publicum nicht störende Nebengedanken aufkämen.

So zahlreich diese Entwürfe waren, so selten führte er sie vollständig aus, und wenn er sich schmeichelte, an Fruchtbarkeit ein zweiter Goldoni werden zu können, so verwechselte er den Plan mit der Ausführung. Die Stücke, die er von 1748 bis 1765 fertig machte, können in der Geschichte der dramatischen Litteratur keinen hohen Rang beanspruchen.

„Der Freigeist" (1753) hat, abgesehn von dem sittlichen Grundthema, daß Rechtschaffenheit mit jeder Glaubensrichtung vereinbar sei, die Führung eines gewöhnlichen französischen Lustspiels, ist übrigens artig und munter genug. — „Miß Sara Sampson" (1755) bekennt offen die britische Schule; sämmtliche Namen des Stücks sind aus irgend einer englischen Komödie des 17. oder 18. Jahrhunderts entnommen. (Mellefont aus Congreve's „Double dealer", Marwood aus „The way of the world" u.s.w.) Als erstes bürgerliches Drama machte es in Deutschland viel Glück, fand auch in Paris, wo man eifrig auf Rührung auszugehn anfing, und Beifall. „Es ist ein Trauerspiel", schreibt ein hervorragender Kritiker, „das uns mit Schauder und Vergnügen erfüllt. Die Sittenlehre, daß der, so selbst Ursache hat, Vergebung zu wünschen, vergeben soll, ist unvermerkt angebracht, und in sehr starkem Licht da, wo man sie nicht erwartete, vorgestellt." Theatralisch bedeutend ist Marwood, die gewaltthätige Buhlerin, die sich in ihrer Leidenschaft vor dem Entsetzlichen nicht

scheut; noch interessanter Mellefont, der verführbare und verführerische junge Edelmann, den eine unüberwindliche Scheu abhält, sich zu binden; der gutmüthige Wüstling, der kraftlos Leidenschaftliche, der aus Willensschwäche Sklave jedes Ungefährs wird; der Urahn aller der gemischten Charaktere, die später im deutschen Theater aufgetreten sind. Er ist schuldig, und soll dennoch Mitleid erregen: das geht aus dem Kern von Lessing's Ueberzeugung hervor, der das Mitleid für die höchste menschliche Tugend erklärte. Gedacht sind diese beiden Figuren vortrefflich, aber der Gang der Handlung ist ungeschickt und schleppend, und der weinerliche Ton, der damals keinen Anstoß gab, ist uns Neuern unerträglich. — Rühren sollte auch „Philotas" (1759), der junge Prinz, der sich selbst tödtet, um dem Vaterland einen Vortheil zu verschaffen; aber diesmal ist das Stück, um alles unnöthige Beiwerk zu vermeiden, so knapp zugeschnitten, daß man nicht einmal Zeit zur Bewunderung findet, geschweige zum Mitleid.

Dies waren Lessing's dramatische Arbeiten von seinem 18. bis 30. Jahr. Auf sie paßt seine spätere Aeußerung über seine dichterische Anlage vollkommen; sie paßt aber durchaus nicht auf die Werke des reifen Mannes. Nicht jeder echte Dichter zeigt seine volle Kraft bereits in der Jugend.

„Ein unglückliches Schicksal", schreibt einmal Chr. Fel. Weiße, ein jüngerer Universitätsfreund Lessing's in Leipzig, der wetteifernd mit ihm Lustspiele und Tragödien schrieb, bis ihm endlich der Freund durch eine unbarmherzige Kritik das Geschäft verleidete, „ein unglückliches Schicksal hat bisher über der deutschen Schaubühne gewaltet: einige Liebhaber der Musen sind in der Morgenröthe ihres Witzes verblüht, andre lassen die Jahre des Genies vorüberfliehn, bis die Geschäfte sie überhäufen." — „Sind es wirkliche Genies", antwortete Lessing in seinem 30. Jahr, „so verspreche ich mir von der Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles was der beste Kopf unter dem dreißigsten Jahr leisten kann, sind Versuche. Wie gut ist es einem Tragiker, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die so oft Genie heißt und es so selten ist. Unsre schöne Litteratur hat gegen die Litteratur aller polirten Völker ein unangenehm jugendliches Ansehn: sie hat noch wenig Werke, die ein im Denken geübter Mann gern zur Hand nähme." —

So hatte Lessing in Leipzig, in seinem zwanzigsten Jahr, nicht gedacht: zu seiner Umstimmung trug nicht blos die größere Reife der

Jahre, sondern auch der Wechsel der geistigen Atmosphäre bei, in welcher er athmete. Dieser Wechsel hatte eine bestimmte Veranlassung.

Ueber Lessing's Verkehr mit den Leipziger Schauspielern kamen den Eltern 1746 beunruhigende Gerüchte zu Ohren. Der Vater berief ihn zurück unter dem Vorwand, die Mutter sei erkrankt; Gotthold durchschaute die fromme Lüge, machte sich aber bei strenger Winterkälte sofort auf den Weg, und blieb einige Monate im Vaterhause, wo sich ein gutes Einvernehmen herstellte. Der Aufenthalt in Leipzig war Lessing indeß verleidet; er entschloß sich, dem Rath eines jungen Freundes, Mylius, zu folgen und nach Berlin überzusiedeln. Mylius wäre der letzte gewesen, den ihm die Eltern zum Führer empfohlen hätten: er war gleichfalls aus Kamenz, hatte einmal ein Pasquill auf den Pastor Lessing gemacht, redigirte in Leipzig eine Zeitschrift unter dem bedenklichen Titel „der Freigeist", und war seines lockern Lebenswandels wegen verrufen. Sie trennten sich unterwegs, Lessing blieb einer Erkrankung wegen über ein halbes Jahr in Wittenberg, und kam erst Dec. 1748 nach Berlin, wo er mit einiger Unterbrechung sieben Jahre blieb.

Zu den Bekanntschaften, die er daselbst machte, gehörte Ramler, der, einige Jahre älter, damals als Kunstrichter über ihn eine gewisse Ueberlegenheit behauptete. Eine kritische Zeitschrift, die er herausgab, legte Lessing den Gedanken nahe, sich in einem ähnlichen Geschäft zu versuchen. Er las viel, um sich nach allen Seiten auszubilden; es lag nahe, diese Lectüre sofort zu seinem Lebensunterhalt zu verwerthen; so übernahm er Febr. 1751 die Kritik in der Vossischen Zeitung, und gab kurze Anzeigen von allen möglichen Büchern.

Es war die nämliche Zeit, wo er mit Voltaire in Berührung kam. So unerfreulich dieselbe endete, hat sie doch Lessing's Stil stark beeinflußt. Er übersetzte mehrere kleine Schriften Voltaire's sehr sorgfältig, und suchte sich ihre Vorzüge anzueignen: die Deutlichkeit und Concinnität, die gehörige Vertheilung von Licht und Schatten, die kräftige Betonung dessen, worauf es ankommt, die Regeln der Fechtkunst, die Uebergänge vom Witz zum erhöhten Gefühl. Sein Naturell war darin Voltaire verwandt, nur daß der Deutsche ehrlicher und derber zustieß, und dem Gegner offen ins Auge sah. So bildete sich unter Lessing's Händen aber unter französischen Einflüssen der moderne deutsche Stil, der sowohl der Prosa des siebzehnten Jahrhunderts als der Gottsched'schen entgegengesetzt war: jene liebte es, sich in einem gewissen Ueberfluß zu wiegen; sie schonte die Synonyma nicht, sie häufte die Worte, auf Genauigkeit der einzelnen und Regelmäßigkeit der Construction kam es ihr weniger an. Diese

dagegen, da die Sprache ihre Fülle einbüßte, ging nach der Schnur, vermied alles Anstößige, bot aber dafür wenig Inhalt, und war ebenso langweilig als wohlmeinend.

In Lessing's Natur lag vieles, was ihn zum Journalisten stempelte. Es wurde ihm damals nicht leicht, lange bei einem bestimmten Gegenstand zu verweilen. Er fühlte sich schon früh an Witz und Dialektik seinen Genossen überlegen; es machte ihm Freude, diese seine Kraft zu erproben und die Lacher auf seine Seite zu bringen. Freilich hat die Gewohnheit, alles was man denkt, sofort niederzuschreiben und das Niedergeschriebene sofort drucken zu lassen, große Gefahren, wenn ihnen nicht eine energische Arbeitskraft entgegenwirkt, die in der scheinbaren und wirklichen Zerstreuung den leitenden Faden nicht verliert. Es war sehr verständig von Lessing, daß er die Unruhe seines Berliner kritischen Geschäfts Nov. 1751 bis Dec. 1752 durch einen Aufenhalt in Wittenberg unterbrach, wo er sich sammelte und ernsten gelehrten Studien oblag. Vor seiner Abreise nach Wittenberg hatte er mit Voltaire gebrochen; bald nach seiner Rückkehr erfolgte der Sturz desselben.

Mit besonderem Behagen richtete er seine Witze gegen Gottsched, dessen steifleinenes Wesen ihm gründlich zuwider war. Sonst hatte seine Kritik einen überwiegend philologischen Charakter: sie hatte es hauptsächlich mit dem Sprachlichen zu thun. Mit besonderer Heftigkeit geißelte er nachlässige Uebersetzungen aus den Griechen und Römern. Ein Fall der Art machte ihn zum berühmten Mann und gab ihm eine gesicherte Stellung innerhalb der litterarischen Parteien. Pastor Lange, ein Angehöriger des Gleim'schen Kreises, der als Dichter hauptsächlich die Horazische Form cultivirte, gab eine Uebersetzung des Horaz heraus, in der er sich die unglaublichsten Schnitzer zu Schulden kommen ließ. Lessing machte zuerst einen gemeinsamen Freund darauf aufmerksam, und lehnte die Aufforderung desselben, seine Correcturen dem Uebersetzer zur Privatbelehrung mitzutheilen, nicht unbedingt ab. Als er nun gleichwohl eine kurze Notiz veröffentlichte, behauptete Lange, dem der Zorn alle Besinnung raubte, Lessing habe Geld von ihm erpressen wollen. Nun erfolgte ein Strafgericht, wie es so blutig in Deutschland noch nicht vorgekommen war. Grob genug waren die litterarischen Streitschriften in Deutschland immer gewesen; aber diese Steigerung in den Insulten verrieth den geborenen Dramatiker, und das Publicum konnte sich um so unbefangener dem glänzenden Witz überlassen, da Lessing's Anklagen vollkommen begründet und unwiderleglich waren. Sachlich will die

Schrift nicht viel bedeuten, aber sie hat sich in Erinnerung erhalten, weil alle Welt davon sprach.

Die Neigung, alle Stoffe, die ihm vorkamen, in lebendige dialogische Form zu kleiden, zeigt sich mehr noch als in seinen Bühnenstücken in seinen prosaischen Streitschriften. Mitunter ist es reine Virtuosität; oft hätte sich, was er beweisen wollte, in nüchterner Deduction viel eindringlicher ausdrücken lassen — aber wer wollte für diese trockne Prosa das Sprühfeuer des Witzes hingeben, mit dem Lessing seine Gegner überschüttete! Sie müssen auf die Bretter, und nach dem Maaß seiner Pritsche einen Tanz aufführen. Nicht blos mit ihnen zerrt er sich herum, er ruft auch den Leser heran, auch dieser muß mitsprechen, und im buntesten Durcheinander des Gesprächs weiß der Vorsitzende, ohne langweilig zu werden, den leitenden Faden festzuhalten. Zum Schluß bearbeitet er den Gegner, den er vorher verhöhnt, in der Regel mit Keulenschlägen; der Zorn ist durchaus nicht gemacht, aber ein sicherer dramatischer Verstand wacht darüber, daß er im rechten Tempo eintritt.

„Was kann ich dafür", antwortet er einem Gegner, der ihn mit seinem dramatischen Stil aufzog, „daß ich nun einmal keinen andern habe? Daß ich ihn nicht erkünstele, bin ich mir bewußt, auch daß er grade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe; er spielt mit der Materie um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe. Sie wollen doch nicht behaupten, daß Niemand bestimmt und richtig denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdrucks bedient? Daß den kalten symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben, der Wahrheit schlechterdings schade?"

In seinen ästhetischen Urtheilen überhaupt stand Lessing, wenigstens damals, den Franzosen nicht so fern. April 1751 vertheidigte er Klopstock gegen die Gottschedianer: man könne den ganzen Bau des Gedichts noch nicht übersehn, und müsse sich daher auf die Kritik des Einzelnen beschränken. In der That beschränkte sich seine Auslegung so ziemlich auf die ersten zwanzig Verse, deren Sprache er mit philologischer Gründlichkeit untersuchte. Zugleich übersetzte er den Anfang des Gedichts in lateinische Hexameter, worin der Fürstenschüler aus Meißen sehr geübt war. Mitunter merkt man, daß es ihm schwer wird, seinen Ernst zu wahren, wenigstens sieht seine Uebertragung des Anfangs: „Sing' unsterbliche Seele!" in „Ich unsterblicher Klopstock singe!" sehr verfänglich aus.

„Wer wird nicht einen Klopstock loben! Doch wird ihn jeder lesen? Nein. Wir wollen weniger erhoben, und fleißiger gelesen sein." — Immerhin beschäftigte ihn der Messias unausgesetzt, und er suchte ihm von allen Seiten beizukommen. „Wenn der Verfasser des Messias kein Dichter ist", schreibt er Mai 1751, „so ist er doch ein Vertheidiger unsrer Religion; er hat sie in all dem Glanz dargestellt, wie sie unsre Ehrfurcht verdient. Das erhabenste Geheimniß weiß er von einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in Bewunderung verliert. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christenthum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei."

Gleichviel! Der entschlossene Weltverstand Lessing's bäumte sich gegen die überschwengliche Gefühlsseligkeit der neuen Poesie. Mehr und mehr überwog das Mißfallen. 7. Sept. sagt er von der Sehnsuchtsode nach einer Geliebten: „durch die ganze Ode herrscht eine gewisse erhabene Zärtlichkeit, die, weil sie zu erhaben ist, die meisten Leser kalt lassen möchte. Man will einige leere Gedankenspiele und verschiedene gemeine Gedanken, prächtig eingekleidet, darin bemerken." Das ist hart und übertrieben; vor allem, es ist unvollständig. — So, bald darauf über eine religiöse Ode Klopstock's: „wenn in geheimnißvollen Gedankenstrichen das Erhabne steckt; wenn verwegene Wendungen Feuer, und undeutsche Wortfügungen Tiefsinn verrathen, so wird man gegen diese Ode nichts zu erinnern haben, es müßte denn die Kleinigkeit sein, daß der Verfasser nicht gewußt hat, was Beten heißt."

„Die höchste Art, über Gott zu denken", heißt es im „Nordischen Aufseher", dem Organ der Klopstock'schen Schule, „ist, wenn die ganze Seele von dem, den sie denkt, so erfüllt ist, daß alle ihre übrigen Kräfte von der Anstrengung ihres Denkens in Bewegung gesetzt sind; wenn das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenig und zu schwache Worte haben würde." — „Der Verfasser", entgegnet Lessing, „nennt denken, was andre Leute empfinden heißen. Seine höchste Art, über Gott zu denken, ist ein Stand der Empfindung, mit welchem nichts als undeutliche Vorstellungen verbunden sind. Die Sprache kann alles ausdrücken, was wir deutlich denken; daß sie alle Nuancen der Empfindung sollte ausdrücken können, ist ebenso unmöglich als unnöthig. Jene kalte metaphysische Art, über Gott zu urtheilen, von welcher der Verfasser so verächtlich urtheilt, muß der Probirstein unsrer Empfindungen von Gott sein: der hitzige Kopf denkt oft am unwürdigsten von Gott, wenn er am erhabensten zu denken glaubt."

„Wenn ich sagen sollte, was ich aus Klopstock's Ode über die Allgegenwart Gottes mehr gelernt, als ich vorher gewußt? welchen von meinen Begriffen der Dichter aufgeklärt, in welcher Ueberzeugung er mich gestärkt? so weiß ich nichts darauf zu antworten. Freilich ist es auch des Dichters Aufgabe nicht. Genug, daß mich eine prächtige Tirade über die andre angenehm unterhalten hat, daß ich mir während des Lesens seine Begeisterung zu theilen geschienen habe: muß uns denn alles etwas zu denken geben?"

„Klopstock's Oden sind so voller Empfindung, daß man oft garnichts dabei empfindet. Es kann sein, daß er, als er sie machte, im Stand sehr lebhafter Empfindungen war; weil er aber blos diese seine Empfindungen auszudrücken suchte, und den Reichthum von deutlichen Vorstellungen, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt, verschwieg; so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen erheben; er hat die Leiter nach sich gezogen."

Für die Thatsachen der philosophischen Entwickelung wurde ihm Bayle eine ebenso wichtige Quelle als sie für Voltaire geworden war. Im Sinn Bayle's waren die „Rettungen" gedacht, Lessing's Lieblingsbeschäftigung während seines ersten Berliner Aufenthalts: auch darin erinnert er an Voltaire, der seit seiner Rückkehr aus Berlin nicht müde wurde, unschuldig Verfolgte vor dem Publicum und der Justiz zu rechtfertigen. So oft Lessing versuchte, den unverdienten üblen Leumund von einem in der Geschichte bekannten Mann wegzuwischen, erkennt man theils den philologischen Trieb nach correcter und reinlicher Darstellung der Thatsachen, theils den sittlichen Zorn gegen das Unrecht und die Lüge. Ein eigentlich historischer Sinn lag diesen „Rettungen" nicht zu Grunde; Lessing hat im Lauf seiner kritischen Thätigkeit alle möglichen Schriften vor sein Forum gezogen; am seltensten ein historisches Werk; wo er zufällig auf ein solches stößt, ist seine Besprechung unglaublich unbedeutend. Nicht auf tieferes Eingehn in den Kern der Sache kommt es ihm an, sondern auf unparteiische Darstellung der Thatsache, auch wenn sie einem von ihm hochverehrten Mann nachtheilig war.

So fand er in der Geschichte der Reformation, die er in Wittenberg gründlich studirte, viele vom Parteigeist eingegebene Irrthümer; er glaubte, Luther's Ruf nicht zu schädigen, wenn er laut aussprach, daß der Zorn ihn wiederholt zu argen Mißgriffen verleitet hat. Ohne diesen Zorn hätte er sein großes Werk nicht ausgeführt. „Gott gebraucht zu seinen großen Zwecken nicht die untadelhaftesten, sondern die bequemsten Werkzeuge."

Was uns Neuern in Lessing's Schriften am stärksten sympathisch berührt, ist der Mensch, der dahinter steht. Selten zeigt ein Schriftsteller eine so kräftig ausgeprägte Physiognomie; diese energische Männlichkeit, die zuweilen in Stolz und Trotz überzuspielen scheint, und uns auch da Achtung abnöthigt, wo sie fehlgreift! Dieser tapfre unerschrockene Mann, dessen Ehrgefühl sich vielleicht einmal überspannte, gab den Jüngern ein leuchtendes Vorbild; gern nimmt man dabei Zornausbrüche, die über das Nöthige hinausgingen, mit in den Kauf.

Auf die Zeitgenossen, die ihm nährer traten, machte Lessing den Eindruck bezaubernder Liebenswürdigkeit. Einen leidenschaftlichen Trieb, seine Gefühle Andern mitzutheilen, hatte er nicht, aber er bedurfte einer ausgedehnten Geselligkeit, um seine dialektische Kunst auszuüben, und war nicht wählerisch. Freunde, die weit unter ihm standen, behandelten ihn als guten Kameraden, als lustigen Gesellen, sie sahen ihn für Ihresgleichen an, und waren nicht wenig überrascht, wenn auf einmal seine Ueberlegenheit etwas unsanft zum Vorschein kam. Wenn sich Lessing für seine Kritik die würdigsten Grundsätze bildete, so befolgte er sie nicht immer: so griff er einmal Gottsched selbst in seinem Eheleben an, das ihn gewiß nichts anging. Am meisten möchte man das Denkmal auf seinen alten Freund Mylius ungeschrieben wünschen, der in London verkommen war; es ist mit einer Gehässigkeit abgefaßt, die sich freilich erklärt, da sich Lessing über ihn getäuscht hatte, und ihn nun diese Täuschung entgelten ließ, aber sich dadurch keineswegs rechtfertigt.

„Die Natur ist nicht auszutreiben!" schreibt Ramler, damals sein nächster Vertrauter, „er kann einmal in seinen Schriften derjenige gelinde, nachgebende Gesellschafter nicht sein, der er doch im Leben ist!" — „Lessing", schreibt Sulzer an Bodmer, „ist noch vor dem Scheideweg; er kann ganz gut oder auch ganz schlecht werden. In seinen Reden ist er viel besser als in seinen Schriften, und er scheint mir viel Verstand zu haben. Aber eine Anzahl älterer und jüngerer Halbgelehrten arbeiten daran, ihn schlecht zu machen. Ich kann ihm nicht beikommen." Der eifrige Bodmerianer hätte ihn gern unbedingt für seine Partei gewonnen; er begriff nicht, wie man Gottsched hassen und doch Bodmer nicht bewundern könne; er hatte ihn im Verdacht, eine eigne Berliner Partei gründen zu wollen.

Zu dieser rechnete er vor allen Nicolai, geb. 18. März 1733, Sohn eines Berliner Buchhändlers, der 1755 mit „Briefen über die schönen Wissenschaften", scheinbar ganz im Stil Lessing's, auftrat: der erste echte Berliner in unsrer Litteraturgeschichte. Ein rasches, zu-

versichtliches Urtheil, durch wenig Vorkenntnisse bedingt und begrenzt; der Grundsatz: bange machen gilt nicht! ein starker Disputirer, der ausschließlich auf Deutlichkeit der Begriffe ausgeht und den „gesunden Menschenverstand" über allen Schulwitz erhebt; ein muntrer, leicht fließender Ton, ziemlich trivial; großes Talent für Parteiung; daneben aber, was ihn sehr von Gottsched unterscheidet, Vorliebe für das Possenhafte und selbst einige Anlage zum Hanswurst.

Weder Sulzer noch Ramler noch Nicolai hatten eine Ahnung, daß ein echter voller Mensch manche Widersprüche in sich erträgt, in der Empfindung wie im Urtheil; Lessing hat sich selbst im Tellheim wie im Tempelherrn gezeichnet, obgleich er es in der Regel nicht wahr haben wollte: er meinte, mit sich immer einig zu sein. Aber vergebens würde man ihn in eine geschlossene Formel zu bringen versuchen; er war verwegener in seinen Widersprüchen als irgend ein andrer unserer großen Schriftsteller.

„Lessing war gewohnt, in seiner Laune die allerfremdesten Ideen zu paaren, um zu sehn, was für Geburten sie erzeugen würden. Durch dies ohne Plan Hin- und Herwürfeln der Ideen entstanden zuweilen ganz sonderbare Betrachtungen, von denen er nachher guten Gebrauch zu machen wußte; die meisten freilich waren Gedankenschwärmer, die einen Augenblick leuchten, prasseln und dann verschwinden. Mitunter, wenn er Miene machte, durch die Luft über sich selbst hinauszuspringen, kam er eben deswegen nicht von der Stelle." — So schrieb später ein Mann, der vielleicht Lessing am treusten ergeben war, Moses Mendelssohn, geb. 6. Sept. 1729, also fast gleichzeitig mit Lessing, Sohn eines dürftigen Rabbiners in Dessau, der im 19. Jahr nach Berlin eingewandert war, wo er in großer Dürftigkeit lebte, bis ein reicher jüdischer Seidenhändler ihm die Erziehung seiner Kinder anvertraute. Lessing hatte sein Herz gewonnen, indem er in einem — beiläufig recht mittelmäßigen — Stück das Vorurtheil gegen die Juden bekämpfte, wie er im „Freigeist" das Vorurtheil gegen die Geistlichen bekämpft hatte: nach seiner Ueberzeugung konnte die Rechtschaffenheit in jeder Glaubensform gedeihn. Mendelssohn, der sich berufen fühlte, sein Volk einerseits in die europäische Bildung einzuführen, andrerseits ihm eine rechtliche Gleichstellung zu gewinnen, schloß sich seit Oct. 1754 dem neuen Freunde mit warmer Liebe an; er anerkannte seine geistige Ueberlegenheit, doch mit einem Vorbehalt: er hielt auf langsames, schulgerechtes Schließen, und fand in den Gedankensprüngen Lessing's mehr geistreiche Laune als ehrliches Denken.

Im Allgemeinen aber liebte und bewunderte er ihn von ganzem

Herzen. „Die am meisten wider ihn eingenommen waren, wußte er in einer Stunde persönlichen Umgangs zu gewinnen, und gleichwohl ist ihm nie eine geflissentliche Schmeichelei aus dem Munde gegangen, ja er hatte die Bizarrerie, ein abgesagter Feind der äußern Höflichkeit zu sein. Seine gesellschaftlichen Tugenden bestanden vielmehr in echter Theilnehmung, in der äußersten Entfernung von Eigennutz und Eigendünkel, und in der milden Bereitwilligkeit, einem jeden mit seinem Reichthum an Begriffen so zuvorzukommen, daß man sich in einer Unterredung mit ihm allezeit scharfsinniger glaubte als man wirklich war, ob man gleich nicht unterlassen konnte, seine Ueberlegenheit innerlich recht sehr zu fühlen. Sarkastisch und bitter gegen jeden Geck, der die Wahrheit allein gefunden zu haben glaubte, war er liebreich und bescheiden gegen jeden, der Wahrheit suchte, und zu allen Zeiten bereit, ihm mit seinem Vorrath zu dienen."

Moses hatte bei höchst unvollkommener Schulbildung sich mit Ausdauer und Scharfsinn in die gangbare Philosophie eingearbeitet; er hatte mit Locke angefangen, und wenn er sich bald zu Wolff bekannte, so hielt er es doch für möglich, manches aus Locke, namentlich die Analyse der Empfindungen, in die Wolffische Philosophie einzuführen; er konnte das um so eher, da ihn das Esoterische bei Leibniz immer nur flüchtig berührte. Nun hatte die Berliner Academie die Aufgabe gestellt, Pope's Satz, daß in der Welt alles in Ordnung sei, zu erklären und zu beurtheilen. Sie selber war in ihrer Ansicht getheilt; Sulzer war entschieden für die beste Welt, die französischen Mitglieder neigten sich mehr der skeptischen Ansicht Voltaire's zu. Unter dem Titel „du hasard sous l'empire de la providence" suchte Prémontval, von der französischen Colonie in Berlin, zu erweisen, es müßte einen Zufall geben, d. h. etwas, wofür sich ein zureichender Grund nicht ermitteln lasse, sonst könne es auch keine göttliche Vorsehung geben.

Zur Lösung der Aufgabe verband sich nun Febr. 1755 Lessing mit Moses; dieser ging ernsthaft auf die Frage ein und beantwortete sie im Sinn von Leibniz: er erkannte die „beste Welt" an. Lessing dagegen machte sich über die Academie lustig, die den Einfall eines Poeten zum Gegenstand einer philosophischen Erörterung mißbrauchte.

Lessing nahm 1755 in der deutschen Litteratur bereits eine angesehene Stellung ein. Er war gefürchtet als derber Fechter, aber er wurde auch von soliden Männern in Wissenschaft und Kunst hochgeschätzt. Am wärmsten trat wiederholt Prof. Michaelis in Göttingen für ihn ein, der berühmte Orientalist, der seit Haller's Abgang nach Bern 1753

die Göttinger gelehrten Anzeigen redigirte. Er stellte sich 1754 auf seine Seite gegen Lange, er pries 2. Juni 1755 die „Miß Sara Sampson". Durch Ramler war Lessing auch mit Gleim bekannt und befreundet worden. Dec. 1755 ging er wieder nach Leipzig, wo er in dem alten Kreise Gellert's, seines Freundes Weiße u. A. wohl aufgenommen wurde, auch einige jüngere Schriftsteller kennen lernte. Die Leipziger hatten sich mehr und mehr auf den Cultus der Kleinigkeiten gelegt, und eine bescheidene Gemüthlichkeit in ihrem Verkehr ausgebildet, die Lessing wenig zusagte.

Stärker als die meisten Mitstrebenden hatte Lessing den Trieb, das Leben der großen Welt kennen zu lernen. Nun schien sich eine günstige Gelegenheit zu bieten: Mai 1756 schloß er mit einem jungen Leipziger Patricier einen Vertrag, ihn auf einer längern Reise durch Deutschland, Frankreich, Italien zu begleiten. Aber es sollte nicht sein! die Reisenden waren bis Amsterdam gekommen, als Sept. 1756 der Ausbruch des Krieges sie nach Leipzig zurückrief.

3.

Kant und Winckelmann.

1755—1756.

11. März 1755 widmete der Magister Kant (31 J.) in Königsberg seine „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" dem König von Preußen: „ein Versuch von dem mechanischen Ursprung des Weltgebäudes, nach Newton'schen Grundsätzen abgehandelt." — Pfingsten desselben Jahres überreichte in Dresden der Privatgelehrte Winckelmann (38 J.) dem König von Polen die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke". Es sind die beiden ersten Schriften deutscher Prosa im hohen Stil, die ersten Versuche des Verstandes, sich zum Enthusiasmus aufzuschwingen, die ersten Fanfaren, in denen sich der Geist der neuen Renaissance in seinen höchsten Bestrebungen ankündigt: Kunst, Alterthum und Naturwissenschaft.

Die beiden Verfasser stammten aus den am wenigsten begünstigten Gegenden des Preußischen Staats, der Altmark und Ostpreußen. Die Bewohner der Norddeutschen Marken hatten länger mit der Noth des Lebens zu kämpfen, sie kamen später zum Genuß; aber im Verhältniß

zur Entbehrung steigerte sich bei einer ideal angelegten Natur die Sehnsucht, und im Ringen mit den dürftigsten Verhältnissen wuchs Muth und Kraft.

Immanuel Kant, geb. 22. April 1724, gleichalterig mit Klopstock, war der Sohn eines dürftigen Sattlers in Königsberg. Im elterlichen Hause, namentlich bei der Mutter, die er im 13. Jahr verlor, herrschte ein gemilderter Pietismus, dem Kant später viel Gutes nachsagte: „die Leute, denen er Ernst war, besaßen das Höchste, was der Mensch besitzen kann, jene heitre Ruhe, jenen innern Frieden, der durch keine Leidenschaft beunruhigt wurde."

Der Knabe kam in der Schule schnell vorwärts. Mit dem 16. Jahr bezog er die Universität, in den alten Sprachen wie in der Wolffischen Schule gründlich vorgebildet. Seinen Unterhalt erwarb er durch Privatstunden. Außer den theologischen Vorlesungen hörte er auch mathematische, für welche er eine entschiedene Neigung und Befähigung hatte. Seine erste Arbeit fiel in das Gebiet der angewandten Mathematik. Liest man dies Erstlingswerk des 23jährigen Jünglings, die „Gedanken von der wahren Schätzung lebendiger Kräfte", so wird man über die frühe Reife betroffen. Ein enormes Wissen, eine kaltblütige, solide, rein sachliche Untersuchung, ein Scharfsinn, der sich zu den stärksten Schritten erkühnt, und ein ungewöhnlich entwickeltes Selbstgefühl. „Freilich steckt viel Vermessenheit in dem Gedanken, die Wahrheiten, um die sich die größten Meister der menschlichen Erkenntniß vergeblich beworben, entdeckt zu haben: aber ich bilde mir ein, es sei zuweilen nicht unnütz, ein gewisses edles Vertrauen in seine Kräfte zu setzen."

„Ich habe mir meine Bahn vorgezeichnet, nichts soll mich hindern, sie zu halten!" schrieb er, da der erwartete Erfolg ausblieb. Da seine Mittel nicht ausreichten, in der Universitätsstadt zu bleiben, nahm er acht Jahre lang verschiedene Hauslehrerstellen auf dem Lande an: März 1755 kehrte er nach Königsberg zurück, habilitirte sich daselbst und veröffentlichte die „Naturgeschichte des Himmels, nach Newton'schen Grundsätzen".

Von der Durchforschung des Naturgesetzes hat Kant's Philosophie ihren Ausgang genommen, nicht, wie man nach ihrer spätern Entwickelung erwarten sollte, aus der Durchforschung des Gewissens: er hat sich, wie 17 Jahre vor ihm Voltaire, rücksichtslos zu Newton bekannt.

In Frankreich und England würde das Werk großes Aufsehn gemacht haben, das deutsche Publicum ließ es unbeachtet, und König Friedrich, dem er es widmete, verstand kein Deutsch: d'Alembert, der

sich ihm Juni 1755 vorstellte, bezog von ihm eine Pension; Kant bewarb sich nach seiner Habilitation vergebens um eine Professur; er nahm junge Leute von Stand in Pension, und hielt Privatvorlesungen über Mathematik, Geographie und Naturlehre.

Die „Naturgeschichte des Himmels" ist das erste wissenschaftliche Werk, das in deutscher Sprache mit bestimmter Reflexion auf die Schönheit der Darstellung geschrieben ist; einzelne Partien, z. B. die Schilderung der brennenden Sonne und der tiefen Nacht, die dem Erlöschen dieses mächtigen Feuers folgen wird, können sich dreist neben den besten Stellen Buffon's sehn lassen. Später, da Kant seine Imagination gewaltsam zurückdrängte, hat er sich zu dieser Wärme des Stils nicht wieder erhoben.

Das Buch giebt ein großartiges Bild der allgemeinen Weltbewegung: ein Weltbild, nicht wie es den Sinnen sich darstellt, sondern wie es die prüfende Vernunft begreift. Aber durch dies abstracte System der absoluten Bewegung schimmert das sinnliche, farbenvolle und tönende Weltall durch. Mit einem wie großen Blick Kant auch bei der Construction des Einzelnen das Richtige traf, haben Laplace's Forschungen der Nachwelt gewiesen.

Nicht nur die Planeten bewegen sich, auch die Fixsterne; für unser System, die Milchstraße, nimmt Kant den Sirius als das Centrum an. Diese absolute Bewegung der Welt ist ewig, sie wird durch einfache Kräfte bestimmt. Die Astronomie ist nach der Mathematik die sicherste Wissenschaft; unter allen Aufgaben der Naturwissenschaft kann keine mit größerer Gewißheit gelöst werden als die wahre Verfassung des Weltbaus im Großen. Ohne Vermessenheit darf man sagen: gebt mir Materie, und ich will euch zeigen, wie eine Welt daraus entstehn soll!

Das ist aber unmöglich bei der Frage: wie entsteht das Leben im eigentlichen Sinn nach mechanischen Gesetzen? Selbst auf die einfachere Frage: was ist das Leben? antwortet Kant: ich weiß es nicht! Er spricht wiederholt seine Bewunderung vor Haller dem Dichter aus: mit seiner Physiologie hat er sich niemals beschäftigt. Es ist das eine bleibende Lücke in seinem System.

Wenn Leibniz in seiner Dynamik immer von Erhaltung der Kraft redet, so scheint Kant vielmehr auf den Verbrauch derselben aufmerksam zu machen. „Vielleicht büßt die Natur bei den unaufhörlichen Zeugungen beständig etwas von ihrer Kraft ein. Dieselben Ursachen, durch welche ein Ding zur Vollkommenheit gelangt, bringen es durch unmerkliche Stufen zu seinem Untergang; aus denselben Gründen, die seine Aus-

bildung bewirkten, muß es endlich verfallen: derselbe Trieb, der die Bäume wachsen macht, bringt ihnen den Tod."

„Wenn ich den Trieb der alten Völker zu großen Dingen, den Enthusiasmus der Ehrbegier, der Tugend und der Freiheitsliebe, der sie mit hohen Ideen begeisterte und über sich selbst erhob, mit der gemäßigten und kaltsinnigen Beschaffenheit unsrer Zeiten vergleiche, so finde ich zwar Ursache, unserm Jahrhundert zu einer Veränderung Glück zu wünschen, welche der Sittenlehre sowohl als den Wissenschaften gleich einträglich ist, aber ich gerathe doch in Versuchung, zu vermuthen, daß es vielleicht Merkmale einer gewissen Erkaltung desjenigen Feuers seien, welches die menschliche Natur belebte, und dessen Heftigkeit ebenso fruchtbar an Ausschweifungen als an schönen Wirkungen war." Der Verbrauch der Kraft scheint sich also auch auf den menschlichen Geist zu beziehn.

„Man darf nicht erstaunen, selbst in dem Großen der Werke Gottes Vergänglichkeit zu finden. Ein Weltgebäude hat eine Beständigkeit in sich, die nach unsern Begriffen einer unendlichen Dauer nahe kommt; vielleicht werden tausend Jahrhunderte es nicht vernichten. Allein weil die Eitelkeit, die an den endlichen Naturen haftet, beständig an seiner Zerstörung arbeitet, so wird die Ewigkeit alle möglichen Perioden in sich halten, um durch einen allmäligen Verfall seinen Untergang endlich herbeizuführen. Aber die Fruchtbarkeit der Natur hat keine Schranken: indeß sie mit veränderlichen Auftritten die Ewigkeit ausziert, bleibt Gott in einer unaufhörlichen Schöpfung geschäftig, den Stoff zur Bildung noch größerer Welten zu formen." Der Verbrauch der Kraft bezieht sich nur auf einzelne Welten, nicht auf das Universum.

„Wenn wir diesen Phönix der Natur, der sich nur darum verbrennt, um aus seiner Asche wiederum verjüngt aufzuleben, durch alle Unendlichkeit der Zeiten und Räume verfolgen, so versinkt unser Geist in tiefes Erstaunen, und vernimmt beim Anblick des gestirnten Himmels eine Sprache, deren Begriffe sich nicht mehr nennen, sondern nur empfinden lassen. Mit welcher Ehrfurcht muß die Seele nicht ihr eignes Wesen ansehn, das alle diese Wunder überleben soll! Sie ist in diesem Tumult der Elemente auf eine Höhe gesetzt, von der sie die Verheerungen gleichsam unter ihren Füßen kann vorbeirauschen sehn, bis endlich die Fesseln fallen, welche sie an die Eitelkeit der Creaturen geknüpft halten."

Die partiellen Wunder Gottes verwirft Kant viel entschiedner als Newton, der immer noch die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit offen ließ, daß der Werkmeister von Zeit zu Zeit die abgelaufene Uhr aufziehn müsse; bei Kant zieht sie sich in alle Ewigkeit selbst auf. Mit äußerster

Härte spricht er sich über die Vorstellung willkürlicher Eingriffe Gottes in die Weltordnung aus. Ein Weltsystem, das sich ohne ein Wunder nicht erhalte, hätte nicht den Charakter der Beständigkeit, die das Merkmal der Wahl Gottes ist. Die Dinge haben in einem einzigen höchsten Verstand ihren Quell. Wenn man sich einbildet, daß die allgemeinen Naturgesetze an und für sich nichts als Unordnung zuwege bringen, und daß alle Uebereinstimmung zum Zweck, welche bei der Verfassung der Natur hervorleuchtet, die unmittelbare Hand Gottes anzeigt, so wird man genöthigt, die ganze Natur in Wunder zu verkehren. Es wird in der That alsdann keine Natur mehr sein.

„Aber wenn der Weltbau mit der Ordnung und Schönheit nur eine Wirkung der ihren allgemeinen Bewegungsgesetzen überlassenen Materie ist, wenn die blinde Mechanik der Naturkräfte sich aus dem Chaos von selber so herrlich zu entwickeln weiß: ist nicht der Beweis des göttlichen Urhebers aus der Schöpfung völlig entkräftet?" — „Es ist ein Gott", erwidert Kant, „eben deswegen, weil die Natur selbst im Chaos nicht anders als regelmäßig verfahren kann. Da Gott eine Welt in seinem Rathschluß begriff, in der Alles die Regel des Besten erfüllt, so würdigte er sie seiner Wahl, nicht weil es ihm so beliebte, sondern weil er als allweise so wählen mußte. Wie könnten die nothwendigen Folgen der Dinge, deren Grund in Gott ruht, seinem Willen entgegen sein? Alle Veränderungen der Welt, die mechanisch, d. h. aus den Bewegungsgesetzen nothwendig sind, müssen, weil nothwendig, jederzeit gut sein." In der Schöpfung hängt alles nothwendig zusammen, ihre Unendlichkeit faßt gleich nothwendig alle Naturen in sich; ihr ist kein Glied gleichgültig; keines dürfte fehlen. Alles wird durch allgemeine Gesetze bestimmt, deren Folgen kein individuelles Interesse stören und unterbrechen darf.

In dieser Ueberzeugung wurde Kant nicht erschüttert, als 1. Nov. 1755 das Erdbeben von Lissabon ganz Europa in Schrecken setzte. In dem stolzen Gefühl der immer wachsenden Aufklärung hatte man sich allmälig eingeredet, die Weltgeschichte, von einer weisen Vorsehung stetig geleitet, gehe in grader Linie vorwärts; nun tauchte plötzlich die Macht des Zufalls auf, in seiner verhaßtesten Gestalt, und grade die Führer der Aufklärung, Voltaire voran, legten sich die Frage vor, ob nicht am Ende der Zufall die Welt regiere? Voltaire's „Candide" war eine humoristische Verhöhnung des Optimismus; die Preisaufgabe der Academie, die Lessing und Moses vor einem halben Jahr beschäftigt, drängte sich nun mit sinnlicher Gewalt den Philosophen auf, der Scepticismus schien zu triumphiren.

„So sind wir Menschen!" sagt Kant in der „Beschreibung des Erdbebens". „Wir sehn uns als das einzige Ziel der Anstalten Gottes an! Wir verlangen, der Erdboden solle so beschaffen sein, daß man wünschen könnte, ewig darauf zu wohnen! Als Menschen, die geboren werden um zu sterben, können wir es nicht ertragen, daß einige im Erdbeben gestorben sind, und als Fremdlinge, die kein Eigenthum besitzen, sind wir untröstlich über den Verlust endlicher Güter! Die Betrachtung solcher schrecklichen Zustände soll vielmehr den Menschen demüthigen, indem sie ihn sehn läßt, er habe kein Recht, von den Naturgesetzen lauter bequeme Folgen zu erwarten; und er wird erkennen, daß dieser Tummelplatz seiner Begierden billig nicht das Ziel aller seiner Absichten enthalten sollte. Er ist nicht geboren, um auf dieser Schaubühne der Eitelkeit ewige Hütten zu bauen. Er ist im Dunkeln, wenn er die Absichten errathen will, die Gott in der Regierung der Welt vor Augen hat; allein er ist in keiner Ungewißheit über die Anwendung, wie er diese Wege der Vorsehung dem Zweck derselben gemäß gebrauchen soll."

Das ist also eine moralische Lösung des Welträthsels, wie sie Kant auch später anstrebte; der Mensch ist in der Welt, um gut zu handeln; das Gefühl des Rechten, nicht das befriedigte Gefühl des Schönen ist auf Erden seine Bestimmung. Kant, der in spätern Jahren der Begründer der idealistischen Aesthetik werden sollte, und auch schon in der Jugend sich mehrfach mit ästhetischen Untersuchungen beschäftigte, hatte im Grund für die Schönheit keinen rechten Sinn; er sah die Dinge zu mathematisch an. Als er einmal einem Schüler ein merkwürdiges Raumgesetz vortrug, „wurde dieser wie durch ein Naturwunder gerührt." — „In der That", setzt Kant hinzu, „muß die Unermeßlichkeit solcher harmonischen Beziehungen des Raums uns ähnlich oder auf eine erhabene Art rühren wie die zufälligen Schönheiten der Natur." Wer so denkt, dem bleibt die freie Schönheit fremd.

„Das Vergnügen an der Schönheit", schreibt Sept. 1755 Lessing's Freund Moses Mendelssohn in den „Briefen über die Empfindungen", „ist unserm Unvermögen zuzuschreiben; wir ermüden, wenn unsre Sinne eine allzu verwickelte Ordnung auseinanderlegen sollen. Gott, der alles auf einmal übersieht, hat kein Gefallen am Schönen. Nur die äußere Gestalt der Dinge hat er mit sinnlicher Schönheit bedeckt, um die Sinne endlicher Geschöpfe zu reizen; unter der Haut liegen gräßliche Gestalten verborgen, alle Gefäße sind ohne scheinbare Ordnung in einander ver-

schlungen, kein Ebenmaß, keine sinnlichen Verhältnisse. Wie sehr würde der Schöpfer seinen Zweck verfehlt haben, wenn er nichts als Schönheit gewesen wäre!" — Ein halbes Jahr vorher hatte Winckelmann den Deutschen ein ganz andres Evangelium verkündet, das ein höchst wesentliches Element des deutschen Idealismus wurde.

Der Sohn eines armen Schuhflickers zu Stendal in der Altmark, geb. 9. Dec. 1717, hatte sich Winckelmann auf der Schule seiner Vaterstadt durchschlagen müssen, bis es ihm im 12. J. gelang, in das kölnische Gymnasium nach Berlin zu kommen. Im 21. J. ging er auf die Universität Halle, wo er hauptsächlich von der Unterstützung seiner Landsleute lebte. Darauf trieb er sich einige Jahre als Informator umher, bis er im 25. J. ein Conrectorat in Seehausen (Altmark) annahm. Die Einkünfte waren so karg, daß er bei wohlhabenden Bürgern sich Freitische erwirken mußte. Eifrig studirte er die Classiker: nachdem er bis Mitternacht gearbeitet, schlief er im Pelz in seinem Lehnstuhl, um früh bei der Lampe weiter zu arbeiten. „Ich ließ Kinder mit grindigem Kopf das Abc lesen, wenn ich während dieses Zeitvertreibs Gleichnisse aus dem Homer betete."

Im 30. J. erhielt er bei dem Grafen Bünau auf Nöthenitz bei Dresden eine Stelle in dessen Bibliothek mit einem sehr kargen Gehalt; sein Hauptgeschäft war, Auszüge aus den Chroniken für die Reichsgeschichte des Grafen zu machen. „Ich schrieb den ganzen Tag alte Urkunden aus, und las das Leben der Heiligen und Nachts den Sophokles. Ich rief mir beständig zu: *τέτλαθι δὴ, κραδίη· καὶ κύντερον ἄλλο ποτ' ἔτλης!*"

Aus dem Bücherstaub heraus sehnte er sich nach frischem farbigem Leben, sein Trost in Nöthenitz war der häufige Besuch in Dresden. „Dresden", schreibt er, „ist jetzt Athen für die Künstler!" August der Starke hatte seine Residenz in eine steinerne Stadt verwandelt, die bei allen Reisenden Bewunderung erregte. Im Großen Garten war jedes Fleckchen mit Marmorwerken besetzt, im Stil Bernini's: Centauren, Faune und Satyrn tummelten sich in lüsternen Bewegungen, in weißem Marmor durch das frische Grün.

Ueberwog in der Kunst der Zeit das Rococo, so wurde durch die neuen Ankäufe, die Tizian, Correggio, Paul Veronese u. s. w., der Sinn für das Idealschöne geweckt; 1753 wurde die Sixtinische Madonna aufgestellt.

„Die Galerie enthält nunmehr ein würdiges Werk von Rafael's Hand: die Madonna, mit einem Gesicht voll Unschuld und zugleich einer

mehr als weiblichen Größe, in einer selig ruhenden Stellung, in derjenigen Stille, welche die Alten in den Bildern ihrer Gottheiten herrschen ließen; das Kind auf ihren Armen, über gemeine Kinder erhaben durch ein Gesicht, aus welchem ein Strahl der Gottheit durch die Unschuld der Kindheit hervorzuleuchten scheint."

Eine andre Welt ging ihm auf als die armselige seiner Altmark. Zudem war Dresden der Sammelplatz tüchtiger Künstler und Kunstkenner, bei denen er sich Raths erholen konnte. Vor allen der Maler Oeser, reich an Entwürfen, der bei Allem, was für die Kunst in Dresden geschah, die Hand im Spiel hatte; Dietrich, Techniker vom erstem Rang, der ohne eigentliche Schöpferkraft allen Stilarten gerecht wurde; Canaletto, der eben seine Landschaften aufstellte. Lippert predigte den Cultus der Grazien, die er hauptsächlich in den Gemmen vertreten fand; Geh.-Rath v. Hagedorn, der jüngere Bruder des Dichters, verlangte, alles Häßliche aus der Kunst unbedingt zu verbannen; Algarotti, ehemals Friedrich's Günstling, behauptete, die griechische Mythologie mit ihren Tritonen und Dreaden, die vor der Phantasie der Künstler scherzten, und ihren Göttergeschlechtern sei der Kunst viel günstiger als das Christenthum mit seinen finsteren Leidensgeschichten.

So ausgiebig indeß der Aufenthalt in Dresden an neuen Kunstanschauungen war, so wurde dadurch Winckelmann's Sehnsucht nur noch gesteigert, in den Mittelpunkt alles Kunstlebens vorzudringen, die Antike an der Quelle zu studiren, in Rom als Römer zu leben. Wieder erwachte die Sehnsucht des deutschen Barbaren nach dem Süden, seiner schönen Natur, seinen Kunstschätzen, seinen Göttern. In Leibniz' Leben war der italienische Aufenthalt nur eine Episode gewesen; bei Winckelmann steigerte sich die Sehnsucht zur Leidenschaft.

Unter den vornehmen Fremden, die von Dresden aus Nöthenitz besuchten, um sich in der Bibliothek des Grafen umzusehn, war auch der päpstliche Nuntius Archinto. Er lernte Winckelmann's gediegne Kenntnisse schätzen und machte ihm den Vorschlag, nach Rom zu gehn, mit der Aussicht auf eine Stelle in der Vaticanischen Bibliothek: aber unter der Bedingung des Uebertritts. Die Unterhandlungen zogen sich zwei Jahre hin: Archinto wollte so wohlfeil als möglich kaufen, und Winckelmann zitterte, seinem Gönner, dem Grafen Bünau, zu mißfallen.

„Gott und die Natur", schreibt Winckelmann 9. Jan. 1753 an einen Freund in Nöthenitz, der ihn liebevoll warnte, „haben wollen einen Maler, einen großen Maler aus mir machen, und beiden zum Trotz sollte

ich Pfarrer werden. Nunmehr ist Pfarrer und Maler an mir verdorben. Allein mein ganzes Herz hängt an der Kenntniß der Malerei und Alterthümer. Hätte ich noch das Feuer, das ich durch ein heftiges Studium verloren, ich würde weiter in der Kunst gehn. Nunmehr habe ich nichts vor mir, worin ich mich hervorthun könnte, als die griechische Litteratur. Ich kenne keinen Ort geschickter als Rom, dieselbe aufs höchste zu treiben. Du kannst dir einbilden, daß der Antrag nicht sine conditione sine qua non geschah. Eusebia und die Musen sind streitig bei mir, aber die Partei der letzteren ist stärker. Die Vernunft, die in solchem Fall das Gegentheil thun sollte, tritt derselben bei: sie ist der Meinung, man könne über etliche theatralische Gaukeleien hinsehn; der wahre Gottesdienst sei allenthalben nur bei wenig Auserwählten in allen Kirchen zu finden."

„Bisher" (21. Febr.) „habe ich den Pelz noch nicht gewendet." Eine gütige Erklärung des Grafen Bünau hat ihn ganz gerührt: „der gnädige Herr! ich wollte seine Fußtapfen küssen!"

Ein Jahr darauf, 12. Juli 1754: „ich habe leider den unglücklichen Schritt gethan. Mit wieviel Unruhe ich an diesen äußersten Entschluß gegangen bin, das weiß mein Gott. Alea jacta est; es ist nichts mehr zu machen." — „Ich falle Ew. Excellenz demüthig zu Füßen!" schreibt er 12. Sept. an den Grafen. „Ich lasse mir nicht einfallen, mich denenselben persönlich zu zeigen; allein ich hoffe, das Herz voll Menschenliebe, das meine vielen Fehler gnädig übersehn, werde zuletzt menschlich über mich urtheilen."

Sich von dem bildlosen Cult des Lutherthums und seinen pietistischen Wallungen loszusagen, kostete Winckelmann, der mit all seinen Idealen im Heidenthum wurzelte, keine Anstrengung; aber das Zerreißen persönlich sittlicher Bande fiel ihm schwer. In die neue Kirche war er ohne alle Achtung eingetreten. „Anfänglich", schreibt er 10. März 1755, „da mich einige Bekannte in der Messe knien sahn, habe ich mich geschämt. Mein Vater hat keinen Katholiken aus mir machen wollen, er hat mir ein gar zu empfindliches Knieleder gemacht. Im Winter habe ich meinen Manchon untergelegt, im Sommer werde ich bloß darum ein Paar Schlaghandschuhe bei mir führen müssen, um andächtig zu knieen. Ich merke, es fehlt mir noch sehr viel zu meiner Seligkeit. Wenn ich mit der rechten Hand die Kreuze machen soll, so meldet sich die linke zum großen Aergerniß derer, die neben mir sind. Ich habe gebeichtet, allerhand schöne Sachen, die sich besser in Latein als in der Frau Muttersprache sagen lassen. Sieben Vaterunser und sieben Ave

Maria sollte ich beten; in der ersten Beichte waren es zwei von jeder Art mehr, und mit Recht. Du siehst, daß die heilige Kirche eine sehr gütige Mutter ist; sollte ich dir nicht bald Lust machen, Katholik zu werden?"

Oct. 1754 siedelte Winckelmann vollständig nach Dresden über. Er wohnte bei Oeser, der ihm Unterricht im Zeichnen gab. Pfingsten 1755 überreichte er die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke" dem König selbst. Er hatte nur fünfzig Abdrücke machen lassen, sehr vornehm ausgestattet, die verschenkt wurden; gleich darauf griff er sie selbst in einer Gegenschrift an und vertheidigte sie in einer dritten. Den leitenden Gedanken der Schrift muß man aus dem Wust gelehrter Notizen erst herausschälen.

Der gute Geschmack hat sich zuerst unter dem griechischen Himmel gebildet; er hat sich selten weit von Griechenland entfernt, ohne etwas zu verlieren.

Bei der Bildung der Griechen wirkte zunächst der Einfluß eines sanften und reinen Himmels. Frühzeitige Leibesübungen gaben dieser Bildung die edle Form: Gymnasien, olympische Spiele. Ihre Kleidung that der bildenden Natur keinen Zwang an. Alle Lebensfunctionen waren so geleitet, schöne elastische Körper und Bewegungen zu bilden, und die Künstler hatten täglich Gelegenheit zur Beobachtung des Schönen.

Bei den modernen Malern und Bildhauern bleiben die schönsten Köpfe hinter den schönsten Köpfen der Natur zurück; die Griechen bringen das Schönste wie aus dem Handgelenk hervor. Fast alle ihre Münzen zeigen Köpfe, vollkommener in der Form, als wir sie in der Natur kennen; weiter kann der menschliche Begriff nicht gehn! Daher entdecken wir in den Antiken sicherer, wenigstens schneller das Schöne als in der Natur. Die Natur strebt, das Vollkommene hervorzubringen, aber es gelingt ihr nie ganz. Die griechische Kunst läßt das Große und Wesentliche deutlicher hervortreten; sie sammelt in einem einzigen Gesichtspunkt, was in der Natur zerstreut liegt; sie sucht in den verschiedenen Individuen das schönste Auge, das schönste Kinn u. s. w., und vereinigt das Alles in einer typischen Figur.

Unter keinem Volk ist die Schönheit so hoch geachtet worden als bei den Griechen. In der griechischen Geschichte finden wir die schönsten Leute angemerkt. Wettspiele der Schönheit wurden bereits in den ältesten Zeiten angeordnet; am Fest des Philesischen Apoll war auf den gelehrtesten Kuß unter jungen Leuten ein Preis ausgesetzt. Jede schöne Person suchte sich den Künstlern gefällig zu zeigen, weil diese den Preis der

Schönheit bestimmten; dadurch hatten diese Gelegenheit, die Schönheit täglich vor Augen zu sehn; sie zeigte sich ihnen unverhüllt.

Es war der griechischen Nation eigen, alle ihre Werke mit einem Charakter der Freude zu bezeichnen; auf keinem ihrer Denkmale ist eine fürchterliche Vorstellung; das Bild des Todes erscheint vielleicht nur auf einem einzigen alten Stein.

Das allgemeine Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist edle Einfalt und stille Größe. Wie die Tiefe des Meers allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüthen, so zeigen die griechischen Figuren bei aller Leidenschaft eine gesetzte Seele. Der Laokoon des Künstlers erhebt kein Geschrei wie bei Virgil; der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau mit gleicher Stärke gleichsam abgewogen: wir wünschen, wie dieser große Mann das Elend ertragen zu können!

Eigentlich ist die griechische Kunst das Abbild eines innern Schauens; sie will nicht die Natur nachahmen, sondern sich über die Natur erheben; sie will Götter schaffen. In der Fülle des wirklichen Schönen schuf sie sich gewisse allgemeine Begriffe vom Ideal-Schönen. Von diesen Ideen geleitet, brachte die Hand der griechischen Künstler Gestalten hervor, welche, von menschlicher Nothdurft gereinigt, sich in das Reich reiner Schönheit erheben, die keine Begierde weckt, die da ist wie eine nicht durch Hülfe der Sinne empfangene Idee, und den Geist in einen Traum seliger Entzückung versetzt. Das höchste Ziel der Kunst geht auf Dinge, die nicht sinnlich sind.

Nur Bilder der höhern Allegorie, die etwas zu denken geben, verleihen einem Kunstwerk die wahre Größe: es rührt um so mehr, je mehr es reizt, in den verborgenen Gedanken einzudringen.

Wir Modernen werden in unserm Schaffen gelähmt, weil wir keine feststehende Symbolik und Mythologie haben: jeder Künstler muß mit seinen Idealen auf eigne Hand anfangen. Durch dies Uebermaß der Originalität wurde Bernini verführt, seine Bilder in der gemeinen Natur oder unter Geschöpfen eines unbekannten Himmels zu suchen.

Unser ganzes modernes Leben widerstrebt der Kunst. Unser Geist wird, bis er abnimmt, unedel genährt; der unmündige Verstand, welcher wie eine zarte Rinde den Einschnitt behält und erweitert, wird mit bloßen Tönen ohne Begriffe unterhalten; das Gehirn, das gleich einer Wachstafel nur eine gewisse Anzahl Bilder fassen kann, ist mit Träumen erfüllt, wenn die Wahrheit Platz nehmen will. Wir streben gelehrt zu sein, das heißt zu wissen, was Andre gewußt haben. Wir scheuen uns

vor dem Neuen und Großen, selbst unsre Tugenden fälschen unsern Adel, sie gewöhnen uns an niederträchtige Geduld. —

Diese Erstlingsschrift von 1755 ist vielleicht das Interessanteste, was Winckelmann überhaupt geschrieben. Die Gedanken sind leicht, wie im Fluge hingeworfen, aber im Keim ist schon alles, nur in jugendlich freudigem Uebermuth, enthalten, was er später entdeckt. Freilich ahnt er mehr als er weiß, er legt mehr hinein als er sieht, aber in diesen Gesichten giebt sich seine ideale Natur am vollsten aus.

Mit dieser Schrift beginnt für Deutschland die Wiederaufnahme der Renaissance. Die Kunst war der so lange vergebens gesuchte Schlüssel für das Verständniß der Antike; aus der Gruppe der Niobiden lernte man endlich die Kunstform des Sophokles verstehn.

Sie wirkte unmittelbar und augenblicklich. „Was die Natur zerstreut hat", erklärt nun Mendelssohn, „sammelt der Künstler in einem einzigen Gesichtspunkt, und bemüht sich, es so vorzustellen, wie es die Natur vorgestellt haben würde, wenn Schönheit ihre einzige Absicht gewesen wäre." Insofern erhebt sich der griechische Künstler über die Natur; wir Modernen können ihm nur nachstaunen. „Die Zeiten sind vorbei, da noch die Tempel Wohnungen der Götter waren, und die Gedichte zum Unterricht und zur Erbauung einer großen Versammlung gelesen wurden. Wir unterrichten uns in Compendien, erbauen uns in Predigten, und lesen Gedichte zur anständigen Zeitverkürzung, zur edlen Erholung von mühsamen Geschäften und Studien. Unsre Begeisterung ist ein verabredet Spiel zwischen Dichter und Leser, die sich einander zu Gefallen vieles nachsehn."

„Alles was in neuern Zeiten die Kunst Bewundernswürdiges hat," schreibt Ernesti in Leipzig, bald nachdem er Winckelmann's Erstlingsschrift gelesen, „ist von den griechischen Kunstwerken copirt. Wenn wir heute die Roheit des gothischen Geschmacks verachten, wem sind wir diese Bildung anders schuldig als der Nachforschung in den alten Kunstwerken?"

Nicht unbedingt freilich fügten sich die Philologen: Heyne, der bald darauf als Professor in Göttingen Gesner in der gelehrten Welt beerbte — er hatte, Sohn eines armen Leinwebers in Chemnitz, als Privatsecretär des Grafen Brühl Winckelmann wiederholt in Nöthenitz besucht — machte starke Einwendungen gegen ihn; aber er selbst und bald auch die übrigen Zeitgenossen fühlten sich doch mehr und mehr von der mächtigen Natur bezwungen.

Endlich erhielt Winckelmann das verheißene Jahrgehalt von

zweihundert Thalern und reiste eilig ab. Nach achtwöchentlicher Reise kam er 18. Nov. 1755 in Rom an; er hoffte nun alle Pedanterie und alle kleinlichen Vorurtheile abgeschüttelt zu haben. Die Begeisterung hatte ihm eine neue Jugend geschafft. Er schwelgte in den Reizen der Natur, in den unermeßlichen Schätzen der Kunst, in dem großen Blick auf das historische Wesen; er freute sich an der Ungebundenheit eines Lebens, das kein Beamtenthum, keine Polizei und keine Standesunterschiede kannte. Aber all diese übermächtigen Eindrücke zu bewältigen und in Genuß zu verwandeln, gelang ihm erst, als er einen Mann fand, der ihn durch seine reifere Erfahrung leitete und zurechtwies. Der Maler Rafael Mengs (27 J.) ein Böhme, war schon im dreizehnten Jahr von seinem Vater nach Rom genommen und im sechzehnten in Dresden als Hofmaler angestellt; mit Erlaubniß des Hofs war er nach Rom zurückgekehrt, dort katholisch geworden und hatte sein Modell, Margerita, ein schönes italienisches Bauermädchen, geheirathet. Jetzt arbeitete er an dem großen Altargemälde für die katholische Kirche in Dresden. Winckelmann wohnte in seiner Nähe, war täglich in seinem Hause, studirte und schrieb bei ihm: sie faßten sofort den Entschluß, gemeinsam eine Geschichte der Kunst auszuarbeiten.

Sieht man heute das Dresdener Altarbild an, so scheint es unbegreiflich, wie Winckelmann von ihm eine neue Epoche datiren, wie er es neben die Meisterstücke der Renaissance stellen, griechischen Geist in ihm finden konnte.

Klopstock, an den man bei Winckelmann wiederholt sich erinnert, zeigt, wenn er sich im Messias oder in den Oden an ein poetisches Bild wagt, einen ähnlichen Geschmack wie Mengs: auch ihm kam es hauptsächlich auf die lyrische Stimmung an.

Während des Weltgerichts sieht Gott unter den Auferstandenen auch Eva auf einem Hügel: „Mit fliegenden Haaren, ausgebreiteten Armen, mit glühender Wange, mit vollen innigen Tönen der Mutterstimme", fleht sie um Gnade für ihre Kinder. Die Veranlassung zu dieser Stelle, wie Klopstock noch im hohen Alter erzählte, war ein Traum: „wäre ich Maler gewesen, so hätte ich mein halbes Leben damit zugebracht, Eva, die äußerst schön und erhaben war, so zu bilden, wie ich sie sah." Das Ende des Traums fehlt indeß in der angeführten Stelle: „ich sah zuletzt mit Eva nach dem Richter in die Höhe, mit Ehrfurcht und langsam erhobenem Gesicht, erblickte sehr glänzende Füße und erwachte schnell."

Ein ander Mal erscheint ihm die himmlische Muse: „die Wange

glüht' ihr, es stieg zusehends in die glühende Wang' ihr schnelle Bläße, die Lippe rufte stammelnde Donner, und ernst her schaute das Auge. Fast entsank die Harfe der starrenden Hand, und die Krone bebt' um ihr fliegendes Haar. Dann erhob sie sie wieder, dann kam ihr jenes Lächeln der ewigen Ruh' in ihr Antlitz herunter. Dann, mit hundert Flügeln geflügelt, mit Schwingen des Sturmes, stiegen die erstgebornen der Seele, die wahrsten Gedanken auf zu Gott. So sah mein Auge sie, starrt' in die Nacht hin. Mit der Linken berührt' ich die Erde, mein Grab, und die Rechte hub ich gegen den Himmel empor. —"

Klopstock's Ueberzeugung, der echte Künstler müsse groß denken und empfinden, theilte Winckelmann völlig. Der Künstler, der den Laokoon geschaffen, mußte nach ihm die Stärke des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem Marmor einprägte. Er suchte Worte für das Unaussprechliche, für seine Begeisterung den articulirten melodischen Ton.

„Mir schien die Schönheit zu winken: vielleicht eben die Schönheit, die den großen Künstlern erschien und sich fühlen, begreifen und bilden ließ. In ihren Werken habe ich sie zu erkennen gesucht." Er sah sie an, um sie bewundern zu lernen, und Gründe für seine Bewunderung zu finden; er analysirte und beschrieb ein Kunstwerk nach dem andern; er bemühte sich, mit unabläßiger Feile aus diesen Beschreibungen auch im Stil vollendete Kunstwerke zu machen; das Schöne sollte nicht blos empfunden, sondern in Worten anschaulich dargestellt werden.

Die Beschreibung des Vaticanischen Apoll wurde schon zu Anfang des folgenden Jahres fertig: „das höchste Ideal der Kunst! Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs. Ein ewiger Frühling bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre und spielt in sanfter Zärtlichkeit auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit fordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper: ein himmlischer Geist hat sich wie ein sanfter Strom ergossen. Er hat den Python verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabner Blick wie in's Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus. Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, bläht sich in den Nüstern und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebt, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen wünschen. Sein weiches Haar spielt wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um das göttliche Haupt; es

scheint von den Grazien mit holder Pracht auf seinen Scheitel gebunden." —

Auf den Apoll folgte die Beschreibung des Laokoon: „Eine Natur im höchsten Schmerz, nach dem Bild eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln sucht. Indem sein Leiden die Muskeln aufschwellt und die Nerven anzieht, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirn hervor, und die Brust erhebt sich durch den beklemmten Odem und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich zieht, erschöpft den Unterleib und macht die Seiten hohl. Das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen und schwimmt auf ihnen wie in einem trüben Duft. Die gesenkte Unterlippe ist schwer von Wehmuth; in der überwärts gezogenen Oberlippe ist sie mit Schmerz vermischt, welcher mit einer Regung von Unmuth wie über ein unwürdiges Leiden in die Nase hinauftritt und sich in den aufwärts gezogenen Nüstern offenbart —."

Mit einer Begeisterung, die ins Mystische überspringt, machte sich Winckelmann an den Torso des Herkules. „Wo die Dichter aufgehört haben, hat der Künstler angefangen. Jene schwiegen, sobald der Held unter die Götter aufgenommen und mit der Göttin der ewigen Jugend vermählt war; dieser zeigt ihn uns in einer vergötterten Gestalt und mit einem gleichsam unsterblichen Leib . . . Die Wirkung und Gegenwirkung der Muskeln ist mit einem weisen Maaß wunderwürdig abgewogen . . . Wie in einer anhebenden Bewegung des Meers die zuvor stille Fläche in einer neblichten Unruhe mit spielenden Wellen anwächst, wo eine von der andern verschlungen und aus derselben wiederum hervorgewälzt wird: ebenso sanft, aufgeschwellt und schwebend gezogen, fließt hier eine Muskel in die andre, und eine dritte, die sich zwischen ihnen erhebt und ihre Bewegung zu verstärken scheint, verliert sich in jene, und unser Blick wird gleichsam mit verschlungen . . ."

„Scheint es unbegreiflich, außer dem Haupt in einem andern Theil des Körpers eine denkende Kraft zu zeigen, so lernt man hier, wie die Hand eines schöpferischen Meisters die Materie geistig zu machen vermag. Mich däucht, es bilde mir der Rücken, welcher durch hohe Betrachtungen gekrümmt scheint, ein Haupt, das mit einer frohen Erinnerung seiner erstaunenden Thaten beschäftigt ist; und indem sich so ein Haupt voll Majestät und Weisheit vor meinen Augen erhebt, so fangen sich an in meinen Gedanken die übrigen mangelhaften Glieder zu bilden

. . . Durch eine geheime Kunst wird der Geist durch alle Thaten seiner Stärke bis zur Vollkommenheit seiner Seele geführt, und in diesem Torso ist ein Denkmal derselben, welches ihm kein Dichter errichtet. Der Torso giebt keinem Gedanken von Gewaltthätigkeit und ausgelassener Liebe Platz, in der Ruhe und Stille des Körpers offenbart sich der gesetzte große Geist . . . Diese edle Form einer so vollkommenen Natur ist gleichsam in die Unsterblichkeit eingehüllt, und die Gestalt ist bloß wie ein Gefäß derselben; ein höherer Geist scheint den Raum der sterblichen Theile eingenommen zu haben. Es ist derjenige, der auf dem Oeta von den Schlacken der Menschlichkeit gereinigt worden. Das", fügt Winckelmann hinzu, „können nur Sonntagskinder sehn, aber es ist kein Hirngespinnst."

Wenn die griechischen Göttergestalten nach Winckelmann die Idealität eines bestimmten Begriffs vertraten, so lag doch auch die Sehnsucht nahe, das reine Ideal an sich sichtbar zu machen. „Die Schönheit ist jedem Alter eigen, aber mit der Jugend gesellt sie sich vornämlich. In den jugendlichen Formen ist jene große Einheit, in der die Grenzen unmerklich in einanderfließen. Die Griechen haben vorwiegend die Jugend gebildet und auch Greise mit einer Art Jugendlichkeit angehaucht. In einigen jungen Helden haben sie sich so hoch zu dem Begriff der Schönheit erhoben, daß selbst das Geschlecht zweideutig ist: in Bacchus' Gesicht zeigt sich eine unbeschreibliche Vermischung männlicher und weiblicher schöner Jugend und ein Mittel zwischen beiden Naturen." Winckelmann billigt durchaus die Statuen von Hermaphroditen.

Mit scheuer Verehrung spricht sich Winckelmann über den Stil des Phidias aus, von dem ihm Rom freilich nichts zeigte. „Die Muse des Phidias, wie Venus Urania eine Gesellin der Götter, ist sich selbst genug, und zu erhaben, um sich sehr sinnlich zu machen: das Höchste hat, wie Plato sagt, kein Bild. Mit den Weisen allein unterhält sie sich, dem Pöbel erscheint sie unfreundlich; sie verschließt die Bewegungen der Seele in sich, und nähert sich der seligen Stille der göttlichen Natur. — Die Gracie des schönen Stils dagegen läßt sich herunter von ihrer Hoheit, und macht sich mit Milde denen, die ein Auge auf sie werfen, theilhaftig. Wie Juno den Gürtel der Venus nahm, um dem Jupiter liebenswürdiger zu erscheinen, so suchten die Meister des schönen Stils die hohe Schönheit mit einem sinnlichen Reiz zu bekleiden, und die Großheit durch Zuvorkommen geselliger zu machen." In diesem Stil ist der Gegensatz zwischen Natur und Kunst völlig aufgehoben; er ist der Höhepunkt des Schaffens. —

Winckelmann hatte sofort nach seiner Ankunft in Rom den Plan gefaßt, das ungeheure Material der Kunstschätze in historische große Gruppen zu ordnen; er hat sein gewaltiges Werk in acht Jahren vollendet. Die moderne Forschung hat Vieles berichtigt, Winckelmanns Kunstgeschichte ist doch immer die Grundlage aller Studien geblieben. In dieser wissenschaftlichen Thätigkeit gehört er der europäischen Litteraturgeschichte an; für Deutschland war die Umwandlung des Geschmacks und der Empfindungsweise, die er hervorrief, weitaus wichtiger. So gewaltig der Impuls war, den er der Wissenschaft gab, so ist der Enthusiasmus, den er in der deutschen schönen Litteratur erregte, noch höher anzuschlagen, und daß er des Guten zu viel that, daß er die Vollendung der griechischen Kunst, deren beste Werke er nicht kannte, überschätzte und dadurch dem Begriff des Classicismus eine etwas einseitige Richtung gab, war ebenso begreiflich als verzeihlich.

Ums Jahr 1759 fand Winckelmann bei dem geistvollen, reichen und wohlgesinnten Cardinal Albani eine Zuflucht, die alle seine Ansprüche befriedigte. In der kostbarsten Villa, in herrlicher Landschaft, umgeben von den auserlesensten Schätzen der Kunst, konnte er ganz seinen Liebhabereien nachgehn. Der arme Privatgelehrte, auf den in Deutschland der Adel und die gelehrte Zunft hochmüthig herabgesehn, wurde von dem vornehmen Italienischen Prälaten behandelt, als wäre er auch ein Mensch.

Seine äußere Stellung in Rom besserte sich von Jahr zu Jahr; vornehme Fremde ließen sich von ihm herumführen, er war die anerkannte Autorität in Kunstsachen. April 1763 wurde er Präsident der Alterthümer. 18. Juli 1764 wurde er von einer jungen deutschen Künstlerin in Rom, Angelika Kaufmann, die sich ihm sehr anschloß, gemalt: es ist das beste unter seinen Portraits. Er hatte eine niedrige Stirn, eine etwas gebogene spitze Nase und kleine schwarze tiefliegende Augen; um seinen Mund, obgleich er etwas starke Lippen hatte, schwebte, namentlich im belebten Gespräch, ein anmuthiger Zug.

In Winckelmann's Briefen treten bei einer erstaunlichen Offenheit mitunter Sitten und sittliche Begriffe hervor, die der herkömmlichen protestantischen Moral sehr fremd erscheinen. Einmal tritt ihm sein Freund Mengs, da er nach Spanien abreist, förmlich seine Frau ab; Winckelmann benutzt das nur sehr bescheiden, spricht aber offen darüber. Am auffallendsten ist seine schwärmerische und leidenschaftliche Freundschaft für schöne Jünglinge, die sich bis zur blinden Anbetung steigert, und fortdauert, auch wenn der Angebetete ihm moralisch verächtlich geworden ist. Das wird von Winckelmann in keiner Weise verhehlt, er rechnet

es sich vielmehr zum Ruhm. „Eine von den Ursachen der Seltenheit dieser größten menschlichen Tugend liegt in der Religion, in der wir erzogen sind: auf alles, was sie empfiehlt, sind zeitliche und ewige Belohnungen gesetzt; der Freundschaft ist im ganzen Neuen Testament nicht einmal dem Namen nach gedacht." — Der neue Katholik träumte, wie die Renaissance, nur noch von griechisch-heidnischen Tugenden und Idealen.

Dreizehn Jahre ist Winckelmann in Rom geblieben. Durch seine begeisterten Schilderungen wurde nun dieser Ort für Deutschland, wie zur Hohenstaufenzeit, der Gegenstand der Sehnsucht, das gelobte Land der Ideale, die Hauptstadt der Welt. Langsam aber unaufhaltsam breitete sich diese rein ästhetische Weltanschauung, diese Begeisterung für die sinnliche Schönheit, dieser Cultus der griechischen Götter über alle Kreise aus, die sich aus dem Alltagsleben hinaussehnten, bis sie endlich in der Blüthe unsrer classischen Litteratur zum völligen Durchbruch kam.

Klopstock und Winckelmann hatten dem deutschen Idealismus einen neuen Schwung gegeben; noch aber wurden die Deutschen aus dem Land der Träume und Ideale gewaltsam in die harte Wirklichkeit gestoßen.

4.

Der siebenjährige Krieg.

1756—1763.

„Europa", schreibt Voltaire in seiner Geschichte Ludwigs XV., „hat keine schönern Tage gesehn als die von 1748 bis 1756. Der Handel blühte von Petersburg bis Cadix, die schönen Künste standen überall in Ehren, alle Völker verkehrten mit einander; Europa glich einer großen Familie, die sich nach langen Zwistigkeiten geeinigt hat." Bei dem Erdbeben von Lissabon Nov. 1755 hatte die Philosophie an der Vorsehung gezweifelt, da eine halbe Stadt zu Grunde ging: ein größeres Unglück kam nun über die Welt, der siebenjährige Krieg, der drei Welttheile grausam verheerte.

Friedrich hatte sich wohl sagen müssen, daß mit dem Frieden von 1745 seine Eroberung noch nicht perfect geworden sei; mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete er alle Schritte seiner Gegner. Im Herbst 1755 trat das Ungeahnte ein: die beiden Großmächte Frankreich und Oestreich, deren Rivalität seit zwei Jahrhunderten die Weltlage beherrscht

hatte, traten in einen engen Bund, dem sich Rußland anschloß, und dessen Zweck war, Preußen zu erdrücken. Friedrich kam auf die Spur, und wenn er von dem Umfang der Gefahr keine Vorstellung hatte, so erkannte er doch, daß Rettung nur in der äußersten Verwegenheit liege: er mußte den Feinden zuvorkommen.

Zwischen Frankreich und England stand ein Entscheidungskampf über die Hegemonie in Asien und Amerika bevor: Preußen war demnach auf England angewiesen. Ohne daß es in der Absicht der Fürsten lag, gestaltete sich die Constellation so, daß zwei protestantische Mächte gegen zwei katholische den Kampf auf Leben und Tod unternahmen. 5. Juli 1756 wurde in Berlin der Vertrag mit England abgeschlossen. In Dresden verzweigten sich alle Fäden der Verschwörung: 28. Aug. rückte Friedrich aus, zwang 15. Oct. die sächsische Armee zur Capitulation und bezog dann Winterquartier in Dresden. Die Privatverhältnisse aller der Männer, die sich bisher in der Litteratur hervorgethan, wurden davon berührt.

„Warum fliehn Sie nicht", schreibt Mendelssohn an Lessing, der seit Sept. 1756 wieder an Leipzig gebannt war, „diesen Ort der Unruhe, Betrübniß und allgemeinen Verzweiflung?" In Leipzig war eine entsetzliche Noth; der Buchhandel stockte, die Schauspieler wanderten aus. März 1757 kam Ewald v. Kleist als Preußischer Major nach Leipzig; nicht mehr von Friedenssehnsucht verzehrt, sondern stolz auf den Ruhm seines Königs. „Auch ich, ich werde noch — vergönn' es mir, o Himmel! — einher vor wenig Helden ziehn; ich seh' dich, stolzer Feind! den kleinen Haufen fliehn, und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel." Lessing lernte ihn gleich nach seiner Ankunft kennen, und es entspann sich zwischen ihnen eine Freundschaft, wie sie Lessing nicht wieder gekannt hat.

„Erst wenn auch ich nicht mehr bin, ich deiner Freunde spätester, der ich, mit dieser Welt weit besser zufrieden als sie mit mir, noch lange zu leben gedenke, ... dann erst, o Kleist! geschehe mit dir, was mit uns allen geschieht! dann stirbst du für deinen König, für dein Vaterland, wie Schwerin. O des beneidenswerthen Helden! Als die Menschheit in den Kriegern stutzte, ergriff er mit gewaltiger Hand das Panier, und alle folgten ihm zum Ziel des Siegs. Ihn aber trieb allzuviel Muth bis zum Tode; er fiel, und es floß das breite Panier zum leichten Grabmal über ihn her."

Das war gedichtet nach dem Sieg bei Prag, 6. Mai 1757. Lessing, der in Leipzig als leidenschaftlicher Anhänger Friedrich's galt,

forderte Gleim auf, den Helden würdiger zu besingen. „Zwar sang deine frohe Jugend, bekränzt vom rosenwangigen Bacchus, nur von friedlichen Mädchen, nur vom streitbaren Kelchglas; doch bist du nicht fremd im Lager, nicht fremd unter brausenden Rossen. Sing' ihn, deinen König! sing' ihn an der Spitze seines Heers, an der Spitze ihm ähnlicher Helden, soweit Menschen den Göttern ähnlich sein können! Sing' ihn im Dampf der Schlacht! sing' ihn mit dem Kranze des Siegs, tiefsinnig auf dem Schlachtfeld, mit thränenden Augen unter den Leichnamen seiner Gefährten! — — Ich indeß will mit Aesopischer Schüchternheit, ein Freund der Thiere, stillere Weisheit lehren. Ein Mährchen vom blutigen Tiger, der, als der sorglose Hirt mit Chloris und der Echo scherzte, die arme Heerde würgte und zerstreute. Unglücklicher Hirt! wann wirst du die zerstreuten Lämmer wieder sammeln! wie rufen sie so ängstlich im Dorngeheck nach dir!" —

Gleim folgte sofort der Aufforderung, er ließ das erste Grenadierlied drucken. „Krieg ist mein Lied! weil alle Welt Krieg will, so sei es Krieg! Berlin sei Sparta!" — „Denken Sie einmal", schreibt ihm Lessing, der sich stellte, als ob er den Verfasser nicht errieth, „was sich Ihres Königs Soldaten alles unterstehn! Bald werden sie auch die besten Verse machen wollen, weil sie am besten siegen! Da bekomme ich von Berlin einen Schlachtgesang, mit dem Zusatz, daß ihn ein gemeiner Grenadier gemacht habe, der noch für jedes Regiment einen machen wolle!"

In der That war Gleim unermüdlich, und der kräftige Marschrythmus seiner Lieder verfehlte die Wirkung nicht. Lessing sammelte sie, wenn auch nicht ganz einverstanden: „es wäre besser, wenn der Grenadier das Verfluchen den Priestern überließe. Der Patriot überschreit den Dichter zu sehr, und noch dazu ein so soldatischer Patriot, der sich auf Beschuldigungen stützt, die nichts weniger als erwiesen sind ... Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlands — zu meiner Schande muß ich es gestehn! — keinen Begriff, und sie scheint mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre." Es war Lessing's Art, der einen Uebertreibung die andre entgegenzusetzen.

Gleichviel! — „Wie froh werde ich sein, wenn ich wieder in Berlin bin, wo ich nicht länger nöthig haben werde, es meinen Bekannten nur in's Ohr zu sagen, daß der König von Preußen dennoch ein großer König ist."

22. Mai 1757 schreibt Sulzer an Kleist, er gehe damit um, Lessing für Berlin zu gewinnen. „Es ist billig, daß wir jetzt suchen,

so groß in Wissenschaft und Kunst zu werden als wir in Waffen sind. Ich hätte Lust, den Ton der Superiorität über die andern Deutschen anzunehmen, der dem der Franzosen nicht unähnlich wäre; dazu haben wir Männer wie Lessing nöthig." Er will nicht, daß der Krieg wieder von einem Franzosen erzählt werde. „Sammeln Sie nur zuverlässige Nachrichten und hinlängliche Plane, so wird sich wohl Jemand finden, der sie in eine würdige Geschichte bringt. Wenn ich es thun könnte, so sollte mir weder Gefahr noch Mühseligkeit zu groß sein, überall selbst zu sehn, ich würde mich entschließen, die Kriegskunst durch alle Stufen zu lernen, um mich dazu geschickt zu machen . . . Die Trommel geht! ich muß auf die Parade, die seit dem Kriege für mich ist, was in Athen die Academie für die Philosophen war!"

Lessing war dem König schon durch seinen Handel mit Voltaire übel empfohlen; das Vademecum für Lange hatte man ihm als eine persönliche Unbescheidenheit ausgelegt: Friedrich hatte sich nämlich unter den Generalen einen ausgesucht, der als Mäcen die deutsche Litteratur beschützen sollte, dieser hatte Lange zu seinem Horaz erkoren und ihm verstattet, das auf dem Titel anzudeuten.

„Ich und der König von Preußen", schreibt Lessing an Ramler, „werden eine gewaltige Rechnung mit einander bekommen! Da Er allein die Schuld hat, daß ich die Welt nicht gesehn habe: wär' es nicht billig, daß er mir eine Pension gäbe, wobei ich die Welt vergessen könnte? Sie denken, das wird er bleiben lassen! Ich denke es auch, aber dafür will ich ihm wünschen, daß — nichts als schlechte Verse auf seine Siege gemacht werden mögen!"

— An demselben Tage, 18. Juni 1757, verlor Friedrich seine erste Schlacht, Kollin. — „Endlich ist Phaëton gefallen!" schreibt sein jüngerer Bruder Heinrich (31 J.); „Phaëton hat für seine Person Sorge getragen und sich zurückgezogen, ehe der Verlust völlig entschieden war." — Heinrich war vielleicht der Einzige, den Friedrich voll anerkannte; er vergalt es ihm mit einem grimmigen Haß: man liest es in den Briefen, wie weh das dem harten Mann that!

Die Folgen der Niederlage waren noch furchtbarer als die Niederlage selbst, alle Feinde brachen los: die Russen überschwemmten Preußen, die Franzosen den Rhein und das mittlere Deutschland, die Engländer ließen Preußen im Stich. Der Nimbus des Unbesieglichen war geschwunden. Dem Sieger von Kollin schickte der Papst einen geweihten Degen, und nicht mit Unrecht schrieb Friedrich an seine Schwester: „voici la liberté de l'Allemagne et celle de cette cause protestante

en jeu!“ Er hatte früher nicht daran gedacht, aber es verhielt sich wirklich so.

„Si j'avais été tué à Collin, je serais à présent dans un port où je ne craindrais plus les orages! . . . La vie nous a été donnée par la nature comme un bienfait; dès qu'elle cesse de l'être, l'accord finit . . . Si vous prenez la resolution que j'ai prise, ma divine soeur! nous finissons ensemble nos malheurs.“

Aber der gewaltige Mensch, wenn auch für den Augenblick erschüttert, raffte sich schnell wieder zusammen.

5. Nov. schlug Friedrich die Franzosen bei Roßbach. Ganz Deutschland jubelte auf, der Zopf hatte über das Rococo gesiegt. Der Haß gegen die Franzosen war noch immer im Steigen. Sah der Hofadel auf das deutsche Volk wie auf eine ungebildete Masse herab, die keine Manieren habe, so rächte sich das Volk, indem es die Franzosen, die Vorbilder seines Adels, als zierlich geputzte Gecken verhöhnte. Bei Roßbach erbeuteten die preußischen Husaren das Feldlager des Prinzen von Soubise, und brachten jubelnd die weibischen Putzsachen zum Vorschein, mit welchen dieser Feldherr, der Günstling der Pompadour, sich ausgerüstet hatte. Jahrzehente zehrte der Deutsche von diesem Bilde, das Friedrich selbst in einem Spottgedicht fixirte. Aber auch das französische Publicum feierte die Niederlage seines Adels in beißenden und lustigen Epigrammen; so weit hatte die Verachtung dieses Standes und der ganzen Regierung um sich gegriffen!

In der Berliner Academie hielt Prémontval eine Vorlesung gegen die Gallomanie, und nannte die Deutschen „un peuple qui fait cas du mérite des choses et des choses solides“.

„Alle Franzosen hier“, schreibt Winckelmann aus Rom, „sind lächerlich, und ich kann mich rühmen, daß ich mit keinem von der verachtungswürdigsten Art zweibeiniger Creaturen Gemeinschaft habe. Ich muß aber gestehn, daß fast alle Deutsche, die hieher kommen, französische Meerkätzchen sein wollen, und es gelingt ihnen nicht einmal, denn man muß vom Mutterleibe an ein Narr sein. Ein Franzose ist ungeschickt, ein großer Künstler, ein gründlicher Gelehrter zu werden, eine fremde Sprache zu lernen, ein ehrlicher Mann zu sein.“

Die damalige Regierung Frankreichs macht den kläglichsten Eindruck von der Welt, es ist das reine Rococo in seiner Blüthe. Die Pompadour entschied nicht blos über Krieg und Frieden nach Laune, oder je nachdem man ihr schmeichelte; sie ernannte ihre galanten Abbé's zu Ministern und ihre liederlichen Herzoge zu Generalen; dabei war sie

Beschützerin der Philosophen, die an allem Bestehenden rüttelten. Zu allen ernsten Unternehmungen fehlte das Geld, daneben wurde bei Hof sinnlos verschwendet.

Friedrich versäumte nicht, in den französischen Gedichten, mit denen er seine Mußestunden zerstreute, blutige Pasquille auf diese tolle lustige Wirthschaft zu machen, was ihm in Paris viel Schaden that. Uebrigens war er auf der Höhe seiner kriegerischen Leistungen: Roßbach 5. Nov., Leuthen 8. Dec. 1757, Zorndorf 23. Aug. 1758; der Heldenkampf des Titanen gegen die halbe Welt rief überall Staunen und Bewunderung hervor. Dabei macht der Kampf einen seltsamen, mährchenhaften Eindruck: der Held findet sich wie im Traum unversehens stets wieder an dem verlassenen Ort; wenn er die Franzosen und Oesterreicher geschlagen, muß er sich gegen die Russen wenden, und trotz aller Siege schließt sich der feindliche Cirkel immer enger um ihn zusammen. Die Niederlage bei Hochkirch, auf die noch weitere schwere Verluste folgten, schien ihn dem Untergang zuzudrängen. Aber weder sein Muth wurde erschüttert, noch die Bewunderung Europa's.

In dem Drama „Philotas" feiert Lessing den Heldentod für's Vaterland: ein junger Prinz, in der Gefangenschaft des Feindes, giebt sich selbst den Tod, um nicht gegen den gleichfalls gefangenen feindlichen Prinzen ausgewechselt zu werden, wodurch seinem Staat die Gelegenheit, den Frieden zu dictiren, entzogen wäre. Gleim gegenüber eiferte Lessing gegen solche heroische Schwachheit, aber im Lauf des Kriegs war sie ihm selbst angeflogen; fast alle seine damaligen Entwürfe haben einen heroischen Stoff.

Ebenso hat in dem Heldengedicht „Cissides und Paches" (Mai 1759) seines Freundes Kleist die elegische Stimmung einem kriegerischen Feuer Platz gemacht; die Begeisterung für Friedrich überträgt sich auf die Generale Alexander des Großen. „Wo Perseus und Orion leuchten, dort wird Alexander, unser Gott, mit uns vom Himmel auf die Menschenkinder sehn!" — „Der Tod für's Vaterland ist ewiger Verehrung werth... Wie gern sterb' ich ihn auch, wenn mein Verhängniß ruft! Ich, der ich dieses sang im Lärm des Kriegs, als Räuber aller Welt mein Vaterland in eine Wüstenei verwandelten, als Friedrich selbst die Fahn' mit tapfrer Hand ergriff!"

„Niemand", schreibt Bodmer an Gleim Febr. 1759, „kann den Geist des Königs gehörig entdecken, als der ihm ähnlich denkt. Nichts ist weniger allgemein als diese königliche Denkart in einem Weltalter, wo die weiblichen Zärtlichkeiten an Stelle der männlichen Tugenden

gesetzt werden. Dieselbe Weichlichkeit, welche die artige Welt hindert, sich in der Höhe zu gefallen, in welche Klopstock die Poesie erhoben hat, ist es, welche Friedrich mit so dummem Erstaunen nachsieht."

Hirzel 14. März: „Ich verspüre es täglich, wie die Heldentugenden Ihres Königs auch in unfruchtbaren Gemüthern fruchtbar an edlen Empfindungen werden. Man darf Wahrheiten predigen, die man vorher als donquirote'sche Phantasien verlacht hätte; die erhabensten Figuren der Poeten werden dem Pöbel verständlich, wenn er sie in Handlungen des Helden ausgedrückt sieht. . . . Die protestantische Schweiz ist preußischer als Brandenburg selbst. Es giebt Leute hier, die vor Verdruß krank werden, wenn die Sachen für den König nicht so gehn wie sie wünschten."

Aus solchen Aeußerungen gleichzeitiger Schriftsteller versteht man Goethe's großes Wort: „der erste wahre, höhere und eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Kriegs in die deutsche Litteratur." Freilich hatte jeder deutsche Schriftsteller einen Moment, wo er dem König grollte und sich hart genug aussprach; aber immer kehrten die Gedanken, wie durch ein magisches Band gezogen, zu dem Räthsel dieses großen Menschenlebens zurück. Durch das Bild dieses Gewaltigen wurde ihre eigne Seele erweitert, sie gewannen für Ideal und Wirklichkeit ganz andre Maße, andre Perspektiven.

In Zeiten, die das Staatsgefühl verloren haben, thut das Persönliche Alles. Rath Goethe in Frankfurt freute sich herzlich, wenn die Reichsarmee vor dem preußischen Helden sich in eine Reißausarmee verwandelte; wenn der Reichsfiskal, der ihn durch die Acht den Vögeln des Himmels und den Thieren des Waldes preisgeben wollte, die Treppe hinuntergeworfen wurde.

„Man kann Friedrich, diesem unzubeschreibenden Geist, Bewunderung und Ehrfurcht nicht versagen. Er hat Verstand für mehr als eine Erde, er dreht sich wie die Sonne in seiner eignen Axe und glänzt in seinem eignen Licht, er hat ihre Hitze und ihre Flecken. Er hat das Maß eines großen Geistes, Jahrhunderte nach uns werden seine Natur noch mit Sorgfalt erforschen. Vielleicht findet sich ein Newton unter den Politikern, der seinen innern Gehalt zu bestimmen weiß. Ich habe ihn nie ohne hohe und hinreißende Empfindungen gesehn, seine Thaten sind mein Gedankenfest, ich schleiche ihm oft nach, um seine geheimen Wege zu errathen. Der Adler schwingt sich aber in Höhen, die mindern Gefieder unsichtbar bleiben. Ich stehe von weitem und betrachte seine Größe: sie ruht mit uns auf einer Erde; er stehe oder falle, er braucht

den Raum von Kolossen. Ich weiß mir keinen vornehmern Menschen zu denken: nur Schade für uns, daß er nicht eine Welt für sich alleine hat!"

Die Stelle steht in der Schrift „Der Herr und der Diener", die K. Fr. Moser (36 J.) in Hanau 1759 herausgab. Die Hauptsache ist der rücksichtslos freimüthige, ja leidenschaftliche Ton gegen die Höfe und das Hofgesinde.

„Die Aussicht der mehrsten unsrer jetzigen Landesregierungen ist nichts weniger als tröstlich; fast schäme ich mich, ein Deutscher zu sein, wenn ich beherzige, was viele unsrer künftigen Erbfürsten erst für Leute sein werden!" . . . „Die meisten dieser Herrn lernen die Hofstudien, Sprachen, Musik, Reiten, Tanzen, Fechten und Schäkern, sonst nichts. Mit dieser Vorbereitung rücken sie endlich in die Regierung ein, nicht als in ein Amt, dessen Pflichten sie gründlich erlernt hätten, sondern mit der Freude eines Sohns, der seinem Vater längst ein seliges Ende gewünscht, und sich nun im Besitz eines Vermögens sieht, mit dem er schalten kann wie er will." . . . „Man sagt, ein Regent sei Niemand als Gott von seinen Handlungen Rechenschaft schuldig. Es war das sonst die Sprache großer Monarchen, sie wird aber, im Vertrauen auf die deutsche Freiheit, auch an unsern kleinen Höfen Mode. Ein Herr, welcher zu dem traurigen Mittel schreitet, Gott zum Richter zwischen sich und die Unterthanen zu stellen, sagt damit in der That nichts andres als: Ich verlange von euch weder Vertrauen noch Beifall; ich weiß, daß ihr Gründe habt, meine Handlungen zu tadeln, ich begehre sie aber nicht zu wissen: ihr habt nur eine Pflicht, den Gehorsam. Thue ich euch Unrecht, verklagt mich bei Gott! Habt ihr Vorstellungen zu machen, ich nehme keine an; übergebt sie Gott, welcher der alleinige Richter meiner Handlungen ist. — Er ist es auch!! Und wird sich so beweisen, wenn er dereinst die bösen Regenten mit Ketten ewiger Finsterniß wird binden lassen!"

Für das Willkürregiment der Höfe hatte K. Fr. Moser ein Beispiel an seinem eignen Vater. Dieser hatte sich anfangs mit dem Herzog von Württemberg Karl Eugen recht gut gestellt, allein die wüsten Eingriffe desselben in alle Gerechtsame trieben ihn in die Opposition. Bei einem schnöden Ansinnen des Ministers Montmorin erklärte der alte J. J. Moser, er wolle lieber seinen grauen Kopf verlieren als Unrecht thun; dafür ließ ihn der Herzog 12. Juli 1759 nach dem Hohentwiel bringen, wo er ohne Untersuchung und Urtheil fünf Jahre in schwerer, einsamer Haft blieb. — —

Alle deutschen Schriftsteller hofften, die Aufmerksamkeit des Helden

auf sich zu leiten, und waren verdrießlich, daß Friedrich sie ignorirte; aber nicht geringer war ihr Verdruß, wenn er Einen von ihnen auszeichnete, den sie selber als abgethan betrachteten. So hatte er 31. Oct. 1757 in Leipzig Gottsched kommen lassen und einer mehrstündigen Unterredung gewürdigt, die Gottsched nicht müde wurde, ruhmredig dem Publicum mitzutheilen. Eigentlich hatte er mit seinem selbstgefälligen Wesen auf den König einen unglaublich komischen Eindruck gemacht, aber dieser wollte doch zeigen, daß er für deutsche Celebritäten nicht unzugänglich sei. Als Gottsched über die geringe Aufmunterung klagte, die Hof und Adel der deutschen Sprache zuwendeten, meinte Friedrich: „das ist wahr! Ich habe von Jugend auf kein deutsch Buch gelesen, et je parle comme un cocher! Jetzt aber bin ich ein alter Kerl, und habe keine Zeit mehr."

Am meisten aufgebracht über die anscheinende Begünstigung war Lessing, der in Gottsched nicht blos die feierliche Langweiligkeit, sondern vor allem das Cliquenwesen verabscheute. Mai 1758 kehrte Lessing wieder nach Berlin zurück, wo er sich einer anregenden Gesellschaft anschloß, die sich allwöchentlich mit freien wissenschaftlichen Vorträgen unterhielt: dazu gehörten Ramler, Moses, Nicolai, Sulzer, Prémontval u. A.; der Zeichner Chodowiecky aus Danzig, die Musiker Marpurg und Fasch. Er warf sich mit verstärkter Bildung und Kenntniß von Neuem auf sein kritisches Geschäft. Moses und Nicolai hatten nach ihrer Meinung in seinem Sinn, gegen das Abgelebte geplänkelt, aber sie hatten es ihm nur selten recht gemacht. Er beschloß, ihre schwachen Versuche im Großen zu verstärken und zu verbessern. Es war die höchste Zeit, das gegenseitige Anräuchern zu unterbrechen; in dieser Atmosphäre konnte der gesunde Menschenverstand nicht mehr athmen.

Jan. 1759 erschien in Berlin — anonym — das erste Heft der „Briefe die neuste Litteratur betreffend", an einen verwundeten Offizier gerichtet. „Die zwei gefährlichen Jahre", schreibt Lessing, die Sie der Ehre, dem König und dem Vaterland opfern müssen, sind reich an Wundern gewesen: aber gegen tausend kühne Thaten Ihrer Helden hat unsre Litteratur unendlich wenig in die Wagschale zu legen." — Das Inventar fällt in der That nicht glänzend aus; Lessing räumt gründlich auf, er führt einen gewaltigen Besen, und wird durch keinerlei Pietät zurückgehalten. Grundsätze spricht er nur nebenbei aus. Im Aufsuchen des Corpus vile, an dem er seine Sonde übt, spielt oft der Zufall eine Rolle; Unwissenheit, Halbheit, Trivialität, Unsinn werden schonungslos

gegeißelt; bramarbasirende Schreihälse und Vielschreiber greift er am liebsten heraus; am eifrigsten fällt er über sie her, wenn sie sich durch schlechte Uebersetzungen an der deutschen Sprache oder an den Alten versündigen. Mit harmlosen Scherzen verfährt er glimpflich: so läßt er sich die Nymphen im Reifrock und die galanten Marquis im Schäfercostüm gefallen, die in Gleim's und Weiße's „scherzhaften Liedern" oder in Gerstenberg's „Tändeleien" sich breit machen. Desto herzhafter zauste er auch hier Gottsched.

Lessing's „Litteraturbriefe" hatten eine heilsame Wirkung, insofern sie dem schwächlichen Geltenlassen ein Ende machten; es war nothwendig, einmal mit kräftigem Strich den Unrath wegzufegen. Zudem sind sie sehr unterhaltend geschrieben. Aber sie können doch nur als Abschluß eines Zeitalters, nicht als Beginn eines neuen betrachtet werden. Lessing ist noch der Journalist, der, was ihm der Tag grade in die Hand giebt, eilfertig beurtheilt, und das Tadeln wird ihm leichter als das Loben. Die „Litteraturbriefe" geben kein vollständiges Bild von dem, was um's Jahr 1759 das geistige Leben Deutschlands wirklich bewegte. In dem strengen Urtheil der Litteraturbriefe über die bisherigen Leistungen der deutschen Poeten hätte König Friedrich, falls er sie gelesen, seine Nichtachtung gerechtfertigt gefunden.

Vielleicht das Bedeutendste, was die Litteraturbriefe enthielten, war das große Wort über Shakespeare, das Lessing aber erst später, in der „Dramaturgie", gründlich erläuterte.

Nov. 1760 entfernte sich Lessing, des kritischen Geschäfts wieder einmal müde, plötzlich aus Berlin, ohne Abschied von seinen Freunden zu nehmen, und trat in Breslau als Secretär in den Dienst des General Tauenzien, mitten in das Kriegsleben, unter tüchtige Kameraden. Es sei einmal Zeit, meinte er, mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben. Er verschwindet nun für vier Jahre von der Bildfläche der Litteratur, wird aber durch den militärischen Kreis, in dem er sich bewegte, den Schicksalen des Krieges näher geführt. — —

Eine Reihe verhängnißvoller Niederlagen schien Preußen vollends in den Staub werfen zu wollen. In der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf, 12. Aug. 1759, schien die ganze Armee vernichtet. „Mon malheur", schreibt Friedrich, „est de vivre encore. Je n'ai plus de ressources, je crois tout perdu. . . Répresentez-vous, dans cette cruelle crise, tout ce que souffre mon esprit, et vous jugerez facilement que le tourment des damnés n'en approche pas. . . Mais comptez que tant que j'aurai les yeux ouverts, je soutiendrai l'état

comme c'est mon devoir!" — In dieser Situation denkt ihn sich Adolf Menzel in einer seiner Zeichnungen: er steht am Rand eines Abgrunds, halb zu Tode gehetzt, erwartet aber mit gezücktem Schwert festen Blicks die anstürmenden Feinde.

Bei Kunersdorf war Kleist schwer verwundet; er starb in Frankfurt 24. Aug. Lessing war tief ergriffen. „Meine Traurigkeit ist eine sehr wilde Traurigkeit. Manchmal verleitet mich der Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen: er hat sterben wollen! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll!"

„Si vous me revoyez jamais", schreibt Friedrich an Voltaire, der sich ihm wieder genähert hatte, „vous me trouverez bien vieilli: mes cheveux grisonnent, les dents me tombent, et sans doute que dans peu je radoterai. . . Je suis vieux, cassé, grison, ridé. Si cela dure, il ne restera de moi que la manie de faire des vers. Cette application me rend heureux pendant qu'elle dure; elle me procure ce que les médécins appellent de lucides intervalles; mais aussitôt que le charme est dissipé, je retombe dans mes sombres rêveries. . . Tout homme a une bête féroce en soi; peu savent l'enchaîner. . . Vous êtes heureux de vous borner à cultiver votre jardin, il n'est pas donné à tout le monde d'en faire autant. Il faut que le rossignol chante, que le dauphin nage, et que je fasse la guerre!" — „Depuis quatre ans je fais mon purgatoire! s'il y a une autre vie, il faudra que le Père éternel me tienne compte de ce que j'ai souffert dans celle-ci. . . Je suis las et dégoûté de la vie. . . Voilà tout ce qu'un pauvre lion fatigué, harassé, égratigné, mordu et boiteux vous peut dire!"

„Ich sehe den unvermeidlichen Ruin meines Vaterlands vor Augen!" schreibt Winckelmann aus Rom, 25. Aug., tief ergriffen. „Einen großen, ja den größten Mann unglücklich zu sehn, zerreißt das Herz!"

„Le Juif errant", schreibt Friedrich 6. März 1760, „n'a pas mené une vie si errante que la mienne; on devient à la fin comme ces comédiens de campagne qui courent le monde répresenter ses sanglantes tragédies!" — 10. Juni: „Nos affaires prennent un tour abominable; il faut mal gré bon gré se jeter dans les grandes aventures et jouer quitte ou double. Des rémèdes désesperés sont les seuls aux maux de pareille nature. Je suis entraîné par le torrent des événements hors des routes de la prudence ordinaire; selon la façon de raisonner des hommes, je ne puis me sauver à

moins d'un miracle. Je suis resolu à tout oser et à tenter les choses les plus désespérées pour réussir ou pour trouver une fin glorieuse."

Alle Welt litt unter diesem furchtbaren Kriege. — Bei dem Bombardement Dresdens 10. Juli 1760 verlor Rabener seine ganze Habe und seine satirischen Manuskripte. 8. Oct. erfuhr auch Berlin das Elend des Kriegs, es wurde von den Russen und Oestreichern geplündert. 14. Dec. ließ in Leipzig der König den guten Gellert kommen; ungern folgte der kränkliche Mann. „Es sind jetzt wohl böse Zeiten?" fragte er ihn. — „Ja wohl! und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollen" — — „Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? es sind ja drei gegen Einen!" — „Ich kümmere mich mehr um die alte als um die neue Geschichte." — Schließlich mußte Gellert eine seiner Fabeln declamiren; er wählte den „klugen Maler aus Athen." — „C'est le plus raisonnable de tous les savants allemands!" äußerte der König bei Tisch.

Vielleicht hätte Gellert weniger Beifall gefunden, wenn er dem König eine andre seiner Fabeln hergesagt hätte, „der Held und der Reitknecht." Die Beiden sterben zusammen in der Klause eines frommen Eremiten; der Reitknecht ist überzeugt, sein Herr müsse in den Himmel kommen, und zählt als Grund seine Heldenthaten auf. — „Warum habt Ihr denn alles das gethan?" fragt der Eremit den Helden. „Zu meines Namens Ehren! um meine Länder zu vermehren!" — „Oh!" fiel der Eremit ein, „deswegen mußtet Ihr so vieles Blut vergießen? — Ich bitt euch, laßt's Euch nicht verdrießen, ich sag' es Euch auf mein Gewissen: der Reitknecht als ein schlechter Mann hat wirklich mehr als Ihr gethan!" — Vielleicht hätte der Held gezürnt. Indeß wer weiß? Es kommen ihm zuweilen ähnliche Gedanken. Schreibt er doch 6. März 1760: „Quand on anime les hommes, quand on les met en fureur, ils deviennent des bêtes farouches. La guerre perd les mœurs, et ramène l'homme à un état sauvage en lâchant le frein à ses passions brutales . . Misérables fous que nous sommes, qui n'avons qu'un moment à vivre, nous nous rendons ce moment le plus dur que nous pouvons, nous nous plaisons à détruire les chef-d'œuvres de l'industrie, et de laisser une mémoire odieuse de nos ravages!" Aber was helfen solche Betrachtungen! „Il faut que le rossignol chante, et que je fasse la guerre!"

Ein eignes Zusammentreffen: der kränkliche Erbauungsschriftsteller, der ohne Aufhören über das Elend dieser Welt ächzt, und der verwundete

Löwe, vor dessen seltnem Gebrüll die Welt erbebt. Gellert's Moral warnt vor allen Leidenschaften, weil jede Leidenschaft in Ungelegenheit bringt; sie ist die Moral eines engbrüstigen spießbürgerlichen Hypochonders; es fehlt ihr, was bei aller Sittlichkeit die Hauptsache ist, die Kraft. — Auch im gewöhnlichen Leben war Gellert erbaulich: sein eingefallenes gutmüthiges Gesicht, seine hohle, etwas weinerliche Stimme erweckte Rührung: arme Soldaten, Holzhändler machten ihm Geschenke, weil sie sich durch seine Schriften gebessert fühlten. „Der freudige Schreck, daß ich nicht unnütz wäre, that eine mächtige Wirkung auf mein Herz!" Seine Moralität hatte nur den einen Fehler, zu viel vor dem Spiegel zu stehn. In seinen Tagebüchern wird man oft an Haller erinnert. „Es kränkt mich, daß ich so unempfindlich bin, das Glück, das ich habe, zu fühlen; wo kommt diese undankbare Kälte her? Ich stehe mit der Trägheit auf, mit der ich mich niederlegte, und der Gedanke: du hast diese Nacht ruhig geschlafen! ist meiner Seele eine gleichgültige Zeitung."

Sein Hauptwerk seit 1755 waren die geistlichen Lieder; sie sind nach den Fabeln das Populärste, was er geschrieben. Das Kirchenlied des vorigen Jahrhunderts war aus einer Frömmigkeit hervorgegangen, die aufgehört hatte zu leben; man konnte sich mit der Bluttheologie der Pietisten und den verliebten Spielereien der Herrnhuter nicht mehr befreunden, dagegen befriedigte das Erbauliche in Gellert's Kirchenliedern um so mehr, da sie wasserklar waren.

Gleich nach seinem ersten Auftreten machen sich im Rationalismus zwei Richtungen bemerklich, die sich ungefähr wie die Orthodoxen und Pietisten zu einander verhalten. Der einen, deren vornehmster Vertreter Jacob Baumgarten in Halle war, kam es darauf an, das „vernünftige Christenthum" dogmatisch abzurunden; sie stützte sich meist auf die Wolffische Philosophie; die andre war mehr erbaulicher Art: ihr Hauptvertreter Spalding in Pommern schrieb über „den Werth der Gefühle im Christenthum", und suchte durch die Betrachtung der göttlichen Werke in der Natur das menschliche Herz zu rühren. Sowohl Gellert's als Klopstock's geistliche Lieder schlagen in diese Richtung ein, nur daß sie das Gefühl des Göttlichen in verschiedenen Sphären suchen.

Nur ausnahmsweise ging man in Deutschland radical gegen das Christenthum vor. In seiner Einsamkeit in Berlin zeichnete Edelmann die Erinnerungen seines Lebens auf, hochwichtig für die innere Geschichte des Pietismus. Noch immer donnerten die Prediger gegen ihn von den Kanzeln: ein Hamburger Pastor schrieb 1755 ein ganzes Buch, mit dem Portrait des berüchtigten Spötters versehn, worin er all

seine Schandthaten aufzählte. Zum Schluß empfahl er als heilsames Gegengift ein so eben erschienenes Buch „von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion"; er nannte die Absicht des Verfassers „rühmlich und verehrungswürdig"; er billigte auch seine Methode. „Da die metaphysischen Demonstrationen den meisten Menschen zu trocken sind, so hat er sich derselben wohlbedächtig enthalten; er hat von seiner großen Kenntniß der Natur einen vortrefflichen Gebrauch gemacht: er weiß sie so anzuwenden, daß der Leser im Glauben an Gott und seine Herrlichkeit befestigt wird." Wenig ahnte der rechtgläubige Geistliche, daß der ihm persönlich bekannte Verfasser ein ebenso schlimmer Ketzer war als Edelmann.

Es war Reimarus, Professor des Hebräischen an der Gelehrtenschule zu Hamburg. Wolffianer und Freund und Schüler von Brockes, verfocht er in den „Betrachtungen über die Triebe der Thiere" das teleologische Princip; Anhänger der natürlichen Religion, des Deismus, verachtete er jede Offenbarung. Aber diese Gesinnung verhehlte er sorgfältig selbst vor den Freunden: er wollte sich seine Lehrerstelle, in der er segensreich wirkte, nicht nehmen lassen. „Die Herrn Prediger mögen glauben, daß ein ehrlicher Mann seinem Gemüth keine geringe Qual anthut, wenn er sich sein ganzes Leben verstellen muß!" Er legte seine Ueberzeugungen in einem Manuscript nieder, an dem er schon 1747 arbeitete und das er bis an sein Lebensende ausfeilte: „Apologie für die vernünftigen Verehrer Gottes", der schärfste Angriff gegen die offenbarte Religion überhaupt und gegen das Christenthum insbesondre, der je in Deutschland gewagt ist. Er zeigte in den Lieblingen Gottes aus dem Alten Testament Physiognomien von abschreckender Häßlichkeit; er suchte in den Evangelien nicht blos Irrthum und Zurechtmacherei, sondern absichtlichen Lug und Trug nachzuweisen. Dies Manuscript, das er sorgfältig in sein Pult verschloß, sollte einmal für Lessing's Schicksal verhängnißvoll werden.

Reimarus' Ansichten stimmten in der Hauptsache mit denen Voltaire's überein; sie wären von König Friedrich gebilligt worden, wenn der sie gelesen hätte. Aber er beschränkte auch auf diesem Feld seine Lectüre auf die Franzosen. Selbst während der furchtbarsten Stürme des Kriegs war er unabläßig beschäftigt, französische Verse zu machen und französische Bücher wieder und wieder zu lesen. Er knüpfte die Correspondenz mit Voltaire von Neuem an, und jeder Brief desselben war ihm ein wichtiges Ereigniß.

Mit geheimer Schadenfreude verfolgte Voltaire die Laufbahn

seines ehemaligen Gönners: es schwellte seinen Stolz an, wenn ihm Friedrich sein Elend klagte, und er ihn trösten konnte: „hätte ich doch oft Gelegenheit dazu!" höhnte er. Friedrich durchschaute ihn völlig, war aber zu lüstern nach seinem Beifall, um ihm nicht bedenkliche Epigramme mitzutheilen, von denen er doch einen üblen Gebrauch voraussehn konnte, der denn auch nicht ausblieb. Noch hatte Voltaire die Schmähschrift gegen Friedrich in seinem Pult verschlossen, er dachte nicht daran, sie zu vernichten. In der Correspondenz wechselt beständig Zorn und Liebkosung: die beiden konnten nicht mit einander leben, sie konnten von einander nicht lassen.

Voltaire war nun wirklich eine Großmacht geworden. In seinem Schloß zu Ferney lebte er als vornehmer Mann, und die ganze Schaar der „Philosophen" gehorchte ihm unbedingt. „Ecrasez l'Infâme!" rief er ihnen in jedem Brief zu! d. h. untergrabt mit allen Kräften den Aberglauben und seine Hauptstütze, die christliche Kirche! „Ich habe mit meiner Mäßigung nichts gewonnen; es ist eine Narrheit: wir wollen Krieg machen, bis aufs Messer!" — Bis aufs Messer, ohne Schonung, jedes Mittel galt ihm recht, Lüge und Verleumdung gegen die „Infamen" nahm er ausdrücklich in Schutz, und wandte sie mit Virtuosität an. Und „infam" war jeder, der sich der festgeschlossenen Philosophen-Partei nicht anschloß, der wohl gegen sie, und Ihn, den Führer der Heerschaar, sich feindselig erwies. Er verachtete die Menschen, die er durch Verkündigung der Wahrheit glücklich machen wollte. Als ritterlicher Lehnsherr verschiedener Schlösser, der die gute Gesellschaft der Umgegend bei sich empfing und sich von seinen Unterthanen huldigen ließ, dachte er mit seiner Aufklärung nur an die Honnêtes Gens, seine Standesgenossen; daß die Explosionsstoffe, die er ausstreute, auch in die dunkle Masse, Volk genannt, eindringen, und sie, die ohnehin unter schwerem Joch seufzte, zur Wuth aufstacheln könne: von dieser finstern Zukunft fiel kein Schatten in seine Phantasie. Wenn er den Aberglauben verhöhnte, wollte er ihn doch dem gemeinen Volk, das ihn bedurfte, nicht rauben, und wenn er im „Candide" sich über den Optimismus lustig machte, so tröstete er sich damit, daß für die Honnêtes gens das Leben zwar nicht gut, aber „passabel" sei.

Nach Voltaire wächst der Mensch aus seinem ursprünglich niedrigen und schlechten Zustand durch die steigende Civilisation allmälig in die Höhe; die Civilisation ist das höchste Gut, und je civilisirter ein Volk, desto höher steht es. Darin, und also überhaupt, fand Voltaire die Gegenwart allen vorangegangenen Zeitaltern überlegen.

Gleichwohl führte er in seinen kleinen Schriften, um die Verkehrtheiten seiner Zeit zu geißeln, Naturmenschen ein, Huronen u. s. w., die mit ihrem natürlichen Verstand das Verkehrte der Ueberlieferung durchschauen. Man mußte endlich im praktischen Streben der Zeit einen innern Widerspruch entdecken. Der Mensch ist zum Glück bestimmt; zum höchsten Glück gehört Vielseitigkeit des Genusses und der Bildung, und diese kommt nur Einzelnen zu gute, sie nimmt der Menge Luft und Licht. Das 18. Jahrhundert galt als ein hochcivilisirtes Zeitalter, Paris als eine hochcivilisirte Stadt; sah man aber hinter die Coulissen, so wurde man Elend und Schlechtigkeit gewahr, wovon wieder civilisirte Völker keinen Begriff gehabt. Eben kamen Weltumsegler aus der Südsee zurück, die nicht Worte genug fanden, das stille Glück der unwissenden Indianer zu preisen. Rousseau fand das schlagende Wort: der Fortgang der Civilisation vermehrt nicht, sondern vermindert das Glück und die Tugend der Menschen; die abschleifende Bildung schwächt die besten Kräfte, und da Reinheit der Sitten werthvoller ist als Fülle des Wissens, so ist dem Menschen nur anzurathen, zur Natur zurückzukehren. Von Natur ist alles gut, alles entartet unter den Händen der Bildung. Diese Paradoxie sprach er schon 1751 aus, umfangreicher und durchdachter 1755 im „Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes". Voltaire betrachtete das als eine Emeute gegen seine Schule, und sagte Rousseau nach, er empfehle den Menschen, wieder auf allen Vieren zu gehen. Der Widerwille wurde noch lebhafter, als Rousseau 1758 ihm in seinen theatralischen Unternehmungen in die Quere kam, und das Theater gleich den Pietisten kurzweg als unmoralisch und sittenverderblich verurtheilte.

Lessing rühmte schon 10. Juli 1755 „den kühnen Weltweisen, welcher keine Vorurtheile, wenn sie auch noch so allgemein gebilligt wären, ansieht, sondern gradewegs auf die Wahrheit zugeht. Sein Herz hat an all seinen speculativen Betrachtungen Antheil." Mendelssohn dagegen vergleicht ihn mit einem Erwachsenen, dem die Pflegemutter die Geschichte seiner Kindheit erzählt: er hört die Beschäftigungen seines spielenden Alters, er hört sogar die losen Streiche, die er den Bedienten gespielt, mit Vergnügen, und ist nicht abgeneigt, diesen Stand der Unschuld seinen männlichen Jahren vorzuziehn.

Seine wahre Bedeutung fand Rousseau erst 1762 durch den „Contract social", den „Emile" und dessen Anhang, das Glaubensbekenntniß des Savoyischen Vicars. Seiner ersten Entdeckung, die Civilisation habe die Natur auf den Kopf gestellt, ließ er die zweite folgen:

man müsse die Civilisation auf den Kopf stellen, um zur Natur zurückzukehren. Das war mit einem Feuer, mit einer Begeisterung vorgetragen, daß auch der Gleichgültigste davon berührt wurde. Durch Locke angeregt, kehrte er in seinen leidenschaftlichen Schlußfolgerungen die Grundsätze seines Lehrers um, und forderte die Menschen auf, der verderbten Cultur zu entsagen.

Der Gesellschaftsvertrag, wie ihn seit Grotius die Rechtsphilosophen gelehrt, fand nun einen neuen Sinn: die Staaten sollten auf diesen Vertrag gegründet sein, sie sind es aber nicht, und bestehn daher nicht zu Recht. Der wahre Vertrag ferner muß die Souveränität des Volks nicht blos theoretisch, sondern praktisch aussprechen; die Souveränität läßt sich nicht übertragen, das Volk muß sie unmittelbar ausüben, und das ist nur in kleinen Republiken möglich.

Der „Emile" verlangte eine radicale Umgestaltung des Unterrichts. In „Robinson", einem Lieblingsbuch Rousseau's, stellte sich heraus, wie wenig die herkömmliche formale Erziehung einem Menschen fruchte, der auf eine wüste Insel geräth: Emile sollte so erzogen werden, daß er in eine solche Situation sich leicht finden könne.

Das geistige Leben jener Zeit hatte eine hervorragende Leidenschaft, den Durst nach Realität. Man war der Formeln müde, mit denen die Schule den ganzen Inbegriff der Bildung einzuspannen suchte; man wollte nicht mehr blos schließen, sondern anschauen und erfahren. Darauf sollte die ganze Erziehung gerichtet sein. Kein neues Wort sollte in das Gedächtniß aufgenommen werden ohne das entsprechende Bild; die Realien sollten den Vorzug haben vor dem formalen sprachlichen Unterricht, die lebenden Sprachen vor den todten.

Der „Savoyische Vicar" spricht in seinem Glaubensbekenntniß, gleich Voltaire, den reinen Deismus aus und läßt den Bibelglauben völlig fallen; die Geistlichen aller Confessionen empörten sich dagegen.

In größere Kreise der Gesellschaft war Rousseau schon 1761 durch die „Neue Heloise" gedrungen, durch die rücksichtslose Apologie der Leidenschaft, die durch moralische Vorträge und Declamationen über Tugend schon darum wenig eingedämmt war, weil diese den langweiligsten Theil des Romans ausmachten.

Es ist ein seltsamer Widerspruch in diesem Rousseau: ein Herz, in dem jeder Pulsschlag der Natur aufs lebhafteste nachschwingt, das mit einer gewissen Angst sich der herrschenden Unnatur zu erwehren sucht, bald trotzig, bald verzagt, aber selbst angekränkelt von den verderblichen Einflüssen einer aus ihrer Richtung getriebenen Civilisation, deren giftige

Genüsse er anklagt, ohne sie doch entbehren zu können. Er selbst kleidet sich in einen armenischen Schlafrock, aber in seiner Umgebung bedarf er des Parfüms, eleganter Toiletten und ausgesuchter Empfindung; er grollt beständig mit jenen ätherischen Wesen, deren Denken und Empfinden in Grübelei und Empfindelei untergegangen ist, und er kann nicht leben ohne sie, er kann nicht leben, nicht empfinden als mit ihnen. Er verschmäht das gegebene Gesetz als Menschenwerk, aus dem Herzen soll die Quelle des guten Handelns fließen; und doch ist sein Herz so verdorben und mit der Natur verfeindet, daß er eins seiner Kinder nach dem andern ins Findelhaus schickt, und sich noch cynisch damit brüstet, er habe sie dadurch dem Fluch der Civilisation entzogen!

Von seinem ersten Auftreten an erregte Rousseau in Deutschland eine Theilnahme, wie kein andrer Franzose. Man hatte hier nicht blos einen Schriftsteller, sondern eine Persönlichkeit von ausgesprochener Physiognomie vor sich, welche auch in ihrer Krankhaftigkeit die Einbildungskraft aufs lebhafteste beschäftigte. Die andern Philosophen verschmolzen den Fernerstehenden in die gestaltlose Masse der Encyclopädie; gegen Voltaire hatte man den Groll im Herzen, daß er den großen König dem deutschen Denken und Empfinden entfremdete. Man studirte ihn im Stillen, man lernte aus ihm den treffenden, prägnanten Ausdruck; aber man sprach nicht gern anders von ihm als mit Mißbehagen über seine Frivolität in Sachen der Religion, seine unphilosophische Verbindung mit Königen und Marquisen. Als anerkannten Führer der Philosophenpartei machte man ihn für all' die cynisch materialistischen Schriften verantwortlich, die aus jenem Kreise hervorgingen. Die Wolffianer tadelten seine Ungründlichkeit, sein desultorisches Wesen, die Historiker vom alten Schlage seine respectwidrigen Ausdrücke über alle anerkannten Größen; man fühlte in ihm eine Macht, die man fürchten müsse. Rousseau war der Leidende, der Verfolgte; der sympathische Zug für seine Ueberzeugungen und Träume wurde verstärkt durch das Mitgefühl für sein Schicksal. Kaum war der „Emile" erschienen, so begann in Deutschland eine fluthende Bewegung, die Menschheit dadurch zu verjüngen, daß man die Kinder dem Einfluß der faulen Civilisation entriß, und sie auf dem angeblichen Boden der Natur durch freie Entwickelung ihrer Instincte erzog. Das „Glaubensbekenntniß des Savoyischen Vikar's", das in den „Emile" eingeschoben war, machte den reinen Deismus, der „Gesellschaftsvertrag" die kleine Republik, in der jeder Bürger mitstimmte, zum Idol des jüngern Geschlechts. Eine ganze Schule hatte Rousseau in der Schweiz: Wieland in Bern suchte sich in seinen Vorlesungen

mit seinen Ideen auseinanderzusetzen, und dessen Freunde, Dr. Zimmermann in Brugg, Haller's Schüler, und Rechtsschreiber Iselin in Basel, machten für ihn Propaganda, wenn sie ihn auch in manchen Stücken bekämpften.

9. Juni 1762 wurde der „Emile" in Paris, 18. Juni in Genf verurtheilt; der hypochondrische Mann fühlte sich als einen Ausgestoßenen; er suchte eine Zuflucht in Neufchatel, und wandte sich in einem halb stolzen halb demüthigen Brief an den Fürsten von Neufchatel, den König von Preußen. Friedrich schickte ihm 29. Juli vom Feldlager aus einige Unterstützung, wies ihm ein Logis an, und empfahl ihn seinem dortigen Statthalter, Lord Marischal. „Si nous n'étions pas ruinés, je lui ferais bâtir un hermitage avec un jardin où il pourrait vivre comme il croit qu'ont vécu nos premiers pères. Je crois qu'il a manqué sa destination: il était sans doute né pour devenir un fameux cénobite, un Père du désert, célèbre par ses austérités et ses macérations, un Stylite; il aurait fait des miracles, il serait devenu un Saint." — In seinem Dankschreiben, 30. Oct., wagte Rousseau einige sehr schmeichelhafte Angriffe. „Otez devant mes yeux cette épée qui m'éblouit et me blesse; elle n'a que trop fait son devoir, et le sceptre est abandonné. La carrière est grande pour les rois de votre étoffe, et vous êtes encore loin du terme; cependant le temps presse, et il ne Vous reste pas un moment à perdre. Sondez bien votre coeur, o Frédéric! Vous convient-il de mourir sans avoir été le plus grand des hommes? — Puissé-je voir Frédéric le juste et le redouté couvrir ses états d'un peuple nombreux dont-il soit le père, et J. J. Rousseau, l'ennemi des rois, ira mourir au pied de son trône!"

Als Friedrich diesen Brief empfing, war er wie durch ein halbes Wunder gerettet. Mit dem Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland, 5. Jan. 1762, hatte sich die ganze Europäische Constellation verschoben. „J'en reviens comme un mauvais auteur qui, ayant fait une tragédie embrouillée, a recours à un Dieu de machine pour trouver un dénouement; — trop heureux de trouver la fin d'une mauvaise pièce dont j'ai été acteur malgré moi."

Alle Mächte waren müde und erschöpft, 28. Jan. 1763 wurde zu Hubertsburg der Friede unterzeichnet. Das Land war ausgesogen und verarmt, aber das Nationalgefühl hatte einen ungeheuern Schatz gewonnen.

„Friedrich", schreibt Diderot im Schlußheft der „Encyclopädie",

„hat die Bewunderung selbst derer errungen, die an seinem Untergang arbeiteten; die Nachwelt wird ihm unter den größten Männern einen Rang anweisen." Auch seinen Dichtungen ertheilt er großes Lob. „Sie sind voller Ideen, voll großer und kräftiger Wahrheiten; er würde einer der ersten Dichter unsrer Nation geworden sein, wenn er sich ein paar Jahre im Faubourg St. Germain aufgehalten und dort einige Körner des Berliner Sandes abgewischt hätte. Es hat dieser bewundernswürdigen Flöte nichts gefehlt als ein reinerer Ansatz. In künftigen Jahrhunderten werden unsre Dichter, denen es nur um Correctheit zu thun ist, weit hinter den Philosophen von Sanssouci zurücktreten." Daß Friedrich mit diesen hervorragenden Männern, die ihn so gut verstanden, Fühlung suchte, daß er sich bemühte, sie nach Berlin zu ziehn, ist wohl begreiflich: wetteiferten doch mit ihm in diesem Streben fast alle Monarchen, voran seine neue Verbündete, die Kaiserin Katharina von Rußland.

Als d'Alembert, der ihn bald nach Abschluß des Friedens besuchte, ihm sagte, dieser Tag müsse doch der schönste seines Lebens sein, erwiderte Friedrich: „le plus beau jour de la vie est celui où on la quitte!" Er hatte Uebermenschliches erduldet; er war ein alter Mann geworden, körperlich hinfällig, verbittert, mit Menschenverachtung erfüllt.

Der Krieg von 1756 war Friedrich aufgedrängt, er war Nothwehr: das ist durch die neusten archivalischen Forschungen unumstößlich erwiesen; die Verwüstungen Deutschlands durch Franzosen, Russen, Schweden und Kroaten fallen auf Rechnung der Habsburgischen Politik. Hätten die Alliirten gesiegt, so wären ganze Länderstrecken von Deutschland abgerissen, die Russen hätten Preußen, die Franzosen ein Stück Rheinland, die Schweden Pommern sich angeeignet. Durch Friedrichs Sieg wurde die Integrität Deutschlands gewahrt.

Durch die Constatirung dieser Thatsache soll kein moralisches Urtheil über Friedrich und Maria Theresia gefällt werden, sie kennzeichnet nur die Lage der Dinge. Der Beherrscherin der Oestreichischen Monarchie konnte es gleichgültig sein, ob die Grenzen des Reichs durch das Ausland geschädigt wurden; Preußen konnte es seiner geographischen Lage nach nicht zugeben, denn es war selber in seiner Existenz gefährdet. Es hatte sich herausgestellt, daß ein mächtiges Preußen die sicherste Schutzwehr des Reichs sei, und das Gefühl davon brach sich auch in Deutschland Bahn.

5.

Die deutsche Prosa während des Kriegs.

1759—1763.

Mitten unter den Unbilden des Kriegs bemühte sich Berlin eifrig und nicht ganz ohne Erfolg, für das geistige Leben Deutschlands einen Mittelpunkt zu geben, und wenigstens in der Prosa nimmt man einen erfreulichen Aufschwung wahr.

Nach Lessing's Abreise aus Berlin, Nov. 1760, setzten die Freunde, Moses und Nicolai, im Verein mit einigen Andern die „Litteraturbriefe" fort. Sie waren ehrlich in ihrem Urtheil und auch gescheut, Moses hatte viel über Aesthetik nachgedacht. Indeß sind seine Urtheile durchaus Urtheile des Verstandes: was sich vom Verstand nicht auflösen ließ, war ihm verhaßt, und mit aller Schärfe traf er selten den entscheidenden Punkt. Indeß gehörten die „Litteraturbriefe", indem sie den Schlendrian bekämpften, zur aufstrebenden Richtung, und bildeten für die deutschen Schriftsteller einen hauptstädtischen Mittelpunkt: alljährlich fand sich der eine oder andre Gast aus Halle, Halberstadt, Leipzig, Hamburg in Berlin ein, und der briefliche Verkehr ging bis nach Riga, Kopenhagen und Zürich.

Eine wichtige Acquisition war der junge Thomas Abbt aus Ulm, der sich einige Monate in Berlin aufhielt, und dessen Abhandlung „vom Tod für's Vaterland" Nicolai Anfang 1761 druckte. Abbt hatte einen entschiednen Sinn für Geschichte, der den Berlinern abging: „ich gähne allezeit", schreibt Moses, „wenn ich etwas Historisches lesen muß."

April 1761 erhielten die Herausgeber der „Litteraturbriefe" ein kleines Werk, das sie sehr interessirte: „Harlekin oder die Vertheidigung des Grotesk-Komischen". — Harlekin fordert Lessing, der sich seiner so warm gegen Gottsched angenommen, auf, zu seiner völligen Wiederherstellung mitzuwirken. Es sei Thorheit, zu verlangen, daß jede Kunst durch den Nachweis eines moralischen Zwecks sich legitimire. Tanzen wir etwa, um unsern Körper gesund zu erhalten? Selbst im Leben des Weisen hat eine muthwillige, vom Verstandesballast befreite Ausgelassenheit ihre Rechte. „Strenge Sittenlehrer mögen immer die Castraten vom Fegefeuer befreien und die schönen Sängerinnen dort ihre verlornen Stunden nachholen lassen: ich werde das Glück der Erstern nicht be-

neiden, und hoffentlich mit meiner Arbeit für das allgemeine Vergnügen die Strafe der Letztern nicht verdienen."

„Man rühmt unsern Vorfahren nach, daß sie zum Zeitvertreib viel auf brüderliches Trinken gehalten, und darin die ganze Wollust politischer Verschwörungen genossen hätten; auch redet man nie von ihren Töchtern, ohne sich Prinzessinnen vorzustellen, die in treuer Liebe in hohem Stil ihre Feierabende zugebracht. Allein man mag ihnen ihr Trinken, ihre Verschwörungen und ihre Abenteuer noch so hoch anrechnen, so bleibt es doch ein Räthsel, wie sie ohne Kartenspiel, ohne Romanlectüre und ohne Zeitungen die eine Zeit wie die andre so vergnügt zubrachten." Sie fanden einige Abwechselung im Geckenorden, der ihnen Maskenfreiheit gab. „Bei uns bringt man die Zeit bei Tisch wie im Staatskabinet zu, und redet mit der Vorsicht eines Gesandten. Wie glücklich waren dagegen jene klugen Gecken, die ihren Orden anhängen und dann im Charakter ihrer Rolle mit hochgebornen Brüdern eine stumpfe Lanze brechen konnten! Aber das beste Mittel, die Langeweile zu vermeiden, war unstreitig, daß jeder Dichter seiner Dame öffentlich sagen durfte, was er bei ihrem Anblick fühlte, und daß diese ihm in eben dem Ton antwortete. Jedes Auge mußte heitrer, jeder Mund beredter sein als jetzt, wo der Mann seiner Frau garnichts, der Liebhaber aber seine Schmeicheleien nur heimlich sagen darf."

April 1761 schrieb Abbt an den Verfasser dieser Schrift, Justizamtmann Möser „im Namen einer kleinen Berlinischen Gesellschaft" einen freundlichen Brief und zeigte den „Harlekin" in den „Litteraturbriefen" an. Seitdem bestand zwischen ihnen ein lebhafter Verkehr.

Justus Möser ist 14. Dec. 1720 in Osnabrück geboren und daselbst 1794 gestorben. Verhältnißmäßig spät, im zwanzigsten Jahr — weil sein Vater, so lange die Werber Friedrich Wilhelm's I. ihr Wesen trieben, sich scheute, den stattlichen Jüngling, der fast sechs Fuß maß, außer Landes zu schicken — bezog er die Universität. Nach Ablauf des juristischen Trienniums erhielt er eine Secretärstelle bei der Ritterschaft.

Die Verfassung des Bisthums Osnabrück war eigenthümlich. Die Landstände bestanden aus drei Körperschaften: dem Domcapitel, welches den Bischof wählte, und in welchem nur drei Evangelische saßen; der Ritterschaft, überwiegend protestantisch; und der Deputation der Städte. Auf dem Lande herrschte die Leibeigenschaft, doch in milder Form.

Im 25. Jahr wurde Möser Advocatus Patriae: als solcher hatte er die Processe des Fiscus gegen Einheimische und Auswärtige zu führen; bald darauf wurde er auch Syndicus der Ritterschaft, und ver-

trat nicht selten in einem Rechtshandel beide Parteien, stets zur beiderseitigen Zufriedenheit. Im 26. Jahr heirathete er: eine prächtige Frau, mit der er 41 Jahre in glücklicher Ehe lebte. Seine Existenz war geräumig, sein Haus das gastfreieste der Gegend, seine Bekanntschaft von einer seltnen Ausbreitung; von nah und fern kam ihm unbedingtes Zutrauen entgegen.

Der Mittelpunkt seines Lebens war sein Amt; Schriftstellerei trieb er nur in den Mußestunden, und fast immer in Beziehung auf seine Geschäfte. Vom Standpunkt eines praktischen Juristen aus suchte er sich mit dem Publicum zu verständigen; die Erfahrungen seines kleinen Kreises, der freilich mehr Individualität besaß als irgend ein Fleck des heiligen Römischen Reichs, dehnte er auf das Allgemeine aus. Dafür war Osnabrück ein sehr ergiebiger Boden, da die Gegensätze hart nebeneinander lagen. Der Advocat lernte sich früh in Menschen aller Art, von entgegengesetzten Gesinnungen und entgegengesetztem Interesse schicken. Daher seine Neigung, jede Meinung so lange hin und her zu wenden, bis er sie annehmbar befunden. Er ging mitunter darin sehr weit; von seinen Paradoxien muß man vieles abrechnen, was der Schalk oder der juristische Virtuos übern Herzen wegspricht; um deutlich zu werden, sucht er das derbste, das nackteste und ungesittetste Wort. In gründlicher Verachtung der Redensarten von allgemeinen Menschenrechten, allgemeiner Menschenliebe und bildloser Moralität, scheute er nicht vor den härtesten Consequenzen, um den wirklichen Menschen mit seinen mannigfaltigen Leidenschaften und Grillen als Naturwesen, mit seinen historischen Schranken als Bürger jenem abstracten Ideal gegenüberzustellen. Aber seine massive Gesundheit bewahrte ihn vor jeder eigentlichen Sophistik. Freilich kann man seine Behauptungen oft in das Gegentheil umkehren: den besten philosophischen Sätzen geht es nicht anders.

Möser's Art erkennt man bereits aus einer Jugendschrift, 1746, „über die Bekehrung im Alter". — „Ich habe noch keinen gesehn, der sich in der Stärke seiner Leidenschaften ernsthaft gebessert hätte; das Herz hat allemal den Verstand betrogen. Wenn aber der Mensch erst soweit ist, daß seine Leidenschaften träge werden, so ist er gar bald fromm. Da ein alter Mann oft nicht so viel Kraft hat, dem Reiz einer Klapperbüchse zu widerstehen, wie will er dem beständig anziehenden Reiz der Tugend widerstehn? Sobald die Phantasie nicht mehr die Kraft hat, das Herz mit lebhaften Bildern auszufüllen, schnappt die geistlose Leere aus Noth nach frommen Bildern. Daher kommt es, daß alte Leute oft abergläubisch werden: jedes fürchterliche Bild erfüllt sie, weil in ihrem

Seelenraum nichts ist, das Widerstand leisten könnte. Bei einem Menschen, der die Kraft seiner Leidenschaften in der Wollust abgenutzt, hat die Frömmigkeit noch den Werth der Neuheit. Jedes gute oder schlimme Vergnügen hat seine Reize, das matteste Herz empfindet dabei etliche angenehme Wallungen, und diese werden von dem Vergnügen der Reue unterhalten: die reuige Erinnerung voriger Ausschweifungen schmeichelt noch immer der sterbenden Neigung."

Möser war 26 J. alt, als er das schrieb; der Censor strich das Ganze. Ein späteres Fragment einer Selbstbiographie klingt aber noch lebhaft an diese Jugendschrift an. „Unter allen guten und bösen Eigenschaften, die ich von mir anzugeben weiß, triumphirt die Eigenliebe; und ihr Triumph ist dann am vollkommensten, wenn ich mich in den höchsten Grad der Aufrichtigkeit versetzt habe. Ich muß oft über die schlauen Wendungen lachen, wodurch mich meine Eigenliebe zu ihrem Zweck führt." — „Mein Glück ist, daß mich die Natur mit einem sehr ehrbaren Gesicht beschenkt hat. An meinem Schreibtisch lache ich oft ungesehn und ungehört, aber in Gesellschaften schützt mich mein Phlegma wider alle bittern Ausbrüche meines Herzens."

Bei all seinen Gedankensprüngen hatte Möser ein bleibendes Augenmerk: die Deutschen aus dem beschränkten Kreis des gebildeten Spießbürgerthums, der schwächlichen Humanität und Empfindelei herauszutreiben, und ihnen die Augen zu öffnen für das harte aber bunt bewegte wirkliche Leben. Seine Satiren erinnern mitunter an Rabener: der gleiche Kampf gegen Unnatur, Etikette, Prunksucht, Nachäfferei; aber Rabener's Gesichtspunkte sind kleinbürgerlich, Möser ist in den höhern Ständen, sowie bei Bauern zu Hause, die ein ganz andres individuelles Leben bewahrt haben als Rabeners Honoratioren. Er räth den Deutschen, lieber Bären zu bleiben, als sich von einem französischen Friseur zum Affen machen zu lassen. Unsre Dichter schreiben für Schwächlinge, ihnen die leeren Stunden zu vertreiben; empfindelnde Bücher machen die Nerven krank: wo die Natur Freude und Muth gebietet, da winselt das weich klopfende Herzchen. Die Franzosen und Italiener, die wir so lange nachgeahmt, haben zu sehr der Schönheit geopfert und alles Unschöne verbannt; darüber ist ihnen die Natur verarmt. Die Engländer haben die Fülle und Mannigfaltigkeit der Natur vorgezogen, und damit den richtigen Weg eingeschlagen, wenn er auch zur Verwilderung führen kann.

Neben Lessing ist Möser ohne Zweifel der bedeutendste Prosaiker der Periode. Es ist interessant, bei stilistischen Umarbeitungen ihr Verfahren zu vergleichen; von Beiden haben wir Proben. Lessing arbeitet

seine Sätze immer pointirter heraus, während Möser die Sätze ihrem eignen Schicksal zu überlassen scheint und mit einer unschuldigen Miene zusieht, als gehe ihn die Sache nichts an. Auch das ist eine bewußte Kunstform, aber der Lessing's entgegengesetzt. Möser sprach fertig Französisch, Englisch und Italienisch, und war im Alterthum zu Hause. Sein Stil, plastisch und scharf bestimmt, ist gesättigt durch die concreten Anschauungen des weltkundigen und zugleich gelehrten Juristen.

„Die deutsche Sprache wird von Einigen für sehr reich gehalten, mir aber kommt sie noch immer zu arm vor. Nicht weil sie in das Wesen einer Sache nicht eindringen kann, denn diesen Mangel haben auch unsre Begriffe, und zu etwas Mehrerem, als unsre Begriffe auszudrücken, ist keine Sprache gemacht. Auch nicht um deswillen, weil sie eine Menge von Größen und Eigenschaften, besonders aber die feinen Unterschiede derselben nicht namentlich angeben kann: denn hier ist die Empfindung immer reicher als der Ausdruck. Sondern weil sie an solchen Ausdrücken Mangel hat, welche das tägliche Leben betreffen und zu unserm nächsten Bedürfniß gehören, so daß wir ohne ihre Hülfe kein tägliches Leben vorstellen können."

„Dieser Mangel rührt daher, daß die deutsche Sprache in keiner deutschen Provinz gesprochen wird, sondern eine todte Büchersprache ist, worüber sich die Schreibenden vereinigt oder verglichen haben. In eine solche Sprache ist natürlicher Weise nichts aufgenommen, was außer der Sphäre der Schreibenden gewesen."

„Der Engländer nimmt alles an, was er gebraucht und nützlich findet: und dies thut mit ihm jeder Provincial-Dialekt. Die englische Sprache ist ein Provincial-Dialekt, der sich zur Buchsprache für die ganze Nation erhoben hat, anstatt daß alle übrigen Sprachen in Europa nichts als ein Buch-Herkommen zum Grunde haben."

„Auch die besten unter unsern Schriftstellern schreiben nicht mehr für das gemeine Auge; es kommt mir oft so vor, als wenn sie durch ein Vergrößerungsglas arbeiteten. Man verwirrt den gesunden Menschenverstand, wenn man unendlich feine Unterschiede jedem Auge sichtbar machen will. Durch diese Behandlung wird die Sprache zu scharf bestimmt für die ordentlichen Bedürfnisse. Im Reich der Speculation, das für unsre Sinne versteckt ist, legt Jeder sein Eignes an, bestimmt danach seine Worte und erfindet Zeichen: wenn die Sprache damit überladen wird, so entsteht daraus, wie aus einer Menge zu vielerlei Münzen, Beschwerde und Verwirrung; man unterscheidet, wo man nicht unterscheiden sollte, und wird spitzfindig; ein Mensch versteht

den andern nicht mehr. Unsrer jetzigen Sprache wird es gehn wie der scholastischen, die durch ihre Feinheit verunglückt ist."

Während sonst in Deutschland fast alle Welt die Methode billigte, wie nach Rousseau die Kinder naturgemäß erzogen werden sollten, trat Möser für das ältere System ein. „Es ist wunderbar, wie uns oft eine glänzende Theorie verführen kann! Wenn einer das Laufen lernen soll, so läßt man ihn in schweren Schuhen laufen; dagegen sollen Kinder, woraus man große Männer ziehn will, alles spielend fassen. Was kommt bei diesem spielenden Lernen heraus? süßes Gewäsch und leerer Dunst! Der Geist bleibt schwach, der Kopf hat weder Macht noch Dauer. Der junge Mensch gleicht einem Kaufmann, welcher eine Handlung durch die ganze Welt anfangen will, ohne ein Capital oder auch nur einen mäßigen Vorrath von Producten zu haben. Anders verhält es sich mit dem Knaben, der, soviel es ohne Nachtheil seiner Leibes- und Seelenkräfte geschehn kann von Jugend auf zu einem eisernen Fleiß angestrengt worden."

Noch in einem andern Punkt trat Möser gegen Rousseau in die Schranken: in einem „Sendschreiben an den Herrn Vicar in Savoyen," 2. Nov. 1762, vertheidigt er gegen den reinen Deismus die positive Religion. „Alle Gesetzgeber und Stifter großer Staaten haben die natürliche Religion für unzulänglich gehalten, eine bürgerliche Gesellschaft einzurichten, zu binden und zu führen. Moses hätte gegen hunderttausend Ziegelbrenner, die ihn stürmisch fragten: wer hat dich zum Richter über uns gesetzt? nicht anders bestehn können, als wenn er sich die Gesetztafeln von Gott persönlich überweisen ließ."

„Sie werden sagen, solchergestalt sei die Religion nur ein Kappzaum für den Pöbel. — Wir alle sind Pöbel! Für uns Pöbel, und nicht für Engel ist unsre Religion gemacht. Der Mensch ist ein Thier, das an der Kette seiner Einbildung liegen soll. Etliche brauchen einen Klotz von fünf Centnern, um nicht mit der Kette wegzulaufen. . . . Es ist ein hartnäckiges Volk, beides der Philosoph und der Mensch: fünf Centner halten sie nicht!"

„Es ist ein besondrer Hang des Menschen zum Wunderbaren, welcher oft auch dem Philosophen das Bekenntniß abpreßt: wir wissen noch nicht alles. Viele schämen sich nur, offen zu gestehn, was sie sich heimlich selbst beichten. Sollte dieser Hang nicht eine höhere Ursache haben? — Stellen Sie sich einmal vor, wir hätten einen Knorpel im Gehirn, der sich blos durch mathematische Beweise behandeln ließe: sollten wir dann wohl diese zärtlichen Empfindungen haben, die soviel zu unsrer

Wollust beitragen? Entweder wir müßten alles bis auf den Grund einsehn können — und diese Forderung ist ungereimt; oder wir sind glücklich, daß wir uns leichter und sanfter beruhigen lassen. Freilich ist dieser Hang sehr bequem, den Aberglauben zu unterstützen; aber die natürliche Liebe, die Güte, die Großmuth sind ebenso sehr zu mißleiten: Sie wissen es, und haben sie nicht verflucht. — O der Mensch ist ein allerliebstes, wunderliches Ding! Herr und Narr aller seiner Mitgeschöpfe!" —

„Nunmehr erwarten Sie vielleicht, daß ich die Wahrheit unsrer christlichen Religion zu vertheidigen unternehme. Allein ich bin kein Theolog, sondern ein Rechtsgelehrter. Ich habe meine Betrachtungen blos so entworfen, wie ich glaube, daß ein unparteiischer Mann, der von unsrer Religion nur etwas versteht, sie entwerfen könnte. Ich habe die Bedürfnisse einiger Arten von menschlichen Gesellschaften und ihre Zufälle eingesehn; ich habe die Krankheiten dieser großen Staatsvereinigungen, sie mögen Monarchien, Aristokratien, Demokratien oder Tyrannien heißen, erwogen, und daraus geschlossen, daß ihnen eine offenbarte Religion jederzeit nothwendig und heilsam gewesen."

Für das Christenthum läßt sich wohl ein natürlicher Ursprung denken. „Die Jüdische Religion, welche ausdrücklich sagt, daß der erste Mensch die Unsterblichkeit verloren habe, muß zuletzt durchaus auf einen Erlöser führen; sie muß schlechterdings alle Menschen in einem Ewigen sterben lassen, nachdem Gott einmal gesagt, daß alle Menschen des ewigen Todes sterben sollen. Jede Nation, sobald sie anfängt, sich zu bilden, will durchaus ein ewiges Leben. Je trauriger ihre Schicksale werden, desto öfter wird sie Propheten zu ihrer Beruhigung erwecken. Das bringt der natürliche Gang ihrer Empfindungen und Gedanken mit sich. Der Paulinische Lehrbegriff war eine nothwendige Consequenz von Moses und den Propheten. „Ueber das Factum, daß wirklich der Ewige Mensch geworden sei und das Gesetz erfüllt habe, daß Jesus von Nazareth dieser Ewige gewesen, habe ich nicht mit Ihnen zu streiten. Paulus wurde hievon durch ein Wunder überzeugt, und wenn Sie das auch verlangen, kann ich Ihnen nicht helfen."

Der scharfe Blick in das Einzelne, an sich nicht ohne Gefahr, wurde bei Möser corrigirt durch einen freien Blick in's Große. „Können Sie mir ein einziges schönes Stück aus der physikalischen Welt nennen, welches unter dem Mikroskop seine vorige Schönheit behielte? Jede Sache hat ihren Gesichtspunkt, worin sie allein schön ist; sobald Sie diesen verändern, sobald Sie mit dem anatomischen Messer in das Eingeweide

schneiden, verfliegt die Schönheit. Was Ihnen durch das Vergrößerungsglas ein rauhes Ding scheint, wird dem unbewaffneten Auge eine liebliche Gestalt; der Berg in der Nähe ist voller Höhlen, aber unten, in der Ferne, wie prächtig! Wenn das in der physikalischen Welt wahr ist, warum nicht in der moralischen? — Setzen Sie Ihren Helden einmal auf die Nadelspitze und lassen ihn unter Ihrem moralischen Mikroskop Männchen machen! Nicht wahr? Sie finden ihn recht schwarz, grausam, geizig und seinem Bruder ungetreu? Aber treten Sie zurück: wie groß wieder! — Wer heißt Sie nun die Schönheit dieses großen Eindrucks um deswillen anfechten, weil die dazu wirkenden Theile bei schärferer Untersuchung häßlich sind? Die Leute, welche von der Falschheit der menschlichen Tugenden schreiben, wollen immer Fümet ohne Fäulung haben, und Blitze die nicht zünden. Wir wollen die Tugend blos für die Taugsamkeit oder die innere Güte eines jeden Dings nehmen. So hat ein Pferd, so hat das Eisen seine Tugenden, und der Held auch, der seinen gehörigen Antheil Stahl, Härte, Kälte und Hitze besitzt. Die Anwendung soll sein Verdienst und die Menge der Wirkungen, welche das menschliche Geschlecht davon zieht, die Größe seines Verdienstes bestimmen". — —

Möser war Humorist: zum Theil liegt darin seine historische Stellung. In der Wolffischen Philosophie und der von ihr beeinflußten Dichtung wurde alles ernsthaft und dogmatisch behandelt, eine pedantische Moral stellte alle natürliche Regung unter Controlle. Die Logik wollte alle Bewegung an ihrem Gängelband leiten. Bodmer schalt selbst Lessing einen Spaßmacher, und dieser mußte sich des geschmähten Capricio annehmen. Nun aber erregte ein genialer Humorist die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums, Sterne, dessen „Tristram Shandy" seit 1759 erschien. In der Kunstform des Humors treten das Empfindungsleben und die Verstandeskälte gleich energisch hervor, nicht um das eine am andern aufzuheben, vielmehr sollte im Contrast beider sich die Fülle der Natur geltend machen, die von einer einseitigen Philosophie auseinander gerissen wurde. Ganz unvermittelt wechselt bei Sterne die überströmende Thräne und das höhnische Lachen. Er hat viel Thränen hervorgerufen und die Fähigkeit des Mitleids erweitert; aber das Mitleid hat keinen Werth, das keinen Unterschied macht. Die Schwelgerei im Mitleid um gleichgültige Dinge ist im Grund eine Verhätschelung der Selbstsucht; und so begreift man ganz wohl die faunischen Motive, die Sterne gern in seine empfindsamen verwebt; die einen wie die andern sind ohne rechte Consistenz.

Wenn die Litteratur der Aufklärung sich bemühte, auf möglichst gradem Wege zum Ziel zu kommen und alle Nebensachen aus dem Weg zu räumen, so ist dagegen Sterne's Kunstform eine künstlich hervorgerufene Zerstreutheit. Er hat gar kein Ziel, er ist ein Spaziergänger; er sieht je nach seiner Laune nach allen Seiten, verweilt bei Dingen, die ihn nichts angehn, und hat sie im nächsten Augenblick wieder vergessen. Er scheint heftig vorwärts zu eilen, kommt aber nicht vom Fleck.

„Tristram Shandy" macht den Anspruch, eine Erzählung zu sein; gleichwohl wirft der Erzähler Zeitfolge und Causalnexus willkürlich durcheinander. Ebenso verhält es sich mit den zahlreich eingestreuten Reflexionen, die etwas Embryonisches haben, auf eine überraschende Weise ineinander übergehn und zerfließen, und nie zu Ende kommen; es ist ebenso unmöglich, einen größern Gedanken des Buchs deutlich nachzusprechen als den Inhalt der Begebenheit anzugeben. Durch diesen desultorischen Vortrag wird der Eindruck abgeschwächt, das Gleichgültige und Unwesentliche drängt sich oft in den Vordergrund. Darauf eben ging Sterne aus. Wenn er gleich zu Anfang berichtet, wie der Charakter seines Helden — von dem man freilich nie etwas Rechtes erfährt — bei seiner Erzeugung bestimmt wurde durch die Combination zweier Umstände, die nichts als die Gleichzeitigkeit gemein haben, so ist das Sterne's wirkliche Ansicht vom Zusammenhang der Welt: er glaubt nicht an die Logik des Weltganzen. Für ihn giebt es keinen Unterschied zwischen Bedeutendem und Unbedeutendem: das Durcheinander der Fäden, die sich in den Weltvorgängen verzweigen, bildet einen Nebel, in dem sich aber der Dichter ganz behaglich findet. Er glaubt ein Naturgesetz nachzubilden. Die Folge der Vorstellungen in der menschlichen Seele wird ebenso wenig durch ein logisches Gesetz bestimmt als die Folge der Vorgänge in der wirklichen Welt; eine Vorstellung ruft die andre hervor, als Aehnlichkeit oder Gegensatz, ohne daß zwischen der ersten und dritten irgend eine Verwandtschaft besteht. Im Nervengeflecht der Seele wie im Nervengeflecht der Geschichte verzweigt sich alles durcheinander, und der Verstand vermag nur Zufälligkeit zu entdecken. Wenn seine Vorgänger im Roman, um kräftig zu zeichnen, die Musculatur ihrer Helden übermäßig anspannten, so giebt dagegen Sterne Figuren ohne Muskeln, widerstandslos gegen alle zufälligen Eindrücke der Natur.

Die Kunstform des Humors führt in letzter Instanz auf die nämliche Geistesbeschaffenheit zurück, die dem philosophischen Skepticismus zu Grunde liegt. Der Dichter Sterne gehört mit seinem Zeitgenossen Hume zusammen.

Als das Sicherste der Welt hatte bis dahin gegolten, daß jede Wirkung eine Ursache haben müsse; Hume fragte, wie man das anders wissen wolle als aus Erfahrung? und was wir nur durch Erfahrung wissen, könne durch eine neue Erfahrung widerlegt werden. Einen gewaltigen Eindruck machte diese Deduction auf Kant. In den zahlreichen kleinen, überaus geistvollen Schriften aus den letzten Jahren des Kriegs und bald darauf kündigt er dem Dogmatismus der Wolffischen Schule offen Fehde an.

Mit Unrecht ahmt die Philosophie die synthetische Methode der Mathematik nach. Die mathematischen Begriffe werden durch die Definition gemacht, und enthalten nichts weiter als was die Definition besagt. Ihre Aufgabe ist, einfache, deutliche und sichere Begriffe, die sich sämmtlich aus dem Raumbegriff herleiten, zu verknüpfen und zu vergleichen, um zu sehn, was daraus gefolgert werden kann. Die Philosophie dagegen muß analytisch verfahren. In ihr ist der Begriff von einem Ding im gemeinen Sprachgebrauch schon gegeben, aber verworren und nicht bestimmt genug. Jedermann hat z. B. einen Begriff von der Zeit; ich muß diesen in allerlei Beziehungen betrachten, um durch Zergliederung Merkmale desselben zu entdecken, die abstrahirten Merkmale verknüpfen, ob sie einen zureichenden Begriff geben und zusammenstimmen. Wollte ich synthetisch auf einen Begriff der Zeit kommen: — welch glücklicher Zufall müßte es sein, wenn diese Definition die gegebene Idee völlig ausdrückte! Wenn man durch innere sichere Erfahrung die Merkmale findet, die thatsächlich im Begriff liegen, so wird man zwar nicht alles, aber vieles erkennen.

Die modernen Philosophen verstehn es meisterhaft, indem sie scheinbar der Schlußform folgen, heimlich nach der Erfahrung zu schielen, und durch leisen Druck die Vernunft dahin zu lenken, wo sie sie haben wollen. Auf diesem Wege haben sie sogar Geheimnisse der Religion ertappt: wie Romanschreiber die Heldin in entfernte Lande fliehn lassen, um durch ein glückliches Abenteuer ihrem Ritter wie von Ungefähr zu begegnen.

„Je mehr ich über Gott nachsinne", sagt Simonides, „desto weniger vermag ich ihn zu begreifen. Unsre heutigen Weltweisen dagegen beweisen mit Zuversicht das Dasein des höchsten Wesens aus seinem Begriff, da wirkliches Dasein doch nur durch Erfahrung erkannt wird." — Diese „Träume der Metaphysik" vergleicht Kant in einer hoch humoristischen Burleske mit den „Träumen eines Geistersehers." Der Eingeweihte hat den groben an den äußern Sinnen klebenden Ver-

stand zu höhern abgezogenen Begriffen gewöhnt, und kann nun geistige körperlose Gestalten in derjenigen Dämmerung sehn, womit das schwache Licht der Metaphysik die Schatten sichtbar macht. Anschauende Erkenntniß der andern Welt kann hier nur erlangt werden, wenn man etwas von demjenigen Verstand einbüßt, welchen man für die gegenwärtige nöthig hat.

„Die Philosophie wird sich schließlich überzeugen, daß dies Schattenreich, nach welchem sie bisher ihre Ferngläser gerichtet, gänzlich außerhalb des Gesichtskreises der Vernunft liegt; sie wird als ihre wahre Aufgabe erkennen, sich über die sehr verwickelten Operationen unseres Erkenntnißvermögens zu verständigen.

Es ist Folge einer langen Prüfung, wenn ich rathsam finde, der Metaphysik das dogmatische Kleid abzuziehn. Ich schmeichle mir freilich nicht, durch die Arbeit von wenig Stunden den Koloß zu erschüttern, der sein Haupt in den Wolken des Alterthums birgt. Aber künftig werden diese syllogistischen Spielereien nur zur Geschichte der menschlichen Geistesverwirrung dienen. Wie die Fäulniß als die vollkommenste Auflösung jedesmal vorausgeht, wenn eine neue Erzeugung anfangen soll, so macht mir die Krisis der Gelehrsamkeit zu einer Zeit, da es an guten Köpfen nicht fehlt, die beste Hoffnung, daß die große Revolution in den Wissenschaften nicht mehr weit entfernt ist." — —

Kant hielt gleich Rousseau für das wichtigste Mittel zum Fortschritt der Menschheit die Erziehung. „Es ist eine thörichte Methode, mit der Einsicht den Jahren vorzueilen, und ohne die Reife des Verstandes abzuwarten, solche Erkenntnisse zu ertheilen, die nur von einer geübtern Vernunft können begriffen werden. Daraus entspringen die Vorurtheile der Schulen, welche hartnäckiger sind als die gemeinen, und die frühkluge Geschwätzigkeit junger Denker, die blinder ist und unheilbarer als die Unwissenheit. Wenn man frühzeitig sehr viel weiß, ist man sicher, im Alter nichts zu wissen, und der Mann der Gründlichkeit wird zuletzt höchstens der Sophist seines Jugendwahns.

Der natürliche Fortschritt der menschlichen Erkenntniß ist, zunächst den Verstand zu zeitigen, indem man ihn in Erfahrungsurtheilen übt und auf dasjenige achtsam macht, was ihn die verglichenen Empfindungen seiner Sinne lehren können. Von diesen Urtheilen soll er zu den höhern durch den gebahnten Fußsteig der niedern Begriffe gelangen, der ihn allgemach weiter führt. Kurz man soll den Verstand nicht mit fertigen Sätzen füttern, sondern ihn üben; nicht tragen, sondern leiten, wenn er in Zukunft selbst zu gehn geschickt sein soll.

„Als ich gleich zu Anfang meiner akademischen Unterweisung erkannte, daß die Jugend zu ihrem Schaden früh vernünfteln lernt, ohne genügsame historische Kenntnisse zu besitzen, welche die Stelle der Erfahrung vertreten können, so beschloß ich, regelmäßig die Historie vom jetzigen Zustand der Erde zu einem Inbegriff dessen zu machen, was sie zur practischen Vernunft vorbereiten konnte."

„Kant", schreibt Herder, der als junger Student alle seine Collegien gehört, „hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings. Seine offen zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit; Scherz, Witz und Laune standen ihm zu Gebot. Mit eben dem Geist, mit dem er Leibniz, Wolff, Baumgarten, Hume prüfte, und die Naturgesetze, Newton's, Keplers, der Physiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseau's auf. Immer wieder kam er auf unbefangene Kenntniß der Natur zurück. Menschen-, Völkergeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; kein Ehrgeiz hatte für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Nie habe ich in den drei Jahren, da ich ihn täglich hörte, den kleinsten Zug von Arroganz an ihm bemerkt; er wußte nichts von Neid, Kabale oder Parteiwesen. Sein öffentlicher Vortrag war ein unterhaltender Umgang; seine Gedanken schienen eben jetzt in ihm zu sprießen, man mußte mit ihm fortdenken." —

Kant, seiner Gesinnung nach strenger Moralist, konnte auch über die Moral anmuthig scherzen. „Es ist eine boshafte List der Mannspersonen", sagt er 1764 in den „Gedanken über das Schöne und Erhabene", „wenn sie das schöne Geschlecht zum Philosophiren verleiten. Wohl bewußt ihrer Schwäche gegen die Reize desselben, und daß oft ein schalkhafter Blick sie mehr in Verwirrung setzt als die schwerste Schulfrage, sehn sie sich, sobald das Frauenzimmer philosophirt, in dem Vortheil, den Schwächen ihrer Eitelkeit mit großmüthiger Nachsicht aufzuhelfen. Der wahre Gegenstand der Frauenzimmer, ist der Mensch, d. h. der Mann; ihre Weltweisheit ist nicht Vernünfteln, sondern Empfinden. Ihre Tugend ist eine schöne Tugend: sie werden das Böse vermeiden, nicht weil es unrecht, sondern weil es häßlich ist. Nichts von Schuldigkeit, nichts von Sollen! Sie thun nur, was ihnen beliebt, und die Kunst besteht darin, zu machen, daß ihnen dasjenige beliebt, was gut ist . . Die Eitelkeit, die man ihnen so vielfältig vorrückt, ist eigentlich nur ein schöner Fehler, denn sie beleben dadurch wirklich ihre Reize . . . Die ganze Bezauberung beruht auf dem Geschlechtstrieb, durch den die Natur ihre

großen Absichten verfolgt; alle feineren Reize entspringen aus derselben Quelle. Ein gesunder und derber Geschmack, der sich durch die Reize der Gesichtszüge, schmachtende Augen und bezaubernde Mienen wenig anfechten läßt und mehr auf das Solide sieht, ist geschickt, die Person ohne Umstände glücklich zu machen, was einem verfeinerten Geschmack selten gelingt, da er mehr fordert und erwartet als die Natur gewöhnlich leistet; durch übergroße Reizbarkeit und Grübelei pflegt man sich viel Unmuth zu erklügeln."

Hatte Hume mit seiner Kritik des Causalbegriffs schon auf Kant einen großen Eindruck gemacht, so wirkte er noch stärker auf einen Landsmann und Freund desselben, Hamann, der gern Hamlet's Satz: „es giebt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als Schulweisheit sich träumt!" zu seinem Wahlspruch nahm. Er war 17. Aug. 1730 in Königsberg geboren, und starb 1788.

„Die christliche Religion", sagt Hume, „ist nicht nur mit Wunderwerken von Anfang an begleitet worden, sondern sie kann selbst heutzutage von keiner vernünftigen Person ohne ein Wunder geglaubt werden. Die bloße Vernunft ist nicht zureichend, uns von derselben zu überzeugen, und wer durch den Glauben bewogen wird, ihr Beifall zu geben, der ist sich in seiner eignen Person eines beständigen Wunderwerks bewußt, welches alle Grundsätze seines Verstandes umkehrt und demselben eine Bestimmung giebt, das zu glauben, was der Erfahrung und Gewohnheit am meisten zuwider und entgegen ist."

„Hume", schreibt Hamann an Kant, „mag das mit einer höhnischen Miene gesagt haben, es ist immer ein Zeugniß der Wahrheit im Mund eines Verfolgers derselben." „Unser eigen Dasein und die Existenz aller Dinge außer uns muß geglaubt und kann auf keine andre Art ausgemacht werden. Der Glaube ist kein Werk der Vernunft und kann daher keinem Angriff derselben unterliegen, weil Glauben so wenig durch Gründe geschieht als Schmecken und Sehn." „Das Schicksal setze den größten Weltweisen und Dichter in Umstände, wo sie sich beide selbst fühlen, so verleugnet der eine seine Vernunft und entdeckt uns, daß er keine beste Welt glaubt, so gut er sie auch beweisen kann; und der andre sieht sich seiner Muse und Schutzengel beraubt bei dem Tod seiner Meta."

Diese Gedanken wuchsen auf dem Boden einer ganz eignen Charakteranlage und ganz eigner Lebenserfahrungen auf. Eine freie Natur, die jeden Zügel zerreißt, aber freilich auch sich selbst nicht zügeln kann; ein geniales Denken, rasches Combiniren, ein tiefer Blick für das Wesent-

liche; zugleich aber die gänzliche Unfähigkeit, sich durch zusammenhängende Arbeit zu schulen.

Hamann's Vater, ein angesehener Chirurg in Königsberg, hatte bei des Sohnes Erziehung vielleicht zuviel gethan, indem er ihn von Privatlehrern in allen möglichen Dingen unterrichten ließ: außer den alten Sprachen wurden auch die neueren, namentlich Französisch und Italienisch, betrieben. Noch nicht 16 Jahre alt, durfte er die Universität beziehn, wo er sich dem Namen nach zuerst auf Theologie, dann auf die Rechte legte. Er war dann Hofmeister auf verschiedenen liefländischen Gütern, bis er im Hause des reichen Kaufmanns Berends in Riga freundliche Aufnahme und soviel Zutrauen fand, daß dieser ihm endlich eine handelspolitische Mission anvertraute. Nachdem er sich fast ein Jahr lang in Deutschland umhergetrieben — in Berlin, Hamburg, Lübeck, Bremen —, kam er nach London. Seine Mission scheint er völlig vergessen zu haben und in schlechte Gesellschaft gerathen zu sein; sein Geld war verzehrt, er hatte sich völlig aufgegeben. So dauerte es ein Jahr.

In dieser Stimmung fiel ihm eine Bibel in die Hände. „Es schien als wenn ich eine Decke über meine Vernunft und mein Herz gewahr würde, die mir das Buch bisher verschlossen hätte; je weiter ich kam, je neuer wurde es mir."

„Gott offenbart sich; der Schöpfer der Welt wird Schriftsteller. Die Rede ist nicht von einer Offenbarung, die ein Voltaire, ein Bolingbroke, ein Shaftesbury annehmbar finden, die ihren Vorurtheilen, ihrem Witz, ihren Gründen Genüge thun würde. Leute, die sich Einsicht genug zutrauen, um eines göttlichen Unterrichts entbehren zu können, würden in jeder Offenbarung Fehler gefunden haben, und haben keine nöthig: sie sind die Gesunden, die des Arztes nicht bedürfen."

„Die Neugier ist Amme der Wissenschaft. In der natürlichen Erkenntniß hintergeht uns der Schein des Neuen, im Gesichtskreis unsrer Vernunft ist nichts Neues anzutreffen: die Offenbarung Gottes im Fleisch ist der einzige Gegenstand, für den uns der Trieb der Neugier von Gott eingepflanzt ist, ein Durst, den alle irdischen Brunnen nur vermehren und den nur die lautre himmlische Quelle stillt."

„Wie unzureichend sind die Begriffe der Menschen, sich überirdische Dinge vorzustellen! Die Ewigkeit Gottes kann uns nicht anders begreiflich gemacht werden, als durch die Theile der Zeit, durch die Verbindung von drei Augenblicken, die wir aus Unvollkommenheit unterscheiden müssen. Nach unsern Begriffen geht das Vergangene vor dem

Gegenwärtigen her; bei Gott ist das Gegenwärtige der Grund des Vergangnen und Zukünftigen. — Die Vernunft kann nichts als Analogien auffassen, um ein sehr undeutlich Licht zu erhalten. Alle Erscheinungen der Natur sind Träume, Gesichte, Räthsel, die ihre Bedeutung, ihren geheimen Sinn haben; das Buch der Natur und der Geschichte sind nichts als Chiffern, die ihren Schlüssel verlangen. Unsre Gedanken sind nichts als Fragmente; unsre Vernunft ist jenem blinden thebanischen Wahrsager ähnlich, dem seine Tochter den Flug der Vögel beschrieb: er prophezeite aus ihren Nachrichten." — „Alle Freuden und Leiden unsres Lebens scheinen aus Dünsten zu bestehn, von denen man nicht weiß, woher sie kommen und wo sie bleiben." —

Durch ein freundliches Schreiben von Berends wurde Hamann endlich aus seinem Stumpfsinn aufgerüttelt; er faßte einen Entschluß, verließ London und wurde in Riga mit offnen Armen aufgenommen. Doch wußte er auch hier sich nicht zu stellen, und begrüßte es drei Vierteljahre später, April 1759, als Erlösung aus einem unerträglich gewordenen Zustand, daß sein schwer erkrankter Vater ihn nach Hause rief. Dort vertiefte er sich in eine zerstreute Lectüre: er las die griechischen Schriftsteller, Dichter und Prosaiker, die Propheten und ihre Ausleger, den Koran und den Hippokrates, die Kirchenväter und andre Theologen, aber auch die Engländer und Franzosen. Die derbsten zog er vor: Persius, Petron und Rabelais gehörten zu seiner Lieblingslectüre, später Chamfort und Rétif de la Bretonne.

Königsberg ist nicht nur entlegner und deshalb vom allgemeinen Bildungstreiben des Landes weniger berührt als die westlichen Städte, es ist auch in sich weniger gesellig. In Leipzig, Hamburg, Berlin, Halle, Zürich traten sogleich große litterarische Zirkel auf, deren Mitglieder ihre Meinungen austauschten, sie dadurch bis zu einem gewissen Grade abschliffen und ihnen allgemeinen Firniß gaben: in Königsberg wirkte Jeder einsam für sich, Jeder genöthigt, in sein Inneres einzukehren und dort seine Kräfte zu sammeln, zugleich aber scharf nach außen zu spähn, um sich seinen eignen Lebenshorizont zu schaffen. Gerade die Abgelegenheit und Armuth des Landes, wie schärfte sie das Aufmerken! Homer und die Propheten sprachen viel vernehmlicher zu diesen einsamen Grüblern, als zu den litterarischen Zirkeln der großen Städte.

Gern hätte sich Hamann über alles, was ihn bewegte, mit Kant ausgesprochen; dieser mochte ihn gern, antwortete aber auf seine ungestümen Liebesbriefe sehr gemessen. Indeß bestimmte er ihn, Schriftsteller zu werden: die „Sokratischen Denkwürdigkeiten" erschienen noch

1759; durch sie wurde Hamann dem Publicum bekannt, die Anmerkungen zur Bibel wurden erst nach seinem Tode herausgegeben.

Die Schrift hatte einen doppelten Zweck: sie schildert das griechische Leben von einer Seite, die von der herkömmlichen Ansicht sehr abwich, und sie zeichnet in Sokrates die Stellung, die Hamann selbst gegen das Publicum einzunehmen vorhatte.

„Sokrates scheint von seiner Unwissenheit soviel geredet zu haben als ein Hypochonder von seiner eingebildeten Krankheit. Wie man dies Uebel selbst kennen muß, um einen Milzsüchtigen zu verstehn, so gehört eine Sympathie der Unwissenheit dazu, von der Sokratischen einen Begriff zu geben. Wer so viel Scharfsinn nöthig hat, sich selbst von seiner Unwissenheit zu überführen, muß in seinem Herzen einen mächtigen Widerwillen gegen dieselbe hegen. Wenn Sokrates dem Kriton durch sein: „Nichts weiß ich! Rechenschaft ablegte, mit eben diesem Wort die gelehrten und neugierigen Athener abwies, und seinen schönen Jünglingen die Verleugnung ihrer Eitelkeit zu erleichtern suchte, so sind das drei verschiedene Dinge."

„Aus dieser Sokratischen Unwissenheit fließen alle Sonderbarkeiten seiner Lehr- und Denkart. Was ist natürlicher, als daß er sich genöthigt sah, immer zu fragen, um klüger zu werden; daß er leichtgläubig that, Jedes Meinung für wahr annahm und lieber die Probe der Spötterei und guten Laune als eine ernsthafte Untersuchung anstellte; daß er alle seine Schlüsse sinnlich und nach der Aehnlichkeit machte, weil er keine Dialektik verstand!"

„Die Athener waren neugierig und geneigt mitzutheilen; es mußte ihnen also gefallen, gefragt zu werden. Sie besaßen aber mehr die Gabe, zu erfinden und vorzutragen, als zu behalten und zu urtheilen; daher hatte Sokrates immer Gelegenheit, ihr Gedächtniß und ihre Urtheilskraft zu vertreten und sie vor Leichtsinn und Eitelkeit zu warnen. Jede neue Secte der Sophisten versprach eine Encyclopädie der gesunden Vernunft und Erfahrung: das waren die Näschereien, die Sokrates seinen Mitbürgern zu verleiden suchte: er lockte sie aus den Labyrinthen ihrer Gelehrten zu einer Wahrheit, die im Verborgenen liegt", zum Dienst eines unbekannten Gottes. —

Die „Denkwürdigkeiten des Sokrates" wurden in den „Litteraturbriefen" besprochen, und zwar mit Lob; da aber der Referent die Meinung des Verfassers öfters mißverstand, und da andre Blätter ihn mit oberflächlichem Spott abfertigten, glaubte Hamann die Fehde aufnehmen

zu sollen: seine „Wolken" (Februar 1761) sind eine Kriegserklärung gegen die moderne Litteratur.

„Das verflossene Jahrhundert war das Reich des Genies; das nächste wird vielleicht unter dem Scepter der gesunden Vernunft blühn. Was für eine traurige Figur machen die Ritter des gegenwärtigen Zeitalters in der Mitte! Ein Jahrhundert, wo man Versuche macht, Gedanken zu empfinden und Empfindungen mit Händen zu greifen, wo man Kupferstiche baut, Holzschnitte schreibt, nach Noten ficht, wird das philosophische genannt!"

„Die Vernunft ist heilig, recht und gut; durch sie kommt aber nichts als Erkenntniß der überaus sündigen Unwissenheit, die, wenn sie epidemisch wird, in die Rechte der Weltweisheit tritt, wie ihr eigner Prophet gesagt hat: les sages d'une nation sont fous de la folie commune! Jeder Mensch ist Schöpfer und Urbild seiner ihm gesunden Vernunft."

Ein Jahr darauf (Febr. 1762) sammelte Hamann seine zerstreuten Versuche als „Kreuzzüge des Philologen."

„Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts; wie der Gartenbau älter ist als der Acker, Malerei als Schrift, Gesang als Declamation, Gleichnisse als Schlüsse, Tausch als Handel. — Sinne und Leidenschaften verstehn nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntniß und Glückseligkeit."

„Die Natur wirkt durch Sinne und Leidenschaften; wer ihre Werkzeuge verstümmelt, wie mag der empfinden? Sind gelähmte Sennadern zur Bewegung aufgelegt? Ihr wollt herrschen über die Natur, und bindet euch selbst Hände und Füße, um in euren Gedichten desto rührender über des Schicksals diamantne Fesseln fistuliren zu können! Wenn die Leidenschaften Glieder der Unehre sind, hören sie deshalb auf, Waffen der Mannheit zu sein? Die Leidenschaft allein giebt Abstractionen sowohl als Hypothesen Hände, Füße, Flügel; Bilder und Zeichen Geist, Leben und Zunge. Ein Herz ohne Leidenschaft ist ein Kopf ohne Begriff. Die Leidenschaften müssen schon die Schule ausgelernt haben, wenn der zarte Arm der Vernunft sie regieren soll. Brauch deine Leidenschaften, wie du deine Gliedmaßen brauchst! — doch für euch Jungfern habe ich schon mehr als zuviel geschrieben: ihr Wittwen werdet besser verstehn, warum die Nacht den Homer erleuchtete und allen Liebhabern schöner Natur günstig ist, die den hellen Mittag als das Grab blöder Sinne fürchten!" — —

Wenn manche schönen Seelen in diesen Flugblättern zuerst eine

tiefe Frömmigkeit zu finden glaubten, so erkannten sie aus solchen übermüthigen Aeußerungen, daß sie sich am Ende getäuscht hätten, wenigstens wurden sie irre an dem Mann. Das Erbauliche in der Bibel war ihm Nebensache; er faßte sie in ihrer historischen Farbe, mit halb humoristischem Blick; sie war ihm eine geistreiche und interessante Erscheinung grade in ihrem Widerspruch gegen die platte Allerweltsmoral. Darin kamen ihm die Forschungen des Orientalisten Michaelis in Göttingen zu statten, der vom Christenthum das morgenländische Colorit, die locale und zeitliche Bedingtheit abzuschälen suchte, da sich die Offenbarung dem menschlichen Verständniß, dem zeitlich entwickelten, anbequemt habe. Aber grade was Michaelis aus der wahren Religion wegzuwischen suchte, erschien Hamann als das Charakteristische derselben: der Orient erschien ihm als eine kostbare Erweiterung des poetischen Horizonts gegen die einseitig europäisch-classische Anschauung. Er tadelt die Abgötterei, welche die Kunstlehrer mit der griechischen Mythologie treiben: „Wallfahrten nach Arabien, Kreuzzüge nach dem Morgenland würden uns zur Magie der Natur zurückführen. . . Du, der du den Himmel zerrissest und herabfuhrst! laß neue Irrlichter im Morgenland aufgehn! laß den Vorwitz ihrer Weisen durch neue Sterne erweckt werden, uns ihre Schätze selbst ins Land zu führen!"

Hamann drängt auf Bekanntschaft mit dem echten Morgenland, das durch die rationalistischen Ausleger seine kräftige Farbe verloren hatte. Die Rationalisten suchten Christus und Mahomed, Moses und Sokrates, die Propheten und Apostel sich etwa in der Art des großen Philosophen Mendelssohn vorzustellen; sie gingen nicht so weit, ihnen den Bart zu scheeren, aber sie liehen ihnen Gedanken und Empfindungen, die dem gebildeten Berliner verständlich waren. Gegen diese Modernisirung historischer Gestalten hatte Hamann einen nervösen Haß, und wußte für diesen die härtesten Worte zu finden; es war nicht ein tiefer religiöser Drang, der ihn gegen den Vernunftglauben eifern machte, sondern eine energische historische Anschauung. —

War man in Berlin mit den „Denkwürdigkeiten des Sokrates" noch ziemlich säuberlich umgegangen, so wurden die „Kreuzzüge" durchweg verurtheilt. „Ich habe einen Schriftsteller vor mir", schreibt Moses Mendelssohn, „der eine feine Beurtheilung besitzt, viel gelesen und verdaut hat, Funken von Genie zeigt und den Kern und Nachdruck der deutschen Sprache in seiner Gewalt hat, der also einer unsrer besten Schriftsteller hätte werden können, aber durch die Begierde, ein Original zu sein, verführt, einer der tadelhaftesten geworden ist."

Daß etwas nicht in Ordnung war, fühlte Hamann selbst. „Meine Briefe sind vielleicht schwer, weil ich in mancherlei Zungen mich ausdrücke." Nach einer Reihe von Jahren, wenn er versuchte, seine eignen Schriften wieder zu lesen, wurde er selber verwirrt. „Mir wird dabei so übel und weh als dem Leser, weil mir alle Mittelbegriffe, die zur Kette meiner Schlüsse gehören, verraucht sind, und so ausgetrocknet, daß weder Spur noch Witterung übrig bleibt. . . Diese Bogen sind alle auf besondere Veranlassungen meines Lebens entstanden und als so viel Ohren im Exemplar desselben gezeichnet. Dergleichen Personalien, die ganz aus dem Gedächtniß verschwinden, sind die Ingredienzien meiner Composition gewesen, die sich öfters auf einen sehr einzelnen Gesichtspunkt oder auf einen ebenso zufälligen Gemüthszustand bezog. Mich in all die Situationen zu versetzen, welche diese Irrwische hervorgebracht, ist eine wahre Seelenfolter." — Es ist also erklärlich, wenn Abbt einmal Hamann's Gehirn mit dem Archipelagus vergleicht, wo alles Nachbar ist, aber nur durch Schiffe zusammenkommt.

Hamann's Fehler war, daß er für seine zerstreuten Ideen auf eine Kunstform ausging, die Kunstform des Humors: er wollte auf seine Leser ungefähr so wirken wie Tristram Shandy, er versteckte den Zusammenhang seiner Gedanken, um beständig zu überraschen und zu verwirren, und so trieb er mit seinen goldnen Schätzen ein im Ganzen zweckloses Spiel. Gelingt es aber einmal, ihn bei einem Gedanken oder auch nur einem Bild wirklich zu fassen, so ist es, als wenn ein Blitz plötzlich die Gegend erhelle. Hamann hat nicht alle seine Gedanken selbst erfunden, er hat vieles aus seiner reichen Kenntniß der Litteratur geschöpft, aber er hat ihnen die lebendige Farbe gegeben. Er hat bei der Zerstreutheit seines Denkens auf sein Zeitalter unmittelbar wenig gewirkt, aber die Funken, die er verschwenderisch um sich warf, zündeten in den Gemüthern ernsthafterer Schriftsteller ein Licht an, das dem weiter sich entwickelnden Jahrhundert einen neuen Gesichtskreis eröffnete.

Eine gewisse Verwandtschaft zwischen Hamann und Möser ist augenscheinlich: die dreiste Nacktheit des Worts, der Sinn für das Burleske, das lebhafte Gefühl für das Geschichtliche und Individuelle. Freilich sticht der in Weltgeschäften erfahrene, an solide Arbeit gewöhnte Beamte mit seiner robusten Gesundheit vortheilhaft ab gegen den philologischen Grübler, dessen Sinn für die Wirklichkeit durch die Stubenluft verkümmert wurde.

Beide bemühten sich, die Sprache aus der Verkümmerung zu befreien, in der sie Wolff und Gottsched gelassen. Lessing suchte 1759

im „Wörterbuch zu Logau", gute alte Worte und Wortfügungen zu retten, die durch Gottscheds angebliche Sprachreinigung weggeschwemmt waren, und durch Benutzung der Dialekte die entfärbte Schriftsprache neu zu beleben. In demselben Sinn zeigte Hamann die üble Einwirkung des academischen Stils auf die Freiheit des Denkens; er vertheidigte mit Diderot die Inversionen; er sprach aus, daß echte Deutlichkeit in einer gehörigen Vertheilung von Licht und Schatten bestehe. Er rieth, Griechisch aus den Dialekten zu studiren: „in der Sprache eines jeden Volks finden wir die Geschichte desselben; um sie kennen zu lernen, darf man keine Reise über das Meer noch in die Gegenden solcher Schatten scheuen, die seit hundert oder tausend Jahren Geheimnisse geglaubt, geredet, gelitten haben, von denen uns die allgemeine Weltgeschichte kaum soviel Nachricht giebt als der schmalste Leichenstein."

Zu den Schriftstellern, die Hamann mit besondrer Vorliebe studirte, gehörte Rousseau: auch Rousseau nahm die Leidenschaften gegen die nivellirende Vernunft des 18. Jahrhunderts in Schutz. Auch Rousseau, wie sich später in seinen „Confessions" zeigte, suchte die Natur, die er anbetete, in den ungeschulten Regungen seines eignen Gemüths. Gleich nach dem Erscheinen der „Neuen Heloise" schreibt Hamann Aug. 1761: „der erste Theil war mit seinem Italienischen Witz nicht nach meinem Geschmack: ich habe aber jetzt eingesehn, daß man diesen Italienischen Witz kennen muß, wenn man Gegenstände behandeln will, die zwar in der Natur, aber nicht unter unserm Horizont sind: die Schwärmerei der Sinne, die Spitzfindigkeit der Leidenschaften." Er trat für Rousseau gegen Moses Mendelssohn's abfälliges Urtheil ein. Moses findet Rousseau's so hoch gerühmte Sprache spitzfindig, affectirt und voller Schwulst; er wolle sich durch Hyperbeln in einen Zustand von Empfindungen versetzen, die ihm aus Erfahrung nicht genug bekannt seien. „Ich gestehe, daß mein Herz bei den verliebten Klagen des albernen St. Preux eiskalt geblieben ist." — „Ein verliebter Philosoph", antwortet Hamann, „muß in unsern Augen ein albern Geschöpf sein, bis die Reihe an uns, an Sie und mich kommt, lebendig zu wissen, daß die Liebe Philosophen und Idioten gleichmacht. Sollten also ein Paar schwarze Augen einmal wunderthätig genug sein, Ihr eiskaltes Herz in einen blühenden Frühling zu verwandeln, oder das meine: wer sagt uns beiden für unsre Philosophie gut?" — „Es ist garnicht die Rede, ob ein Meisterstück Fehler habe, sondern wo die Fehler liegen und wie sie angebracht sind. Jeder vernünftige Autor weiß seine Fehler zum voraus, er weiß ihnen aber die rechte Stelle zu geben, wo sie wie der

Schatten im Gemälde sich verlieren und abstechen. Die kräftigsten Irrthümer und Wahrheiten, die unsterblichen Schönheiten und tödtlichsten Fehler eines Buchs sind gleich den Elementen unsichtbar, und ich kümmere mich um die am wenigsten, die man in Augenschein zu setzen im Stande ist."

„Wenn nichts so ungereimt ist, das nicht ein Philosoph gelehrt, so muß einem Philosophen nichts ungereimt vorkommen, das er nicht prüfen und untersuchen sollte, ehe er sich unterstünde es zu verwerfen. Ekel ist Merkmal eines verdorbenen Magens oder verwöhnter Einbildungskraft." Dieser gegen Kant's „Betrachtungen über das Schöne und Erhabene" gerichteten Aeußerung würde Lessing vielleicht beigepflichtet haben. Gleichwohl ist zwischen ihm und Hamann ein merklicher Unterschied: in Lessing wie in Kant lebt die volle Kraft des 18. Jahrhunderts, in Hamann und Möser scheint sich das 19. Jahrhundert auf die Zehen zu stellen, um in die dämmernde Ferne zu spähen.

Das neunzehnte Jahrhundert geht viel ernsthafter auf das Positive im Glauben und Wirken aus als das ihm vorangehende: aber es beginnt mit dem Kampf gegen die überkommenen Voraussetzungen desselben, mit dem Zweifel; seine Vorfechter sind Skeptiker und Humoristen. Hamann hielt sich selbst für einen Gläubigen, aber er gab es auf, Gott aus seinen Werken, aus der Natur zu erkennen: „wo zeigen jemals Werke die Tiefe einer Seele?" „Aus Bedürfnissen dieser Erde besteht aller Vorschmack des Himmels!" Aus dem, was dem Menschen fehlt, geht die Sehnsucht nach Gott hervor.

Auch in seinem Leben spricht sich dieser skeptische Zug aus. Er lebte im Concubinat mit der ehemaligen Haushälterin seines Vaters, und fühlte sich in demselben glücklich; er war ein guter Familienvater, und fragte wenig nach dem Urtheil der Welt. Auch hinderte dieser Verstoß gegen die Sitte vornehme Damen seiner Heimath nicht, ihn in seiner Häuslichkeit, die noch dazu äußerst dürftig war, zu besuchen. Im Garten einer solchen Dame, der katholischen Fürstin Galizin in Münster, fand er im 58. Jahr sein Ende: seine letzten Aufzeichnungen werfen einen interessanten Blick auf sein Leben und Denken.

„Wir leben hier durcheinander wie die Wilden in einer glücklichen Ungezogenheit. Es ist eine Wohlthat, am Gegenwärtigen mehr Geschmack zu haben als an Allem, was diesseits oder jenseits liegt. Gesetzt, daß alles auf Täuschung ausliefe, so will ich solche genießen als das beste Intermezzo meiner Wanderschaft. Auch hier sind Götter! — Küche und Tempel, Stall und Palast, alles ist gut.

„Ich bin ganz ruhig, schäme und gräme mich nicht, bin ebenso

gleichgültig als heftig, nirgend und allenthalben zu Hause, kann aus nichts in der Welt, am wenigsten aus mir selber klug werden, und mitten in der Verzweiflung genieße ich einen Frieden, der so sicher ist als Abraham's Schooß. — Es ist Mittag, und ich freue mich auf's liebe Essen und Trinken, und ebenso sehr auf den Augenblick, beides wieder loszuwerden, und der Erde wiederzugeben was aus ihr genommen ist. Vergeben Sie mir diese ungezogene Natursprache: sie ist die Mutter meiner dürftigen Philosophie und das Ideal dieser ungezogenen Tochter, welche mit ihren Füßen auf der Erde steht, nur mit ihren Augen den Himmel erreichen kann, von weitem, und je länger, desto dunkler. Je mehr die Nacht meines Lebens zunimmt, desto heller wird die Morgenröthe in meinem Herzen."

Chronologisches Verzeichniß der Geburtstage.

1600, 17. Jan. Calderon † 1681.
— 19. Nov. Karl I. v. England † 1649.
1606, 6. Juni Corneille † 1684.
1607, 15. Juli Rembrandt † 1669.
1608, 9. Dec. Milton † 1674.
1616, 11. Oct. Andr. Gryphius † 1664.
1618, 25. Dec. Hoffmannswaldau † 1679.
1620, 16. Juli Friedrich Wilhelm der große Kurfürst von Brandenburg † 1688.
1623, 19. Juni Pascal † 1662.
1625, 25. April Joh. Friedr. v. Hannover † 1679.
1627, 27. Sept. Bischof Bossuet † 1704.
1629, 20. Nov. Ernst August v. Hannover † 1698.
1630, 14. Oct. Kurfürstin Sophie v. Hannover † 1714.
1632, 11. Jan. Pufendorf (Chemnitz) † 1694.
— 29. Aug. Locke † 1704.
— 24. Nov. Spinoza † 1677.
1633, 4. Oct. Anton Ulrich v. Wolfenbüttel † 1714.
1634, Balth. Bekker, Niederland.
1635, 13. Jan. Phil. Jac. Spener (Elsaß) † 1705.
— 25. Jan. Lohenstein (Schlesien) † 1683.
1636, 1. Nov. Boileau † 1711.
1639, 21. Dec. Racine † 1699.
1640, Kaiser Leopold † 1705.
1642, 30. April Christian Weise (Zittau) † 1708.

1643, 5. Jan. Newton † 1727.
1646, 21. Juni Leibniz † 1716.
1647, Bayle † 1706.
1649, 1. Juni J. W. Petersen, Osnabrück † 1727.
1650, 14. Nov. Wilhelm v. Oranien, K. v. England † 1702.
1651, 20. April Walter Graf Tschirnhaus (Ob. Lausitz) † 1708.

1651, 6. Aug. Fénelon † 1715.
1654, 8. Mai Joh. Besser (Kurland) (Berlin-Dresden) † 1729.
— 27. Nov. F. R. L. v. Canitz (Berlin) † 1699.
1655, 12. Jan. Chr. Thomasius, Leipzig (Professor in Halle) † 1728.
1657, 1. Juli König Friedrich v. Preußen † 1713.
1660, 21. Oct. Ernst Stahl, Ansbach (Professor in Halle) † 1739.
— 15. Nov. Herm. v. d. Hardt † 1746.
1662, Andr. Schlüter † 1714.
1663, 12. März Aug. Herm. Francke, Lübeck (Professor in Halle) † 1727.
— 18. Oct. Prinz Eugen v. Savoyen † 1736.
1664, 27. März Benj. Neukirch (Schlesien) † 1729.
— 5. Sept. Arnold, Annaberg † 1714.
1667, 4. Aug. Hildebrand Frh. v. Canstein † 1719.
— 30. Nov. Jonath. Swift, Dublin † 1745.
1668, 8. Mai René Lesage † 1747.
— 26. Juli J. H. Michaelis, Hohenstein (Professor in Halle) † 1738.
— 20. Oct. Sophie Charlotte v. Hannover, Königin v. Preußen † 1705.
1670, 12. Mai August der Starke † 1733.
— 15. Aug. J. P. Ludwig, Schwäb. Hall (Professor in Halle) † 1743.
— 16. Oct. Joach. Lange, Gardelegen (Professor in Halle) † 1744.
— 11. Dec. Freylinghausen, Wolfenbüttel (Halle) † 1739.
1671, 26. Feb. Lord Shaftesbury † 1713.
— 25. Febr. Hieron. Gundling (bei Nürnberg) (Professor in Halle) † 1729.
1672, Lord Bolingbroke (St. John) † 1737.
— 1. Mai Addison † 1719.
— 10. Aug. Konr. Dippel, Darmstadt.
1673, 19. Aug. Paul Gundling, (Nürnberg) (Hofnarr in Berlin) † 1731.
— 29. Dec. Valent. Löscher, Zwickau † 1749.

1678, 26. Juli Kaiser Joseph I. † 1711.
1679, 24. Jan. Chr. Wolff, Breslau † 1754.
1680, 22. Sept. Barth. Heinr. Brockes, Hamburg † 1747.
1681, Juni Young † 1765.
1685, 24. Febr. G. Fr. Händel, Halle † 1759.
— 21. März Sebast. Bach, Eisenach † 1750.
— 1. Oct. Kaiser Karl VI. † 1740.
1688, Friedrich Wilhelm I. v. Preußen † 1740.
— 20. Mai Alex. Pope † 1744.
— 8. Oct. Ulrich König, Eßlingen † 1744.
— 26. Dec. Drollinger, Durlach † 1742.
1689, 18. Jan. Montesquieu † 1755.
1691, 9. April Math. Gesner, Nürnberg † 1761.

1694, 19. Oct. Lorenz Mosheim, Lübeck † 1755.
— 21. Nov. Voltaire † 1778.
— 22. Dec. Sam. Reimarus, Hamburg † 1768.
1695, 8. April Christ. Günther † 1723.
1697, 2. Juni Heinrich v. Bünau, Weißenfels † 1762.
— W. Hogarth, London † 1764.
1698, 19. Juli J. J. Bodmer, Zürich † 1783.
— — Edelmann, Weißenfels † 1761.
1699, 28. Sept. Maupertuis † 1759.
1700, 2. Febr. Joh. Chr. Gottsched, Juditтenkirch bei Königsberg † 1766.
— April Christ (Archäologe) † 1758.
— 26. Mai Graf Zinzendorf, Dresden.
— 10. Sept. Thompson † 1748.
1701, 18. Jan. Joh. Jak. Moser, Stuttgart † 1785.
— 1. März J. J. Breitinger, Zürich † 1776.
— April Liscow, Schwerin † 1760.
1703, 4. Febr. A. F. W. Sack † 1786.
1704, 24. Juni Marquis d'Argens.
1706, 17. Juni Benjamin Franklin, Boston † 1790.
1707, 14. Febr. Crébillon le Jeune † 1777.
— 15. April Leonh. Euler, Basel.
— 22. April Henry Fielding † 1754.
— 4. Mai Linné.
— 4. August Ernesti, Tennstedt (Professor in Leipzig) † 1781.
— 7. Sept. Graf Buffon, Montbar † 1788.

1708, 23. April Friedr. v. Hagedorn, Hamburg † 1754.
— 16. Oct. Albr. Haller, Bern † 1777.
1709, 22. Nov. Jerusalem, Osnabrück † 1789.
— 25. Dec. Lamettrie, St. Malo † 1751.
1710, 15. Febr. Ludwig XV. † 1774.
1711, S. G. Lange, Halle.
— 26. April David Hume, Edinburg † 1776.
1712, 24. Nov. Gärtner, Freiberg † 1791.
— 24. Jan. Friedrich der Große † 1786.
— 28. Juni J. J. Rousseau, Genf † 1778.
— 11. Dec. Algarotti, Venedig † 1764.
1713, 5. Oct. Diderot † 1784.
— 24. Nov. Lorenz Sterne, Irland † 1768.
1714, 4. Juli Gluck † 1787.
— 17. Juli Alex. Baumgarten, Wolmirstedt † 1758.

1714, 17. Sept. Rabener, Wachau bei Leipzig † 1771.
— 1. Nov. Spalding, Triebsees (Pommern) † 1764.
1715, Januar Helvetius, Paris † 1771.
— 7. März Ewald v. Kleist, Pommern † 1759.
— 4. Juli Gellert, Hainichen (Erzgebirge) † 1769.
Pyra, Kotbus † 1744.
1716, 23. Febr. C. A. Schmid, Lüneburg † 1789.
— 28. Febr. David Garrick (Schauspieler) † 1779.
1717, 17. Febr. Oeser, Preßburg
— 27. Febr. J. D. Michaelis, Halle (Professor in Göttingen) † 1791.
— 13. Mai Maria Theresia † 1780.
1718, 28. Jan. Elias Schlegel, Meißen † 1749.
1719, 30. Jan. Lichtwer, Wurzen † 1783.
— 2. April Gleim, Ermsleben bei Halberstadt † 1803.
— 24. Sept. Kästner, Leipzig † 1800.
1720, 3. Oct. Uz, Ansbach † 1796.
— 16. Oct. Sulzer, Winterthur † 1779.
— 12. Aug. Eckhoff, Hamburg † 1778.
— 14. Dec. Justus Möser, Osnabrück † 1794.
1721, 9. Juli Götz, Worms † 1781.
— 18. Sept. Ad. Schlegel, Meißen † 1793.
— 29. Dec. Marquise von Pompadour † 1764.
1723, 29. Jan. Joh. Andr. Cramer, Erzgebirge † 1788.
— 8. Febr. Joh. Arn. Ebert, Hamburg † 1795.
— 19. Dec. Susanne v. Klettenberg, Frankfurt a. Main † 1774.
— 11. Sept. Basedow, Hamburg † 1796.
— 18. Dec. K. F. v. Moser, Stuttg. † 1798.
1724, 2. April Giseke, Ungarn † 1765.
— 22. April Kant, Königsberg † 1804.
— 2. Juli Klopstock, Quedlinburg † 1803.
1725, 12. Juni K. W. Ramler, Colberg † 1798.
— 21. März Kasp. Hirzel, Zürich † 1803.
— 25. Juni Joh. Steph. Pütter, Iserlohn † 1807.
— 18. Dec. Semmler, Saalfeld † 1791.
1726, 18. Jan. Prinz Heinrich v. Preußen † 1802.
— 28. Jan. Chr. Felix Weiße, Annaberg † 1804.
— 1. Mai Zachariä, Frankenhausen † 1777.
— 16. Oct. Dan. Nic. Chodowiecki, Danzig † 1801.
1728, 12. März Rafael Mengs, Dresden † 1779.
— 16. März Meta Moller (Klopstocks Gattin), Hamburg † 1758.
— 17. März Iselin, Basel † 1782.
— 28. Aug. Ad. Hiller (Direktor des Gewandhauses), Görlitz.

1728, 10. Nov. Oliver Goldsmith, Irland † 1774.
— 28. Nov. Zimmermann, Brugg (Schweiz) † 1795.
1729, 22. Jan. Gotth. Ephr. Lessing, Camenz † 1781.
— 25. April Katharina II. † 1796.
— 6. Sept. Moses Mendelssohn, Dessau † 1786.
— 25. Sept. Heyne, Chemnitz † 1812.
— 27. Sept. Denis, Scharding † 1800.
1730, 1. Jan. Edm. Burke, Dublin † 1797.
— 16. Jan. Bode, Breslau † 1793.
— 1. April Salomon Geßner, Zürich † 1787.
— 27. Aug. Hamann, Königsberg † 1788.
1731, 4. Jan. v. Zedlitz (Preußischer Cultusminister) † 1793.
— 15. Febr. Marie Schmidt (Klopstock's Fanny) † 1799.
— 2. Sept. v. Cronegk, Ansbach † 1758.
— 6. Dec. Sophie Laroche geb. Gutermann, Kaufbeuren † 1807.
— 30. Dec. Julie Bondeli, Bern † 1778.
1732, 24. Jan. Beaumarchais, Paris † 1799.
— 22. Febr. G. Washington, Virginien † 1799.
— 31. März J. Haydn, Dorf Rohrau † 1809.
— 30. Sept. J. Necker, Genf † 1804.
1733, Sonnenfels, Nikolsburg † 1817.
— 18. März Fr. Nicolai, Berlin † 1811.
— 5. Sept. Wieland, Biberach † 1813.

Verlag

von

Wilhelm Hertz (Besserſche Buchhandlung)

in Berlin.

Julian Schmidt, Portraits aus dem neunzehnten Jahrhundert. geheftet 8 *M.*, eleg. gebunden 9 *M.* 20 *Pf.*

Aiſchylos, überſetzt von J. G. Droyſen. 4. umgearbeitete Auflage. gr. 8°. eleg. geheftet 6 *M.*, in Leinwand gebunden 7 *M.* 20 *Pf.*

Georg Beſeler, Erlebtes und Erſtrebtes. 1809—1859. Mit Anlagen. geheftet 6 *M.*

Ernſt Curtius, Alterthum und Gegenwart, Geſammelte Reden und Vorträge. 2 Bände. Preis jedes Bandes eleg. geheftet 7 *M.*, eleg. gebunden 8 *M.* 20 *Pf.*

Guſtav Engel, Aeſthetik der Tonkunſt. eleg. geheftet 8 *M.*, eleg. gebunden 9 *M.* 20 *Pf.*

J. E. Erdmann, Grundriß der Geſchichte der Philoſophie. Dritte verbeſſerte Auflage. 2 Bände. geheftet 24 *M.*

Theodor Fontane, Chriſtian Friedrich Scherenberg und das literariſche Berlin von 1840 bis 1860. eleg. geheftet 5 *M.*, eleg. gebunden 6 *M.* 20 *Pf.*

Emanuel Geibel, Claſſiſches Liederbuch. Griechen und Römer in deutſcher Nachbildung. Vierte ſehr vermehrte Auflage. geheftet 6 *M.*, in feinſtem Halbkalblederband 9 *M.*

Goethes Briefe an Sophie von La Roche und Bettina Brentano nebſt dichteriſchen Beilagen herausgegeben von **G. von Loeper.** Zum Beſten des in Berlin zu errichtenden Goethe-Denkmals. geheftet 6 *M.*

Goethes Briefwechſel mit einem Kinde (Bettina v. Arnim). Seinem Denkmal. Dritte Auflage. Herausgegeben von **Herman Grimm.** eleg. geheftet 8 *M.*, in Leinwand gebunden 9 *M.* 20 *Pf.*, in feinſtem hellen Halbkalblederband 11 *M.*

Goethe und Gräfin O'Donell. Ungedruckte Briefe nebst dichterischen Beilagen herausgegeben von **Dr. Richard Maria Werner.** Mit zwei Portraits. eleg. geheftet 6 *M.*, in Leinwand gebunden 7 *M.* 20 *Pf.*, in Halbkalbleder gebunden 9 *M.*

Herman Grimm, Goethe. Vorlesungen, gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin. Dritte durchgesehene Auflage. eleg. geheftet 6 *M.*, in Leinwand gebunden 7 *M.* 20 *Pf.*, in feinstem Halbkalblederband 9 *M.*

Herman Grimm, Leben Michelangelo's. Zwei Bände. Fünfte Auflage. eleg. geheftet 20 *M.*, in Leinwand gebunden 23 *M.*, in feinstem dunkelgrünen Halbkalblederband 29 *M.*

Paul Heyse, Gedichte. Dritte Auflage, aus dem „Skizzenbuch" und den „Versen aus Italien" vermehrt. eleg. geheftet 5 *M.*, in Leinwand gebunden 6 *M.*, in Leder gebunden 8 *M.* 60 *Pf.*

Gottfried Keller, Gesammelte Gedichte. Zweite Auflage. eleg. geheftet 7 *M.*, in Leinwand gebunden 8 *M.* 20 *Pf.*, in elegantem Halbkalblederband 10 *M.*

Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von **J. Fürst.** Mit dem Portrait der H. Herz, gemalt von Graff, gestochen von Teichel. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. geheftet 5 *M.* 60 *Pf.*

Karl Immermann. Sein Leben und seine Werke, aus Tagebüchern und Briefen an seine Familie zusammengestellt. (Herausgegeben von **Gustav zu Putlitz.**) 2 Bände. geheftet 9 *M.*

Hermann Oldenberg, Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. eleg. geheftet 10 *M.*

Hermann Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter. In zwei Bänden. geheftet 15 *M.*

Paul Schlenther, Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie. Ein Kulturbild aus der Zopfzeit. eleg. geheftet 5 *M.*, in Leinwand gebunden 6 *M.* 20 *Pf.*

Adolf Schöll, Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens. Gesammelte Abhandlungen. eleg. geheftet 9 *M.*, gebunden in Leinwand 10 *M.* 20 *Pf.*, in Halbkalblederband 12 *M.*

Adolf Schöll, Gesammelte Aufsätze zur klassischen Literatur alter und neuerer Zeit. geheftet 7 *M.*, in Leinwand gebunden 8 *M.* 20 *Pf.*

Louise Seidler. Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler (geboren zu Jena 1786, gestorben zu Weimar 1866). Aus handschriftlichem Nachlaß zusammengestellt und bearbeitet von Hermann Uhde. Zweite, umgearbeitete Auflage. geheftet 7 *M.*

328813 LG.H S352ge

Author Schmidt, Julian

Title Geschichte der deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit. Vol.1.

DATE. NAME OF BORROWER.

University of Toronto Library

DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED